Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berthold, Karl,

Bruchstücke aus Karl Berthold's Tagebuch

Berlin 1826

P.o.germ. 656
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111691-3

erm.
6

.germ. 656

[Hudtwalcker]

der Verfasser ist Hudtwalker.

Bruchstücke

aus

Karl Berthold's Tagebuch.

Herausgegeben

von

Oswald.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.

1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Da sich die Umstände, wegen welcher der Verfasser dieses Büchleins dasselbe dem Publikum entziehen zu müssen glaubte, verändert haben, so trägt der Herausgeber kein weiteres Bedenken, es nunmehr öffentlich bekannt zu machen. Es ist dieses das schönste Monument, was er seinem Freunde errichten kann.

Der Verfasser fiel in einer der Schlachten des Jahres 1809 unter Oesterreichs Panieren.

Er hat sich und seine Freunde in diesen Blättern ganz der Wahrheit gemäß geschildert. Man lege daher nicht den Maaßstab der Kritik an die Schrift, als wenn sie sich für ein Produkt der Absichtlichkeit und des künstlerischen Bewußtseyns ausgäbe. Sie kann diese Art der Beurtheilung nicht ertragen; aber sie schien dem Herausgeber gleichwohl des Druckes nicht un-

würdig, und dies Urtheil glaubt er rechtfertigen zu können. Vielleicht wird jetzt, nach so viel Englischen Gerichten, auch eine einfache Deutsche Speise unsrer Lesewelt wieder zusagen. Uebrigens hat der Herausgeber sich keine Aenderung irgend einer Art erlauben zu dürfen geglaubt. Billige Leser werden auch dies nicht tadeln; leicht hätte er seinen Freund etwas weniger unreif, seinen Styl etwas einfacher — mancher Kunstrichter wird vielleicht sagen: etwas freier von Manier — erscheinen lassen können. Aber damit wäre auch die Eigenthümlichkeit des Verfassers verwischt worden.

Noch muß bemerkt werden, daß unser Berthold nichts mit dem Verfasser der im Jahre 1824 bei Cnobloch in Leipzig erschienenen, dem Herausgeber dieses Tagebuchs übrigens ganz unbekannten dramatischen Dichtungen gemein hat, und daß die Aehnlichkeit des Namens rein zufällig ist.

Oswald.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede und erstes Kapitel.

In Würzburg, am vorletzten Juli 1808.

Seit langer Zeit will meine Tagebuchhalterei nichts mehr verfangen. Man sollte glauben, es müsse den Menschen doch etwas äußerlich poliren und innerlich läutern, wenn er sich täglich revidirt und seine Visitationsabschlüsse sogleich zu Papier bringt. Es geht ihm aber mit sich selbst, wie dem Publikum mit schlechten Schriftstellern; kein Mensch lies't sie. So mag auch der Mensch nichts weiter wissen vom Tagebuch, und es häuft sich in Ballen geschriebener Makulatur um ihn an, ohne daß die Summe seiner Thorheiten und Unarten verringert würde; ja diese werden ihm endlich historisch selbst anziehend, und scheinen nicht mehr ihm anzugehören, sondern der Außenwelt.

Nun aber soll es anders werden. Ich lasse Alles gleich drucken, wie es passirt und ich es verübe. Ein Buchhändler und ein Nachdrucker geben

mein Tagebuch ein halbes Jahr lang auf gemeinschaftliche Kosten heraus; sie drucken, wenn nur Manuskript zu einem Bogen da ist, aber erscheinen wollen sie erst das Ganze lassen, zu meinem Leidwesen. Indeß habe ich dabei doch die Publizität als Abschreckungsmittel vor mir, und hinter mir als Vergeltungsstrafe, und bekomme nicht einmal Honorar für diese Selbstzergliederung bei lebendigem Leibe; ja es wird schon (laut Kontrakts) der dritte Bogen auf schlechteres Papier gedruckt, weil keine zweite Theile zu erwarten sind, und den Aerger darüber rechne ich auf Abschlag meiner Sünden.

Aber ich denke auch an Leser. Vermuthlich werde ich einen großen Theil dieses Normalsemesters auf Abstechern und Feldwegen neben meiner Lebensstraße zubringen, die mein Vater abgesteckt hat und auf hiesiger Universität mit juristischen Schweinslederbänden ausfüllen lassen will, um eine desto dauerhaftere Stein-Chaussee durch meinen Sumpfboden führen zu können — so wie, nach Plinius, Felle unter die Pfeiler des Dianentempels zu Ephesus gelegt wurden. Auf diesem Umherstreifen — das aber sein Ziel an der schönen Jungfrau hat, die, wie jener Magnetfels, sämmtliches Eisenwerk und Lebensklammern aus mir an sich reißt, so daß ich nächstens auseinander und in die Materie fliegen dürfte —

auf dieser Wallfahrt nach dem Zaubergarten dieser neuen Armide, muß ich besonders Vieles für Leser auffinden an Begebenheiten und Abenteuern.

Rezensenten fürchte ich nicht. Denn ein Mann von Einfluß meldete mir kürzlich:

er sende, bei den so verfallenen Frohnfesten und Zuchthäusern, einen Vorschlag an den rheinischen Bund ein, zur Reform der Häuser, deren Verfall unter anderm daran liege, daß man in den gefühlvollen aber unredlichen Zeiten keine Büttel und Zuchtmeister mehr aufzutreiben wüßte, die etwas anders verständen, als das Brod selber zu essen, was den Züchtlingen zu Theil werden solle. Da nun das Verhältniß des Wachsens der rheinischen Bundesrepublik seit ihrer Entstehung umgekehrt auf das Abnehmen der Gelehrtenrepublik angewandt werden könne, und vorauszusehen sey, daß die Leipziger Messe bald für immer eine concio missa, woher ihr Name stamme, recht eigentlich wieder zu benennen seyn werde, so sey er unmaaßgeblich der Meinung, daß, da solchergestalt der Musenhain eingehe, auch dessen Raupen- und Wurmfraß vakant und vielleicht zu annehmbaren Bedingungen zu kapern seyn werde. Wie folglich, wenn die Staaten die handfestesten Rezensenten nützlicher als Knechte in ihren (der

Staaten) Verurtheilungs- und Besserungsanstalten, mithin als Stockknechte, als Gewaltige und dergleichen anzustellen und zu verwenden Bedacht nähmen? Würde nicht statistischem Ansehen nach der besagte Fraß sich da, bei verschlossener geistiger Welt, noch in der körperlichen auf eine analoge Weise gar nützlich machen und dabei satt werden können?

Und das nimmt der Bund an, ich wette. Kommt in später Zeit Litteratur wieder auf, so wird man freilich in allgemeinen und besonderen Litteraturzeitungen Rezensenten aus alter Gewohnheit statt der Feder die Karbatsche ergreifen sehen; doch wo bin ich dann mit sammt meinem Tagebuche?

Zweites Kapitel.

Im Spessart, den 1. August.

Vor meiner Abreise aus Würzburg reichte ich wegen meines Passes, der mir schlechterdings versagt ward, weil ich mir keine Personalbeschreibung darin wollte gefallen lassen, folgende Bittschrift an den Magistrat ein:

P. P.

Konzipient dieses ist im Begriffe, diese Stadt, deren Zügel von Ew. ꝛc. mit so ehren- als handfester Hand gehandhabt werden, zu seinem Leidwesen zu verlassen, und bittet, zwar nicht um einen Laufpaß, sondern um einen Paß, auf den er fahren und reiten kann. Es ist ihm nicht unbekannt, daß zu den Requisiten eines solchen Stückes Papier auch eine kurze und mahlerisch rubrizirte Skizze von der Person des Supplikanten verlangt wird; allein er kann sich, was seine Person anbetrifft, bis jetzt nicht entschließen, dieselbe also und noch dazu in zweien Sprachen abkonterfeit in seiner Tasche für jeden Thor- und Gerichtsschreiber bei sich zu führen, und das aus folgenden, gewiß bündigen Gründen:

1) Will er nur allgemein berühren, daß wenn sich die Justiz und die schönen Künste bisher die Hände reichten, solches Niemanden zu Ehren sondern zu Unehren geschah, nehmlich bei Gelegenheit von Schandgemählden, die von der Justiz bisweilen unter ihre Asyle (asylum justitiae nennt sich in einer Inschrift der Heidelberger Galgen) gehängt wurden. Was soll also der rheinische Bund denken, wenn Supplikant mit seinem von der Justiz gemahlten Portrait in der Tasche umherzieht? Was anders, als daß man ihm ein Brandmark nicht eingebrannt, sondern als eine Etikette aufgeheftet habe nach einer neuen Manier? Zumal da ein solcher Paß, will man ihn nicht als ein raisonnirtes Gemählde gelten lassen, offenbar nur ein antizipirter (und noch dazu pränumerirter) Steckbrief ist, da glaublicher Weise die ausstellende Behörde in ihren Protokollen eine Kopei der Beschreibung behält zu etwanigem Gebrauche.

2) Findet er, und ein hocherleuchteter Magistrat, zumal wenn Derselbe nicht mehr in der Rathsstube, sondern schon auf dem Heimwege seyn sollte, gewiß mit ihm, die ganze Sache der heutigen Kultur und Verfeinerung allzu unangemessen. Wie soll Höflichkeit und Sitte bestehen, wenn der Reisende Wahrheiten über sich selbst in der Tasche tragen

muß für jede Behörde, die sonst höchstens sein Schneider zu wissen brauchte, und die injuriös seyn würden, wollte man sie ihm ins Gesicht sagen? Der Arme ist einem Reiter zu vergleichen, dessen Beine zeigen müssen, was sie von Fleisch haben und entbehren; er geht gleichsam nackt einher, und hat vor Wilden nichts voraus als die innerliche Bildung. Doch sollte dieser Grund bei Ew. 2c., welche ohne Zweifel die vortheilhaftesten Figuren tragen, weniger verfangen, so befängt Sie doch gewiß

3) der dritte, welcher das Risiko so höchst persönlicher Pässe darthut Lavater hat zur Genüge erwiesen, daß so oft nur Ein Zug oder Strich physiognomisch zwischen Spitzbuben und den ehrlichsten Leuten liegt. Werden nun Winkelzüge von rechtschaffenen Gesichtsfalten nicht genau unterschieden, und Seitenblicke nicht von schielenden Augen; so kann der Paßport dem Reisenden zu einem Nachtquartier verhelfen, an dem nichts Gutes ist, als daß ihn ein Andrer der Mühe überhebt, die Thüre zu verschließen. Und wer ist nicht geneigt, seinen Witz im Auffinden von Aehnlichkeiten geltend zu machen? In einem Umsehen kann man von jungen Gerichtspersonen, die nach wichtigen Kriminalfällen lüstern sind, für einen Schinderhannes erklärt und mindestens bis zu eingezognen Erkundigungen einst-

weilen statt derselben selber eingezogen werden. Ist das zu dulden, Magistrat? Supplikant hat es selbst erlebt, daß ein ansehnlicher Reisender wegen seines auf ihn gar nicht passenden Passes, der aber einem Steckbriefe aus Versehen nachgeschrieben seyn mußte, in Arrest gesetzt worden wäre, hätte der Mann nicht das Original des Passes, nehmlich sein wirkliches Gesicht, als klassischen Zeugen zu seinen Gunsten produzirt und eventualiter auf Einnehmung des Augenscheins angetragen.

Supplikant bittet somit was am Besten hier gebeten werden kann, soll oder mag, setzt aber nichts hinzu, da Ew. ꝛc. Zeit, Ueberzeugung, und Willfahrung ihm respective zu kostbar, gewiß, und wahrscheinlich ist.

Das Gesuch ward nicht beantwortet, und schien dem Paßmanne, der es mir zu Gefallen sogleich durchlief, ein Scherz zu scheinen, oder, wie er sich juristischer ausdrückte, ein injuriöses scriptum; weshalb ich gleichfalls nichts antwortete, sondern, da indeß die heutige Zeit des Mannes und somit der Paß selbst verpaßt war, mich ohne einen solchen auf und davon machte.

Hier habe ich nun im Gasthofe zum Peitschenstiel die „liederliche Musik" gefunden. So nannten wir in Würzburg zwei umherziehende Virtuosen, Trifftshäuser und Sanne, von denen ersterer die Guitarre spielt und dazu seinen Tenor singt, letzterer ihn mit der Flöte begleitet, und Gedichte deklamirt. Trifftshäuser dichtet meist selbst, was er singt. Ein Paar Leute, auserlesen zu Händeln und Ergetzlichkeiten, schätzen am meisten die schlechte Gesellschaft, und die gute sagt, daß sie beide nichts taugen. In Würzburg waren sie vor einigen Monaten weggewiesen wegen folgender Konzertanzeige, die sie hatten heimlich drucken lassen:

Konzertanzeige.

Trifftshäuser und Sanne, Virtuosen auf den meisten Instrumenten, zeigen an, daß sie ohne höchste Genehmigung ein großes Vokal- und Instrumentalkonzert geben werden, dergleichen weder hier noch anderswo, weder vor- noch nachher, weder gehört noch gesehen worden. Ueberzeugt, daß ein verehrungswürdiges Publikum über die Langeweile, welche die gewöhnlichen Konzerte ihm bisher verursacht haben, insgeheim mit ihnen einverstanden ist, haben sie eine ganz neue Art von Konzerten erfunden, und schmeicheln sich, damit allgemeinen Beifall zu finden. Sie werden folgende Stücke aufführen:

Erster Theil.

Erstlich werden sie, wenn das ganze Tollhaus in Freiheit gesetzt und in den Saal geführt worden, dasselbe auf verschiedenen Instrumenten und zum Theil durch Gesang sammt und sonders zur Raison bringen. Sie heilen jeden Wahnsinnigen durch das seinem Zustande angemessenste Instrument, z. B. die Hoffärtigen durch Schalmei und Dudelsack, Verliebte durch Pauken und Trompeten, religiöse Schwärmer durch Fagott und nach Umständen durch die Bratsche, auf welchen beiden Instrumenten sie besonders ersuchen ihren Humor zu beobachten.

Hierauf werden sie einen Herrn und eine Dame ersuchen, sich sich und ihnen gegenüber zu setzen. Sie werden dieselben bloß durch die Flöte und höchstens noch durch einige italienische Arien in einander verliebt machen. Sie lassen alsdann die Dame abtreten, und erregen in dem Chapeau so heftige Schmerzen über diese Trennung, daß derselbe ein auf dem Tische liegendes Pistol ergreift, um sich zu erschießen. In demselben Augenblicke lassen sie jedoch eine Musik erschallen, die den Liebhaber von seinem verzweifelten Entschlusse ab- und auf andre Gedanken bringt. Sie sind allenfalls erbötig, das Pistol scharf zu laden, so fest halten sie sich von ihrer Kunst überzeugt. Alsdann wird die

Schöne wieder hereintreten, und die Künstler werden durch eine feindselige Musik von großer Kunst beiden Personen einen solchen Haß statt der vorigen Liebe beibringen, daß sie im Begriffe sind sich in die Haare zu fallen, als sie in den vorigen gleichgültigen Zustand zurückgespielt werden.

Zweiter Theil.

Hier zwingt einer der Künstler auf dem Waldhorn auch die hartleibigsten Zuhörer in 1 bis $1\frac{1}{2}$ Minuten zu Thränen, und der andre eben so schnell auf dem Fagott zum Lachen. Wenn hiedurch die Zuhörer einigermaaßen disponirt sind, so wird man sie abwechselnd durch wenige Akkorde auf diesem oder jenem Instrumente zum Weinen und zum Lachen bringen.

Man kennt sodann die Wirkung, welche die Arie où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille auf Elephanten im Pariser Pflanzengarten hatte. Sanne wird durch einige Variationen derselben auf hohes Verlangen an anderen unvernünftigen, ja selbst an vernünftigen Bestien die sonderbarsten Erfolge herbeiführen. Zum Schluß singen sie ein kleines Lied aus Welsch-Tirol, anfangend

B'huet di Gotte ragazzetta,
Se tu vuoi u. s. w.

welches besonders den Zuhörerinnen zusagen wird.

Diese Musik will nach Würzburg zurück, und um die Erlaubniß anhalten, dort wieder bleiben zu dürfen. Ich habe sie beredet, wieder umzukehren, und eine Rheinreise mit mir zu machen. Auf dieser will ich mir die verliebten Gedanken aus dem Sinne schlagen. Zwar hab' ich das schon oft vergebens versucht. Aber dies alberne Schmachten nach einem doch unerreichbaren Gute soll endlich abgethan seyn. Ich will wieder ins Leben hinein, aus mir heraus, und will denken, wie Sanne singt:

Scheint dort die Sonne, weht hier der Wind,
Eine andre Mutter hat auch ein Kind.

Rezensenten müssen das billigen; Leser mag es verdrießen, weil dann nichts Romantisches weiter vorkommt. Aber Leser verhalten sich zu Rezensenten wie römische Sklaven zu Bürgern; erstere müssen sich Alles gefallen lassen, was ihnen der Autor zufügt. Zudem müssen sie die Arbeit thun, nehmlich das Lesen, was freigeborene Rezensenten sich schon als ein Verdienst zurechnen können.

Der Wirth führt hier guten Werthheimer. Ich ließ auftragen. Die Musik hat Pässe von Frankfurt zur Hin- und Herreise, aber kein Geld; da kann man sich aushelfen. „Bist Du auch abgeschafft worden?" rief mir Sanne entgegen. „So

nennt

nennt man nehmlich in Oesterreich," fuhr er fort: „die Landesverweisung." — Nein, versetzte ich, ich will mich selber abschaffen. Aber, Kandidat (er ist ein verunglückter), Du versprachst uns im Schwan deine Geschichte; um die ist nun Würzburg geprellt. Gieb sie zum Besten; ich lasse soviel Werthheimer bringen, als während derselben getrunken werden kann. — „Plagt ihn damit nicht," fiel Triftshäuser ein; „er erzählt Euch doch nur die Hälfte; den Rest ersinnt er. Ich habe diese Biographie zehnmal, und jedesmal anders, vernommen." — „Nur, wenn Philister sie wissen wollten," sagte Sanne; „einem Ehrenmanne sagt nur ein Hundsfott nicht die Wahrheit. Hört zu; gebt mir aber zuvor vom guten hanseatischen Tabak."

„Bilde Dir nicht ein", hub er an, „ich sey ein liederlicher Bursche. Ich bin ein Opfer der Kabale und Verfolgung von Obskuranten. Man hat mir's nicht in der Wiege gesungen, daß ich einst um Geld würde singen, oder doch deklamiren müssen. Mein Vater war ein wohlhabender Landprediger; wo? das denkt Euch. Es ging ihm gut; doch hatte er auch lange zappeln müssen. Er war zehn Jahre Kandidat und fast eben so lange mit meiner Mutter versprochen gewesen. Bei allen Va-

kanzen begegnete ihm etwas Unglückliches; selbst in seiner Pfarre, wo er noch haus't, hatte er schon früher einmal zur Wahl gepredigt. Damals lebte noch der Vater seines jetzigen Edelmanns, einer der klügsten und witzigsten Männer, die ich je gekannt, aber etwas ruchlos. Der hatte eine alte Maitresse, die er gern los seyn wollte, interessirte sich daher sehr für die Besetzung der Stelle, indem er hoffte, die alte Schöne bei dieser Gelegenheit los zu werden. Wirklich hatte er sich auch bereits mit einem Kandidaten deshalb verständigt. Da indeß die Pfarre eine Wahlstelle ist, wo der Patron nur das Präsentationsrecht hat, so verlor mein Vater nicht allen Muth, als die Predigerswittwe ihm diese Lage der Dinge erzählte. „Doch," setzte sie bald hinzu, „machen Sie sich keine vergebliche Hoffnung; ich wette, daß wenn Sie predigen wie mit Engelszungen, Sie keine Stimme bekommen. Denn der zweite mit Ihnen präsentirte Kandidat ist mit einer reichen Müllerstochter versprochen, deren Vater jedem der drei Schulzen aus den hier eingepfarrten Dörfern hundert Thaler geboten hat, wenn sie seinem künftigen Schwiegersohne soviel Stimmen verschaffen können, daß er gewählt wird. Also dieser oder jener Schürzenkandidat; es scheint einmal ausgemacht, daß die Schürzen sich diesmal bei Besetzung der

Stelle ihr altes Recht nicht wollen nehmen lassen. Indeß kam der Sonntagmorgen heran. Mein Vater konnte deutlich sehen, daß die Schulzen noch auf dem Kirchhofe mit dem größten Eifer Stimmen sammelten, erfuhr aber bald, daß der Edelmann, der aus seinen Fenstern dies ebenfalls mochte bemerkt und die Geschichte erfahren haben, hinunterschickte, und den Leuten sagen ließ: wenn der Kandidat mit der Tochter des Müllers Prediger werde, so zeige er höhern Orts die Simonie an, und der Teufel solle sie alle holen. Weil der letzte Eindruck der beste seyn soll, so hatte der Edelmann es so angeordnet, daß sein Schürzenkandidat zuletzt predigen mußte. Dieser mochte, trotz der allergnädigsten Protektion, wegen der hundert Thaler für jeden Schulzen aus den drei eingepfarrten Dörfern nicht ganz ruhig seyn; er bemühte sich daher, mit der eindringlichsten Salbung zu predigen, um auch so sein Möglichstes zu thun, und gerieth zuletzt in solchen Feuereifer, daß er, bei den Worten: und der Vorhang im Tempel riß mitten entzwei (er sprach von der Kreuzigung), ein Stück von der Kanzeldecke abriß und in der Hand behielt. Er ließ sich jedoch durch diesen Riß im Vorhang nicht irre machen, obgleich er das Stück während der übrigen Predigt in der Hand behalten mußte; so, hoffte er wohl,

man werde vom nächsten Chor die Sache weniger bemerken, als hätte er den Lappen bei sich hingelegt. Der Erfolg krönte seine handgreifliche Vorstellung vom Riß im Vorhange des Tempels; die Junkersimonie besiegte die müllerische und der Schürzenkandidat des Edelmanns ward gewählt. Die Predigerwittwe meinte, der neue Herr Pfarrer solle, um ein Uebriges zu thun, und zum ewigen Andenken an den Riß, durch welchen er eingegangen sey in den Tempel, die Stelle mit einem Stück aus der Schürze seiner künftigen Frau Liebsten flicken, das abgerissene Stück aber als eine Reliquie in der Sakristei aufhängen lassen."

Aber, fiel ich ein, wo will das hinaus, Musik, wenn Du deine Biographie so kunstgerecht schon mit der deines Vaters anfängst? Du bedenkst nicht, daß ich nicht bloß hören, sondern auch Alles nachher niederschreiben muß ins Tagebuch.

„Da sieh' Du zu," versetzte Sanne. „Betrachte die Erzählung als Charakteristik meines Vaters. Denn so hat er sie mir erzählt, so ist überhaupt seine Art und Weise. Dabei ist er fromm, nach der alten Art, streng orthodox; ich glaube, er wäre im Stande sich auf die Seite der symbolischen Bücher zu schlagen, wenn er einen Widerspruch derselben mit der Bibel ausfindig machte. Aber die

giebt er nicht zu. In diesem Sinne ward ich erzogen. Wie habe ich mich mit der Erbsünde und dem Versöhnungstode plagen müssen! Wahr ist es, mein Vater war besser als seine Lehren. Im Pfarrhofe unter den alten Linden herrschte ein eignes Wesen, ich kann es nicht besser bezeichnen, als mit den Worten eines Liedes von Klopstock, eines von den wenigen neuen Liedern, die mein Vater gelten ließ:

O daß frei von Erdebürden,
Von der Sünde Lasten würden
Unsre Seelen, unser Wille,
Sanft wie diese Sabbathstille.

Auch in seiner Entstellung ist noch viel Schönes im Christenthum. Meines Vaters Gemüth war kindlich, er mochte sich beschränkt sehen, hielt streng auf die Perikopen, behauptete, sie seyen gesetzt, nicht damit man seinen Witz zeigen solle, sondern weil Jahr aus Jahr ein bis zu einem gewissen Grade dasselbe gepredigt werden müsse, damit die Gemeinde im Ganzen des Christenthums fortdauernd fest erhalten werde. Er predigte am Charfreitage den Tod, und am Ostertage die Auferstehung des Herrn; hielt es für sündlich, an jenem Tage von der Auferstehung zu predigen, und an diesem auseinanderzusezzen, daß es keiner Auferstehung bedurft hätte, um die Göttlichkeit des Christenthums zu bewähren.

Denn, sagte er, es steht geschrieben: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel: so seyd Ihr noch in euren Sünden, so sind auch Die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Er lachte mich aus, als ich ihm einst sagte, man finde jetzt das Evangelium am Palmsonntage unpassend, weil es nach unseren Begriffen eine unwürdige Idee vom Stifter des Christenthums erwecken müsse, ihn sich auf einem Esel reitend zu denken (was doch so wahr ist). Wenn der Pastor danach ist, sagte mein Vater, so kann er ja nur am Palmsonntage auseinandersetzen, daß zwar bei uns der Esel weniger Chausseegeld zahlt als das Pferd, daß er aber in Judäa für ebenso vornehm galt. Das wird dann sehr erbaulich im jetzigen Sinne werden können. Noch eine Eigenheit meines Vaters: (werdet nicht ungeduldig) er konnte die Pappeln nicht leiden. Er verglich sie mit den neueren Schrifterklärern; wenn man sie höre, so glaube man immer es falle ein furchtbarer Regen, und sey doch nur ein wenig Wind und Luftzug. Weit und breit durfte keine Pappel stehen. Sie sind nicht einmal nütze, sprach er, abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Sie vexiren Dich noch im Ofen, sagte er.

„So lange ich im Vaterhause blieb, befand ich mich gut, in sofern man den Zustand einer halb

herkömmlichen, halb freiwilligen Beschränktheit so nennen kann. Doch in die Lehren meines Vaters vom sittlichen Verhältniß des Menschen tief einzugehen, davor schützte mich mein gesunder Verstand; auch wohl ein angeborener leichter Sinn, den ich von meiner früh verstorbenen Mutter geerbt haben mochte. Ich konnte nicht finden, daß es in meinem Herzen so bedenklich aussehe, als der Vater voraussetzte, und noch weniger, daß ich dem Dinge nicht mit eignem freien Willen abhelfen könne. Ich betrachtete meines Vaters Lehren in dieser Hinsicht, wie Kinder so viele andre Lehren der Eltern betrachten, als übertrieben und ängstlich; so wie ich es darauf ankommen ließ, ob mir unreifes Obst schaden werde, und wenn dies nicht der Fall war, das ganze Verbot verwarf, so etwa handhabte ich die Heilsordnung und was sich daran knüpfte, ohne freilich eine solche Probe machen zu können, wie bei Aepfeln und Birnen.

„Der Schulmeister hatte eine Tochter, einige Jahre jünger als ich; ein artiges wohlgebildetes Kind, von solcher Sanftmuth, daß ich noch schwanke, ob ich diese für eine glückliche Anlage oder für gänzliche Charakterlosigkeit erklären soll. Mein Vater war dem Mädchen sehr gewogen, unterrichtete sie mit besondrer Sorgfalt selbst über ihren Stand

hinaus, und schien eine Neigung, die sich allmählig unter uns entwickelte, nicht ungern zu sehen. Es war doch keine dumme Zeit, als ich noch alle Abend mit Aennchen unter der großen Linde saß, und wir Kindtaufe oder Begräbniß spielten, oder mit Steinen Schule hielten. Im Winter sah ich zu, wie sie spann, und ergetzte mich an brennendem Zunder, der an die Spule befestigt ward. Denke nur nicht, Berthold, ich wolle mich da in eine einfältige Sentimentalität hineinversetzen, wenn ich mit Liebe bei dieser Zeit verweile. Darüber bin ich hinaus. Im Paradiese konnte der erste Mensch nicht bleiben, und keiner kann es. Bringt es doch die natürliche Entwickelung des Menschen, wenn sie nicht gehemmt wird, mit sich, daß er vom Baum der Erkenntniß ißt, und damit seinen Garten zu Ackerland, seine Spiele zur Arbeit werden sieht. In diesem Sinne hat mich die Geschichte des sogenannten Sündenfalles als sinn- und bedeutungsvoll immer angesprochen. Inzwischen lies't doch Jeder lieber ein anmuthiges Gedicht als eine Abhandlung über die Metrik, und so darf man in die Jugendzeit, ohne Schwärmer zu seyn, mit Vergnügen zurückblicken. Aennchen war nicht blond, wie Du vermuthlich denkst, sondern braun von Haaren und Augen, nicht groß, etwas blaß, mehr verschlossen

als schüchtern. Unser Verhältniß war durchaus unbefangen gewesen, bis eines Tages — ich mochte funfzehn oder sechzehn Jahre alt seyn, es war kurz vor meinem Abgang auf das Gymnasium — ein besondrer Vorfall sich ereignete, der, so unbedeutend er auch war, uns beiden die Augen öffnete, und eine Spannung und Aengstlichkeit unter uns hervorbrachte, wenn wir allein waren, die sich erst wieder verlor, als unser Verhältniß sich entschieden hatte. Es war Besuch bei meinem Vater gewesen, eine Familie mit Kindern. Ich machte mir viel zu schaffen mit einem muntern neckischen Mädchen. Das stille Aennchen mochte es bemerkt haben; sie war — empfindlich wäre zuviel gesagt — verstimmt, weich, nachdenklich, als die Fremden uns verlassen hatten, und ich mich wieder zu ihr hielt. Ich fragte, was ihr fehle, sie schwieg, ich drang in sie, sie verstockte sich; halb instinktmäßig schloß ich sie zum erstenmal in meine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, sie erwiederte ihn mit Gluth und gestand unter vielen Thränen ihren Verdruß, daß ich sie über die Fremde vernachlässigt habe. Kaum war das Wort gesagt, so schien sie sich zu erschrecken, sie entwand sich mir und vermied mit mir allein zu seyn, und wiewohl mir dieser Auftritt ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl zurückließ, so war doch auch

meine Unbefangenheit dahin, und ich konnte Aennchens Namen ohne zu erröthen nicht nennen hören, wofür ich mich dadurch schadlos hielt, daß ich ihn in unzählige junge Buchen eingrub, aber an Orten, die sie nicht besuchte."

„Nun hör' auf für diesen Abend," sagte Triftshäuser. „Ich sehe es dem guten Berthold an, daß deine verliebten Thorheiten bei ihm wie ein Funken in ein Pulverfaß fallen. Du bringst ihn um seine Nacht. Im Hause des Gehängten sprich nicht vom Strick, noch verschmachtenden Herzen von Liebesglück, — ist eine alte Regel. Es ist auch spät geworden, die alte Wanduhr des Wirths und die Fuhrleute auf der Streu knarren und schnarchen ein Duett, die Heimchen hinten in der Küche eschern sich ab: das sind lauter Winke sich schlafen zu legen, Stellvertreter der Polizei, die Euch bedeuten, daß die Stunde gekommen ist, wo ein ehr- und ruheliebender Staatsbürger seine Glieder, versteht sich solo, zwischen zwei Bettücher strecken soll."

Wir trennten uns. Ich hatte kaum mein Licht ausgelöscht, als unter meinem Fenster Triftshäusers Guitarre und Gesang erscholl:

Es braus't der Nordwind durch die Flur,
Kaum find' ich im tiefen Schnee die Spur
Zu Liebchens stiller Klause.

Vergebens aber, daß Schnee und Wind
Der Mutter heut gefällig sind,
Ich finde doch zum Hause.

Denn ist verschneit der rechte Weg,
Was such' ich lange nach Brück' und Steg,
Der Bach ist ja gefroren.
Der Schnee ist hell, dunkel das Haus,
Drum, löschen die Himmelslichter aus,
Was hab' ich viel verloren?

Erblindet' ich auch zur Stelle hier,
Ich glaub', ich fände doch zu ihr,
Wie der Magnet nach Norden.
Die Zauberin hat mir's angethan,
Daß ich nicht ruhen und rasten kann,
Bis sie mein eigen geworden.

Nun Liebchen mach' das Fenster auf,
Dann geht es die alte Lind' hinauf,
Und dann in deine Arme,
Damit dein treuer Jägersmann,
Der gleich dem Bach zu Eis gerann,
An Liebchens Busen erwarme.

„An Liebchens Busen erwarmst Du nicht,
Sieh', bei der Mutter brennt noch Licht,
Und horch! die Hunde bellten.
Tritt ins Haus und stelle Dich
Neben das Feuer bescheidentlich,
Das läßt die Mutter gelten.“

Das Feuer ist wohl für die Mutter gut,
Ich aber bin ein junges Blut,
Ich thu' Dir nichts zu Leide.
O laß mich deine schneeweiße Brust
Nur einmal küssen nach Herzenslust
Eh' ich von hinnen scheide.

„Du bist ein falscher Jägersmann;
Was hab' ich Dir zuwider gethan,
Was redest Du da von Scheiden?
Hast Du mir nicht viel tausendmal,
Daß Du mich nimmst zu deinem Gemahl,
Versprochen mit theuren Eiden?"

Und hab' ich's versprochen, so bleibt es dabei,
Ich bin Dir auch in der Ferne treu,
Auf den Sommer komm' ich wieder.
Ich komm', wenn die Kirschenblüthe verweht,
Wenn der Hirt auf die duftige Alpe geht,
Wenn schallen der Nachtigall Lieder.

„Wohl schallet der Nachtigallen Lied,
Der Hirt wohl auf die Alpe zieht,
Wohl muß die Blüthe verwehen.
Doch bis es regnet kühlen Wein,
Bis es thut rothe Rosen schnei'n,
Werd' ich Dich nicht wiedersehen."

Du bist ja meine verlobte Braut,
Das schwör' ich Dir und sag' es laut,
Du sollst mein Ringlein tragen.

Drum laß mich ein, herzliebes Kind;
Du bist ja schlimmer als Schnee und Wind:
Wer wird es der Mutter sagen?

„Ich sollte nicht, und thu' es doch,
Denn ob dein Schwur mich nicht belog,
Kann ich Dir im Herzen nicht lesen.
Doch bist Du falsch, so zieh' nur hin;
Ich wein' und denk' in meinem Sinn:
Einst bin ich glücklich gewesen".

Drittes Kapitel.

In Aschaffenburg, den 2. August.

Ich ließ meinen Wagen zurückfahren, wir packten unsre Habseligkeiten, soviel sich's thun ließ, einem Boten auf, und gingen sämmtlich zu Fuß. Sanne fuhr in seiner Erzählung fort.

„Schon auf dem Gymnasium, noch mehr auf der Universität, läuterten sich meine theologischen Begriffe. Da lernte ich die welthistorische Wichtigkeit unsrer Zeit in Hinsicht auf die wahre Vollendung des Christenthums kennen. Unsre Schriftausleger machen Epoche, gleich Christus und den Aposteln. So wie damals die Welt einsah, daß das Judenthum nur eine Annäherung und Vorbereitung zur wahren Gotteserkenntniß gewesen, so geht es jetzt mit dem, was man bisher Christenthum nannte. Auch unsre großen Zeitgenossen sind nicht gekommen aufzulösen, sondern zu vollenden. Ueber 1700 Jahre lang hat das Christenthum als Raupe gelebt; vor den Englischen und Französischen Philosophen und Bekämpfern schien es nicht bestehen zu können; aber es hatte sich nur verpuppt, und der junge Schmetterling kam in Deutschland herrlich ans Ta-

geslicht. Die Vernunft sollte endlich mit der Religion versöhnt werden; beide wurden identificirt, und man könnte recht gut sagen, daß dieses erstaunenswürdige Ereigniß, wo der Mensch das Göttliche nicht etwa durch Verkündigung von außen her in sich aufnahm, sondern in sich wie eine in der Rumpelkammer vergessene Kostbarkeit des Alterthums nur wiederfand und sich aneignete, — daß, sage ich, dies Ereigniß in einem neuen und tieferen Sinne eine Menschwerdung der Gottheit genannt werden könnte, wäre es nicht grade in unsrer Zeit doppelt Pflicht, Alles zu vermeiden, was dem Mystizismus und dem Pfaffenthum Anlaß zu neuer Verdunkelung des jungen Tages geben könnte. Uns ist vielmehr die höchste Nüchternheit vonnöthen. Wie schön bewährt sich nicht auch diese Perfektibilität des Christenthums durch die Höhe, zu welcher sich, durch die grammatische und historische Bildung unsrer Zeit, die Auslegungskunst der h. Schriften geschwungen hat. Der Stifter unsrer Religion hatte, wie so viele große Männer, das Schicksal, schon von seinen ersten Schülern nicht verstanden zu werden. Zudem befand sich damals die Philologie in ihrer Kindheit, oder vielmehr sie war fast unbekannt, und es läßt sich klar nachweisen, daß wir das alte Testament besser verstehen, als es zu

Christi Zeiten verstanden ward. Gewiß würde sich das bewähren, wenn uns die Evangelisten die Auslegung aufbewahrt hätten, welche der liebenswürdige Nazarener auf dem Wege nach Emmaus von den Schriften des alten Bundes machte."

Wie ist es möglich, rief ich aus, über dies geistlose Todtschlagen alles Erhabenen und Höhern in der Schrift in Begeisterung zu gerathen. Nicht Nüchternheit thut Euch noth, sondern mäßige Trunkenheit, oder damit Ihr mich besser versteht —

Trifftshäuser unterbrach mich: „Ums Himmelswillen laß diese prosaischen Naturen nicht in Trunkenheit gerathen. Sonst giebt es am andern Morgen einen noch viel erbärmlichern Katzenjammer".

Ihr scheidet alles weg, fuhr ich fort, was durch Farbe, Geruch, oder Geschmack eine Verwandtschaft mit dem Trank der Unsterblichen verräth; Ihr macht nicht wie Christus Wasser zu Wein, sondern Wein zu Wasser. Und wenn dann die Leute euer Wasser nicht trinken wollen, sondern nach Wein verlangen, so erklärt Ihr das für Wasserscheu und die Weintrinker für tolle Hunde, und gebt Kennzeichen an, daran ein solcher gleich zu erkennen sey und zu vermeiden. Er verändert z. B. die Züge, der Mystiker, gleichwie der Hund den

Schwanz

Schwanz zwischen die Beine steckt, und kennt wie jener seinen eignen Herrn, nehmlich Euch, seine Lehrer, nicht mehr, weil er es Euch nicht danken will, daß Ihr ihm die Hungerkur empfohlen. Euer Kram gleicht einer Aesthetik, die das Bild: „der Löwe vom Stamm Juda hat überwunden", für unbrauchbar erklären wollte, weil nach neueren Beobachtungen der Löwe kein edles Gemüth habe, sondern ein katzenartiges. Darin bin ich eurer Meinung, daß das Christenthum nicht die höchste, sondern nur eine Stufe der Entwickelung des Weltgeistes ist; wie jener Denker sagt: ein Abschnitt des Werdens seiner vollkommenen Wirklichkeit durch die einzelnen Seiten desselben, oder eine seiner unvollkommenen Wirklichkeiten. Es ist eine der Formen, welche Er die Geduld gehabt hat in der langen Ausdehnung der Zeit zu durchgehen; immer aber höchst ehrwürdig; denn durch welche geringere Arbeit hätte Er wohl das Bewußtseyn über sich erreichen können, als indem er die ungeheure Arbeit der Weltgeschichte übernahm?

„Geh' doch," versetzte Sanne, „mit deinem phantastischen Pantheismus, den kein Mensch und Ihr selbst oft am wenigsten versteht."

Nicht versteht? O Du — — — Ich hatte da ein zorniges Wort auf der Zunge; zum Glück fiel

mir das Tagebuch ein — — — Beschränktheit, sagte ich; und wollte noch viel hinzusetzen, als Trifftshäuser einfiel:

„Hört auf; der Streit ist endlos. Versetzt ihn in ein andres Gebiet, so habt Ihr den Streit zwischen den poetischen und prosaischen Naturen. Ihr steht an den Endpunkten, der Eine neben Gottsched, und der Andere neben den neuen poetischen Poeten. So wenig der fade als der überwürzte Geschmack kann bestehen; die Wahrheit liegt in der Mitte."

„Seht doch," rief Sanne, „den philosophischen Poeten! Was ist Dir angekommen? Steckt Dir der Weihrauchsduft von Würzburg noch in der Nase? Am Ende ist das leichtfertige Gemüth da gar katholisch geworden."

„Mich kümmern diese Dinge wenig," erwiederte der Poet, „das weißt Du. Aber man braucht eben nicht auf dem Dreifuß in Delphi gesessen zu haben, um voraussagen zu können, daß die Religion, zu der Du Dich bekennst, sich sehr bald selbst überleben wird. Denn die Gemeinheit kann sich höchstens im bürgerlichen Leben als Herrscherin halten; in der Kunst wie in der Philosophie fallen die tieferen Gemüther von ihr ab, sobald sie es inne werden, wer sie meistern will. Wenn diese Zeit

kommt, so wird Euch alles Schreien nichts helfen; es wird Euch gehen, wie der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, an die sich Nienand weiter kehrt."

„Und was wird dann kommen, o Du prophetische Seele?" sagte Sanne.

„Vermuthlich eine ästhetische Religion", antwortete Jener. „Ja wir Dichter werden dann Priester werden, und die Menschen das Schöne zu verehren anweisen und die alternde Welt verjüngen. Hand in Hand wird der Bildhauer, der Mahler, der Tonkünstler mit uns wandeln, und durch neue unsterbliche Werke ein neues Hellas in Deutschland hervorzaubern. Auch die von Naturbegeisterung trunkne Philosophie wird sich mit uns verständigen. Wie im Alterthume die Welt zwischen der Idee des Erhabenen und Schönen schwankte, dann die Idee des Sittlichen herrschend ward: so werden sich nun alle drei durchdringen und den Menschen zur wahren Einheit mit sich selbst, zur vollen Entwickelung seiner göttlichen Natur gelangen lassen."

Einstweilen werden wir nun noch vom Rheinischen Bunde durchdrungen und von den Franzosen entwickelt, fiel ich ein. Der Deutsche macht inzwischen Systeme und Träumereien, jeder auf seine Weise, damit auch im geistigen Gebiete die Land-

karte möglichst bunt aussehe. Doch, Sanne, fahre in deiner Erzählung fort. Verständigen können wir uns doch nicht.

„Wohl", sagte er. „Aber dann unterbrecht mich auch nicht jeden Augenblick. Meine Studienzeit verfloß bald, ich hatte mich schon vor Ablauf derselben mit Aennchen verlobt. Mit meinem Vater blieb ich trotz der Verschiedenheit unserer Ansichten in einem leidlichen Vernehmen, da er immer noch hoffte, ich werde mit der Zeit zur Selbsterkenntniß kommen, wie er sagte; von der dann aber freilich die Erkenntniß des orthodoxen Christenthums noch himmelweit verschieden seyn mag, so wenig mein Vater dies zugeben wollte. Ich bekam eine Hofmeisterstelle bei einem Justizbeamten auf dem Lande, einem vermögenden Manne, der fast auf dem Fuß eines Edelmanns lebte. Dieser hatte neben mehreren Söhnen, die mich zunächst angingen, zwei Töchter von vierzehn und sechzehn Jahren, eine reizender wie die andere. Zu meinem Unglück erzeugte das Lehrerverhältniß, in das ich auch zu diesen trat, indem sie an mehreren Unterrichtsstunden ihrer Brüder Theil nahmen, eine Neigung beider schönen Kinder zu mir, die ich hinsichtlich der älteren, Namens Laura, zu erwiedern nicht umhin konnte. Man kann nur seine Handlungen, aber nicht

seine Gefühle beherrschen. Ich fand hier weit mehr Geist und Bildung als bei dem unscheinbaren Aennchen, und wenn ich die äußeren Verhältnisse verglich, so ward es mir deutlich, wie unbesonnen ich gehandelt, Aennchen mein Wort zu geben, da ich ohne alle Aussicht auf Beförderung war, und wie ich mich eigentlich damit an ihr vergangen und sie vielleicht unglücklich gemacht hatte. Das Glück, was ich durch den Einfluß des Amtmanns als Bräutigam seiner Tochter zu erlangen hoffen durfte, konnte ich mit Aennchen doch nicht theilen, und ich that ihr, indem ich es suchte, kein weiteres Unrecht, als was ich etwa beging, indem ich mich überhaupt von ihr losriß. Dies aber konnte ich wenigstens theilweise wieder gut machen. Doch ehe ich fortfahre, muß ich Euch noch einmal einen Blick in mein Inneres thun lassen.

„Daß die Versöhnungslehre, so wie unser protestantischer Lehrbegriff sie aufstellt, unhaltbar und selbst unsittlich sey, davon war ich längst überzeugt, als ich die Akademie bezog. Aber ganz tugendhaft zu bleiben, ist nur wenigen Menschen gegeben. Gott als vollkommenstes Wesen kann jedoch nur den tugendhaften Menschen in einem höhern Leben glücklich machen, und das bloße Daseyn giebt darauf keine Ansprüche, sondern allein das sittliche. Wenn

aber der Mensch sich vergangen hat, und dies erkennt, so soll er sich bessern, das heißt, sein Unrecht wieder gut zu machen suchen, und trachten, keine neue Fehltritte zu begehen. Thut er das, so kann er Vergebung seiner Sünden hoffen, in soweit der Fehltritt gleichsam compensirt ist; und wiewohl er nie den Grad der Seligkeit erreichen wird, den er hätte erlangen können, wenn er nie gesündigt hätte, so darf er doch einen gewissen Grad derselben hoffen. So ungefähr war die Darstellung meines großen Lehrers über diesen Gegenstand. Freilich besizzen wir keinen Maaßstab für den Werth, den eine nachherige gute Handlung in Gottes Augen hat, doch dabei wird der gute Wille von dem alllieben den Wesen gewiß für die That angenommen. Was nun meine Trennung von Aennchen betrifft, so blieb es problematisch, ob ich damit ein Unrecht beging. Denn wenn man inne wird, daß man sich in der Wahl einer künftigen Frau vergriffen hat, so ist es für beide Theile wohlthätiger, sich zu trennen, als gegen seine Neigung ein unheilbringendes Band zu knüpfen. Die Welt verdammt solchen Treubruch, wie sie es nennt, viel zu unbedingt. Um indeß darüber ganz ruhig seyn zu können, beschloß ich eine gute Handlung zu Aennchens Vortheil. Da unser Verhältniß nicht unbekannt geblie-

ben war, so konnte dasselbe ihr auch nach der Trennung noch hinderlich werden, eine andre Versorgung zu finden. Ich stellte daher vor Gericht ein Dokument aus, wodurch ich auf meine dereinstige väterliche Erbschaft zu ihren Gunsten Verzicht leistete, und dies überschickte ich ihr mit einem Briefe, den ich so schonend abgefaßt hatte als möglich."

Es war doch schlecht von Dir und liederlich, Musik, sagte ich, recht innerlich entrüstet. Und deine Kompensationslehre kommt mir vor, wie jene Chinesische Werkheiligkeit des Yuen-Leaou-Fan und seiner Frau, welche dreitausend fromme Handlungen gelobten, wenn Gott ihnen einen Sohn beschere. Jede gute Handlung, die der große Mann selbst verrichtete, schrieb er mit dem Bleistift nieder, seine Frau aber, die nicht schreiben konnte, schnitt das Ende eines Gänsekiels ab, tauchte diesen in rothe Farbe, und machte damit für jede gute Handlung, die sie verrichtete, einen Punkt ins Tagebuch. Sie brachte es zuweilen an einem Tage auf zehn Punkte, die Philosophin; und als der Sohn da war, und die dreitausend Thaten abgethan, erhob sich zunächst in der Brust ihres Mannes der Gedanke, um den Rang eines Tsin-tze zu beten, wofür er, um sich des Erfolgs gewiß zu machen, gar zehntausend fromme Handlungen gelobte. Ich habe das

einmal in einem Englischen Buche gelesen. Nachher ward es dem Manne doch zu mächtig mit den zehntausend Verrichtungen, und zu rechter Zeit, nachdem er nehmlich den Rang weg hatte, erschien ihm im Traum ein Geist, der ihm rieth, seine Erpressungen zu vermindern, das wiege viele gute Handlungen auf. Er nahm also nun weniger Sporteln, und fand sich so mit dem lieben Gott ab.

„Ungefähr so ist es auch damit", sagte der Poet. „Er führt eine förmliche Rechnung über seine guten und bösen Handlungen mit einem Debet und Credit, und trägt immer Sorge, daß der Saldo einen Vortheil bringe. Das Ding sieht wunderlich aus; setz' uns das auseinander, Bruderherz."

„Es ist nicht darüber zu spotten", erwiederte Sanne. „Ich will mich nicht für ein Muster ausgeben, aber wenn alle Menschen sich soviel und mit solcher Sorgfalt mit ihrem Innern beschäftigten, wie ich thue, seitdem ich mit mir selbst aufs Reine gekommen bin, es würde wahrlich besser in der Welt aussehen, und insonderheit nicht so viele Menschen sich durch kläglichen Mystizismus und Schwärmerei selbst täuschen. Ich habe nehmlich, wie wohl jeder, wahrgenommen, daß ich aller Anstrengung ungeachtet, gewisser Lieblingsfehler nicht ganz Herr

werden kann. Das menschliche Herz soll aber vor ihm selbst immer da liegen wie ein aufgeschlagenes Buch; und das läßt sich nur durch fortgesetzte sorgfältige Prüfung erreichen. So bin ich dahin gekommen, mich zur bequemern Uebersicht hiebei der Zahlenverhältnisse zu bedienen. Ich nehme z. B. an, daß ein verliebtes Abenteuer gleich 10, und wenn es bis zur Unsittlichkeit kam, gleich 20 im Debet ist. Ein Almosen, wenn ich selbst nichts habe, eine uneigennützige Gefälligkeit, die mir lästig fiel, eine Beleidigung, der ich mit Sanftmuth begegnete — diese Worte schien er mit besondrer Beziehung zu sagen — dürfen dagegen ins Credit gebracht, und, nach den Umständen, zu 2, 5, oder mehr angeschlagen werden. Von Pränumeration kann nicht die Rede seyn, denn es wäre ja sehr unsittlich, gute Handlungen zu begehen, um nachher darauf los sündigen zu können.

„Als mein Brief an Aennchen abgeschickt war, ward mir so leicht ums Herz, als wenn ich eine zentnerschwere Last abgewälzt hätte. Aber nur zu bald sollte diese Ruhe wieder gestört werden. Ich bemerkte mehr und mehr, daß die jüngere Schwester, Antonie, sich in ihrer Neigung zu mir, die ich Anfangs als bloßes Wohlwollen, dann als eine Kinderei betrachtet hatte, gar nicht zu mäßigen we-

der im Stande noch gemeint war. Es entging ihr nicht lange, daß sie an Laura eine glückliche Nebenbuhlerin habe, so sorgfältig wir uns auch bemühten, das Verhältniß geheim zu halten. Sie belauschte nun jeden unsrer Schritte, und wenn die Eltern diese Liebe geahndet und uns strenge beobachten zu lassen beschlossen hätten, so würde kein sorgfältigerer Aufseher als die reizende Antonie zu finden gewesen seyn. Doch war dies nicht das einzige Uebel, was daraus für uns entstand. In Antoniens Herzen setzte sich eine Bitterkeit gegen ihre Schwester fest, die sich bald bei jedem Anlasse leidenschaftlich kund gab und selbst den Eltern nicht entging; ich konnte sie nur dadurch mildern, daß ich jene zuweilen scheinbar vernachlässigte, und mich dieser geneigt und freundlich zeigte, wobei aber wieder die größte Behutsamkeit nöthig war, weil auch Laura sich von Eifersucht nicht ganz frei zu halten vermochte. Eines Tages mußte Antonie mich und Laura bei einer Vertraulichkeit betreffen, die ihr jeden Zweifel benahm und uns zugleich ganz und gar ihrer Willkühr Preis gab. Ich konnte mich keiner Unvorsichtigkeit zeihen, denn nur durch eine fast unglaubliche List war es ihr, die wir weit entfernt wähnten, gelungen, uns zu überraschen. Dies vermehrte nur unsre Bestürzung, die sie zu benutzen

auch nicht säumte. Nur mit großer Mühe gelang es mir, durch Laurens Entfernung einem Auftritte zwischen beiden Schwestern vorzubeugen. Kaum aber war ich mit Antonien allein, als diese mir rundheraus erklärte, daß sie die Sache augenblicklich den Eltern verrathen werde. Darauf konnte ich es um keinen Preis ankommen lassen, denn wenn ich auch hoffen durfte, einst, in einer andern Lage, als Bewerber Laurens nicht abgewiesen zu werden, so war doch vorauszusehen, daß man ein solches Verständniß jetzt höchlich mißbilligen und mich gewiß aus dem Hause entfernen werde. Ich bat, ich beschwor sie, aber vergebens; je mehr ich flehte, desto zorniger und entschiedner schien sie zu werden, und sich an meiner Angst zu weiden. Nur ein Mittel blieb übrig: ich wählte es, oder vielmehr, die Gewalt des Augenblickes riß mich dazu hin. Ich machte ihr eine leidenschaftliche Liebeserklärung, betheuerte, daß es mir mit Laura nie Ernst gewesen sey, daß Laura mich fast verfolgt habe, obgleich sie nie eine bestimmte Erklärung von mir bekommen, daß ich meine wahre Neigung zu Antonien aus Furcht vor jener, und weil ich auf Antoniens Gegenliebe zu zählen nicht kühn genug gewesen, mit Gewalt unterdrückt habe, daß sie mich wenigstens ohne Noth nicht unglücklich machen möge u. s. w.

Antonien klang diese Sprache zu süß, als daß sie lange gezweifelt hätte, zumal als ich sie an manche Anlässe erinnerte, wo ich sie offenbar Lauren vorgezogen habe. Sie versprach zu schweigen, wenn ich auf der Stelle schwöre, Lauren für immer zu entsagen und dagegen ihr angehören zu wollen; und das mit einer Festigkeit, die mich fast erschreckte. Hier galt kein Besinnen. Laura war für mich verloren, in dem einen wie im andern Falle. Jedes Zaudern oder gar Ablehnen hätte das Uebel nur ärger gemacht. Dazu kam die Zaubergewalt der jugendlichen durch die heftigste Leidenschaft erhöhten Reize Antoniens. Ich leistete den Schwur. Eine Umarmung, die auch den besonnensten Mann hingerissen haben würde, war der Lohn, und besiegelte unsern Bund. Es ward ausgemacht, daß Laura nichts erfahren, und ich mich allmählig von ihr losmachen solle. Das war aber schwerer als ich dachte. Zwar gelang es mir Anfangs, meine Zurückhaltung gegen sie damit zu beschönigen, daß ich Antonien vorgespiegelt habe, es sey mir kein Ernst mit Laura, und sie solle sich durch mein Betragen selbst davon überzeugen. Auch schien Antonie nun von aller Eifersucht frei, und vermied es, mit mir allein zu seyn, änderte auch ihr Betragen gegen Laura. Aber auf die Länge ward die Verwickelung

immer peinlicher. Laura wußte um so geschickter Zusammenkünfte herbeizuführen, je sorgloser Antonie sich zeigte. Wie sollte ich mich nun betragen? Du kannst alles Mögliche heucheln aber nicht Liebe vor dem Scharfsinn eines liebenden Weibes. Die Neigung, die ich noch für sie fühlte, mußte ich selbst unterdrücken, denn meinen Eid mußte und wollte ich halten. Meine Lage ward täglich schwieriger, und brachte mich im höchsten Liebesglück oft der Verzweiflung nahe. Ich beschloß, die Stelle zu verlassen. Aber dies konnte nicht sogleich geschehen. Ein unglückliches Verhängniß schien mich zu verfolgen.

„Antonie ward stutzig, als Laura einen Freier zurückwies, der sich schon lange um sie beworben und für den Laura früher selbst einige Neigung gezeigt hatte. Mit großer Klugheit nahm sie die Bewerbungen dieses Mannes, die nun ihr zu Theil wurden, freundlich auf, und täuschte damit weniger diesen als ihre Schwester. Diese zog Antonien mit dem neuen Liebhaber auf, und als letztere erwiederte, daß Laura doch wohl im Ernst nicht mehr läugnen werde, mit mir in einem entschiedenen Verständnisse zu seyn, war Laura schwach genug, es zu gestehen, und neckte Antonien damit, daß sie sich das Gegentheil habe einreden lassen. Das war mehr,

als die bisher so besonnene Antonie ertragen konnte; triumphirend benahm sie der ältern Schwester den Wahn meiner Liebe, und erzählte alles Vorgefallene. Wahrscheinlich geschah dies auch aus der Besorgniß, daß ich im Herzen vielleicht selbst noch schwanke, und mich von Laura nicht losreißen könne. Ihr könnt Euch denken, was diese Herzenserleichterung für Folgen hatte. Laura war vernichtet. Nur in dem Gefühl der Rache schien sie noch einigen Halt wiederzufinden. Sie entdeckte Alles ihrer Mutter, und ich ward ohne Weiteres aus dem Hause verwiesen. Vergebens bemühte ich mich, das Verständniß mit Antonien, die ihre Unbesonnenheit bitter mag bereuet haben, fortzusetzen; man hatte sie zu Verwandten in einer sehr entfernten Gegend gebracht, und sie war und blieb mir unzugänglich, obgleich ich die Reise dahin unternahm, ja, es fehlte nicht viel, so wäre ich dort mit der Obrigkeit in Kollision gekommen. Der Einfluß des Amtmanns reichte bis dahin.

„So hatte ich nun in kurzer Zeit drei Bräute und mein väterliches Vermögen verloren. Denn mein Vater hatte Aennchen unterdessen zu sich genommen, da meine Schwester sich verheirathet, und zeigte mir an, daß Aennchen nach meinem Willen seine Erbin für meinen Antheil werden solle. Er

machte ein Testament, worin er Aennchen, wenn sie die Erbschaft ausschlüge, eine fromme Stiftung substituirte. Er zog seine Hand gänzlich von mir ab, und überließ mich meinem Schicksal. Juristen sagten, wenn er sterbe, so könne ich das Testament wenigstens theilweise anfechten, da Aennchen meine Entsagung nie angenommen habe. Auch muß man meinen Vater hierauf aufmerksam gemacht haben, denn Aennchen ist als gemüthskrank unter Vormundschaft gestellt worden, und ihr Kurator hat die Entsagung angenommen. Daß Aennchen sich die Sache wirklich so sollte zu Gemüthe gezogen haben, kann ich nicht glauben."

Sanne schwieg eine Weile. Ich wollte im Ingrimm etwas sagen; er fügte hinzu: „Doch will ich damit nicht sagen, daß mein Vater dies als Kunstgriff gebraucht habe; Aennchen, die immer etwas Schwärmerisches hatte, mag wohl im Anfang wirklich schwermüthig gewesen seyn, und da hat vielleicht ihre Familie der Sache die Wendung gegeben. Soviel ist gewiß, daß sie noch bei meinem Vater wohnt und ihm den Hausstand führt. Wäre sie gemüthskrank, so fiele das ja weg."

Der Deklamator schien sich das selbst eingeredet zu haben. Ich ließ ihn dabei, aus Mitleid, so sehr er sich täuschen mochte. Er fuhr fort:

„Ich half mir durch Unterrichtgeben in einer andern Provinz. Doch hier war Beförderung weitaussehend und schwierig. Ich kehrte ins Vaterland zurück, wo die Geschichte nachgerade vergessen seyn mußte. Ich bekam auch nach einiger Zeit Aussicht, eine Stelle zu erhalten. Indeß mußte ich mich zuvor examiniren lassen, und sodann die symbolischen Bücher unterschreiben. Zu letzterem hätte ich mich wohl verstanden, denn nur die Lehren, die für Verstand, Herz und Leben nothwendig sind, und über die kein Streit ist, hat der Protestant zu beschwören, nicht die veränderlichen Lehrmeinungen und Menschensatzungen der Symbole. Aber bei dem Examen war es unvermeidlich, meine Ansichten entschieden auszusprechen. Darauf schien es auch das Konsistorium abgesehen zu haben. Ich sollte z. B. die Stelle: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, erklären. Ich that dar, daß unter Himmel die Juden, unter Erde die Heiden zu verstehen seyen, und daß die ganze Stelle nichts sagen wolle, als, das Christenthum werde sich unter Juden und Heiden weit verbreiten. Mein Examinator, ein alter Freund meines Vaters, schlug über diese so natürliche Erklärung beinahe die Hände über den Kopf zusammen. Die Stelle sollte durchaus von der königlichen Gewalt Christi verstanden wer-

werden. Ich that ihm dar, daß diese ganze sogenannte königliche Gewalt nichts als eine Ausgeburt finsterer Jahrhunderte sey, und vor der grammatischen und historischen Auslegung unsrer Gelehrten wie ein Irrlicht verschwinden müsse. Aber damit machte ich das Uebel nur ärger. Der alte Mann heuchelte indeß Sanftmuth; er erklärte zwar, daß es Gewissenssache für ihn sey, mich mit solchen Ansichten zum Predigtamte zuzulassen, indeß sey der Unglaube unsrer Zeit bei all' seiner scheinbaren Gelehrsamkeit doch im Grunde nur eine Art Unwissenheit oder böser Wille. Bei mir hoffe er ersteres. Ich möge also noch einmal auf eine andre Universität gehen, und noch einige Vorlesungen christlicher Theologen (so drückte er sich aus) hören; er wolle die Sache mit meinem Vater schon in Richtigkeit bringen, setzte er hinzu. Das Konsistorium stimmte ihm bei; nur ein würdiger freisinniger Mann erklärte es für schnöde Geistesbeschränkung, daß noch immer auf die längst antiquirten Lehren gehalten werden solle. So ward ich abgewiesen. Der alte Mann zog mich nachher bei Seite, und sagte mir, daß wenn mein Vater, der freilich sehr aufgebracht auf mich scheine, sich nicht bereitwillig zeigen sollte, er mich allenfalls auf seine Kosten noch ein Jahr auf einer andern Universität studiren

lassen wolle; es betrübe ihn gar zu sehr, daß der einzige Sohn seines alten Freundes auf so traurigen Irrwegen wandle. Ohne Zweifel stand dem guten Manne irgend eine geheime Heilandskasse zu Gebote. Denn es ist nicht zu glauben, wie diese Obskuranten zusammenhalten, um der Aufklärung entgegen zu arbeiten. Ich aber bedankte mich, sagte ihm, daß ich in meiner Ueberzeugung nicht wankend gemacht werden könne, und ging meiner Wege. So bin ich denn allmählig heruntergekommen. Das Schlimmste ist freilich, daß ich an den Taugenichts von Poeten gerathen bin, den ich nun, gleich einer bösen Frau, nicht wieder loswerden kann, denn wir arbeiten uns in die Hände. Indeß hab' ich meine goldne Freiheit doch immer erhalten, und wäre der Poet ein besserer Wirth, so könnte Manches anders seyn. Im Grunde ist ein Prediger, der die alte Leier von der Heilsordnung, und was damit zusammenhängt, sich selbst und seinen Zuhörern weis macht, auch nur ein Deklamator, und so habe ich meine Bestimmung erfüllt. Geht es allzuschlecht, so ziehe ich nach Nordamerika und werde dort Prediger; ich kenne einen Buchbinder, der in Baltimore Arzt geworden ist und dabei alle Tage Puterbraten essen kann, was ihm gewiß besser bekommt, als seine Medizin den Patienten."

„Und von allen Abenteuern seit jener Zeit bis zu unsrer Bekanntschaft nichts?“ fiel Triffts-häuser ein. „Und nichts von dem Vielen, was wir zusammen erlebten? Auch kein Wort von der schönen . . . . . rin?“ Hier nannte er den Namen meiner Vaterstadt, den der Leser aber nicht erfahren darf. „Der Spaß bekam Dir freilich schlecht genug.“

Was für eine . . . . . rin? frug ich. Aber Sanne lehnte jede weitere Erzählung ab. Wir waren indessen ins Nachtquartier gekommen.

Viertes Kapitel.

Irgendwo im Großherzogthum Frankfurt,
den 3. August.

Der Leser ergetzt sich nun an den ungemeinsten Begebenheiten, aber auf meine Unkosten. Doch er soll Alles historisch und ordentlich erfahren; nur das überlege er voraus, wie mir zu Muthe seyn muß, da ich in einem eben so schlechten als theuren Wirthshause wider meinen Willen sedat sitzen soll, bis ich ausweisen kann, ob ich Ich bin oder ein Andrer. Zwar ist mein Wirth vornehm genug, denn er ist ein Kammerherr der Justiz, trägt nicht einen Schlüssel hinten, sondern ein Dutzend im Gürtel, die Gesellschaft ist eine geschlossene, und niemanden wird der Zutritt zu ihr verstattet; ja, obgleich alle Mitglieder sitzen, so halten sie doch keine Sitzung. Auch kann ich in meinem Zimmer ein zweiter Gruter werden, und ein Akademiker des inscriptions, so reich sind Fenster und Wände an Inschriften aller Art. Aber bei alle dem tauscht doch kein Leser mit mir.

Wir wollten in dieser undankbaren Stadt unser Mittagsmahl halten, und also mein gutes Geld

unter schlechtes Volk bringen. Aber die liederliche Musik lös'te sich in unleidliche Dissonanzen auf, nachdem sie alten Cider und Wein in zu großer Menge zu sich genommen. Ich selbst muß der Welt beichten, daß, obwohl ich nur ein Maaß getrunken, ich doch unmäßig war. Unstreitig war vor Zeiten ein Maaß Wein nicht wie jetzt ein Uebermaaß für den Deutschen, und von niemanden konnte gesagt werden, wenn er solches geleert, er habe das Maaß überschritten. Aber heut zu Tage sind vier Schoppen zuviel für einen Jüngling. Doch wäre Alles gut gegangen, — Sanne hätte den ihm zu Kopf gestiegenen Wein durch den sinking-fund seiner Rechnung niedergeschlagen, und ich mit sammt dem Poeten denselben — ich meine den Wein — in den Wind auf dem weitern Marsch; wären nicht ein Bierfiedler und ein Bänkelsänger als Nebenbuhler aufgetreten, mit denen Sanne anband. Der Wirth und verschiedene Biergäste auf den Bänken hielten es, wahrscheinlich schon der Alliteration zu Ehren mit dem Fiedler und Sänger, und nachdem ein Wort lange genug das andre gegeben, griff man endlich zu triftigeren Gründen; und wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, so bin ich wohl gar der erste gewesen, der den Stock ergriff; — in der That so ist es, und Deutschland wird dies ohne

Zweifel sehr tadeln an mir, aber es bedenke Deutschland die Schmach, vom Pöbel gescholten zu werden. — Nachdem wir siegreich die Gäste zum Hause hinausgetrieben und der Wirth geschmeidig geworden, rieth der Poet zum Aufbruch, und auch ich stimmte ihm bei, aber Sanne war nicht aus der Stelle zu bringen. Wir drohten, ihn allein zu lassen, aber vergebens. Ich bezahlte die Zeche und wir verließen das Zimmer; Sanne forderte mehr Wein. Endlich ergriff ich ihn, und warf ihn zum Hause hinaus. Aber die gemeinen Seelen hatten sich unterdeß mit der Polizei associirt und wir wurden alle Drei aufgehoben, wiewohl ohne den Boden zu verlassen, und vor den Richter geführt. Dieser Richter nun — Volland heißt der Mann, und Junker Volland nennt sich bekanntlich hie und da auch der Teufel — dieser Inquisitionsrichter, an dem Alles zu fragen schien, selbst der lange biegsame Zeigefinger, der die Feder bedenklich hinters Ohr steckte, als ich keinen Paß zu haben erklärte, brachte mich durch sein bloßes kaltblütiges Aussehen gleich außer Fassung und in innern Zorn. Es giebt Menschen, die ich beim ersten Anblick gleich innerlich prügle oder herausfordre, was bei der Zollfreiheit der Gedanken mir nicht zu verargen ist. Diesen Volland nun behandelte ich nicht besser, ohne doch

den Anstand zu verletzen. Die Musik ließ er frei mit einem Verweise und einigen Unkosten, mich aber, als Anstifter des Handels (was ich doch schwerlich war) und als verdächtig, hält er fest, bis aus Würzburg etwas Günstiges über mich einläuft. Ich forderte die Musik auf, zu bezeugen, daß ich in der That Ich selbst sey, und Herr Volland erklärte sich, da Beide unverdächtige Pässe führten, vorbehältlich jedoch meiner Bestrafung wegen des Unfugs in der Kneipe, damit zufrieden. Aber diese Bösewichter verläugneten ihren Herrn und Meister aus Schabernack, und wollten mich erst auf dem Wege kurz vor dem Orte angetroffen haben und nichts von mir wissen, — ja Sanne gab mir unbemerkt zu verstehen, daß ich es nicht besser um ihn verdient habe. Da sitze ich nun; und was wird aus Würzburg Sonderliches einlaufen, da die letzte Supplik so wenig Beifall fand? Mein Signalement habe ich mir gleich abnehmen lassen, mich sogar wie ein Konskribirter unter einen Maaßstock stellen müssen — beiläufig für die Nachwelt, ich messe fünf Schuh neun Zoll Rheinländisch — und Herr Volland erklärt es für eine besondre Nachsicht, daß ich nicht visitirt werde und meine Habseligkeiten auch nicht, vor der Hand.

Ebendaselbst, den 4. August.

Die ganze Nacht von Pässen und Signalements geträumt. — Gegen Morgen endlich hatte ich einen so lebhaften Traum, daß mir noch ganz unheimlich zu Muthe ist; — ich war selbst Polizeidirektor (zur Strafe meiner Sünden) geworden, und das in Flachsenfingen, und schrieb in dieser Eigenschaft folgenden

Brief an den Gerichtshalter Schnapper in Burgsäuingen.

P. P.

Auf des geschätzten Herrn Kollegen werthe Zuschrift vom 30. passati kann ich nur mein Bedauern ausdrücken, daß Hochdieselben in jetzigen so überaus malefikantischen Zeiten mit dem Paßwesen und der Fremdenpolizei so sehr geschoren sind, wobei die Schwierigkeiten sich dadurch noch immer vermehren dürften, daß fast mehr ehrliche Leute zu Fuß, und dagegen Spitzbuben mit Extrapost reisen, während doch auch andrerseits die so bedenklichen Studenten aus fahrenden Schülern fast durch die Bank (von der sie kommen) zu gehenden geworden sind. Ew. haben eine sehr treffende Bemerkung gemacht, indem Sie erwähnen, daß die eigentliche Schwierigkeit bei der ganzen Sache in der Herstellung der Identität aller dieser Individuen beruhet,

indem man nicht bloß niemanden an der Nase ansehen kann, weß Geistes Kind er sey, sondern auch nicht einmal am ganzen s. v. Leibe; die, leider! seltenen Fälle ausgenommen, wo solche Personen handgreifliche Spuren davon an sich tragen, daß sie schon in den Händen der Justiz gewesen sind. Auch der Augenschein ist, ungeachtet alle Paßporte jetzt eine genaue Beschreibung des Inhabers enthalten, ein fast eben so trügerisches Beweismittel als die comparatio litterarum bei Urkunden, obschon er nicht, wie diese, von Schulmeistern vorgenommen wird. Nicht allein fehlt es ja dabei stets am Besten, nehmlich an dem Beweise des Titels, mit welchem der Inhaber den Paß besitzt, sondern es ist auch die Aufnahme des Signalements ein mißliches Geschäft, wobei viele Menschlichkeiten passiren. So z. B. ist ein großer Mund ein sehr relativer Begriff, und Derjenige, der selbst einen solchen führt, wird gewöhnlich der letzte seyn, dies zuzugeben. Hat dann der Beamte ebenfalls ein Mundwerk von Ausdehnung, so verwandelt sich das große des Sollizitanten im Paß in ein mittelmäßiges oder gewöhnliches. Ja mir ist ein Beispiel bekannt geworden, wo ein Reisender, dessen Mund im Passe als groß bezeichnet war, solches mit einer Injurienklage rächte, die, compensatis expensis! dahin ver-

glichen ward, daß ihm in künftigen Fällen das Prädikat eines gewöhnlichen Mundes solle ertheilt werden, zu nicht geringem Unglimpf der Einwohner, die in den Ruf kamen, allesammt den jungen Schwalben ähnlich zu sehen. Was soll man vollends von den Schwierigkeiten sagen, auf die man so oft bei der Designation der Reize weiblicher Reisenden stößt! Hierorts war es so weit damit gekommen, daß auf allerhöchsten Kabinetsbefehl jederzeit bei reisendem Frauenzimmer der Paßertheilung eine summarische Untersuchung mittelst Abhörung des Friseurs, Zahnarztes, Feldscherers und andrer dahin einschlagender Personen voraufgehen mußte; wenn nicht etwa ein überdrüssiger Liebhaber oder ein Ehemann vorhanden war, der nach durchlebten Honigwochen bereits einen faden Geschmack verspürte.

Eine wahre Freude ist es mir daher, Ihnen die erste Nachricht von der neuesten Flachsenfingischen Verordnung über diesen Gegenstand geben zu können. Sie emanirte von Serenissimo Allerhöchstselbst, und liefert unstreitig den Beweis, daß es zu guten Gesetzen gar keiner Gutachten des Staatsraths u. s. w. bedarf. Während sonst neue Gesetze nur zu häufig mit geringen Lebenszeichen zur Welt kommen, und kaum die Nothtaufe des Abdrucks in

der Staatszeitung überleben, wirkt dieses Gesetz gleich einer kräftigen Medizin noch immer nach, und die Regierung hat nichts zu thun, als das Steuerruder zu führen, und ruhig zuzusehen, wie der (noch dazu selbst gemachte) Wind in die Segel des Staatsschiffes bläs't und es fortreißt — — — Doch Bester, Sie werden ungeduldig. Die Sache ist die.

Es ward verfügt, daß jeder Unterthan sich Vor- und Zunamen auf der linken Schulter einätzen oder einbrennen lassen solle. Dazu ward eine eigne Behörde ernannt, und so gering die Abgabe auch ist, die dafür entrichtet wird, so ist mir doch unter der Hand von guter Hand, nehmlich von hoher, eröffnet worden, daß die Sache ein erkleckliches Utile abwirft, wiewohl sich die Einnahme natürlich bald verringerte und auf neue Unterthanen beschränkte, mithin auf neugeborene Kinder, da von Einwanderungen in das Fürstenthum seit langer Zeit keine Beispiele vorhanden sind. Es sind dabei drei Klassen gemacht worden: Adeliche, bürgerliche Honoratioren und Beamte, und endlich der Rest. Bei ersteren beiden geschieht die Operation durch Einätzen, und zwar bei dem Adel mit rother, bei dem Bürger mit blauer Farbe, bei dem Rest aber durch gelindes Einbrennen oder Brandmarken, wozu

ein eignes geschmackvolles Alphabet von eisernen Lettern benutzt wird. Serenissimus haben für sich und dero Familie die Purpurfarbe reservirt, und der Chef des Collegii ist mit dem Titel eines Oberleibidentitätskonstatirers begnadiget worden. Der Herr Kollege kann sich keinen Begriff machen von den erstaunlichen Folgen dieser so unscheinbaren Verfügung. Ich muß ordentlich Alles abtheilen und rubriziren, um nicht selbst irre zu werden.

Zuvörderst influirte die Sache auf die Polizei, worauf auch, nebst dem Finanziellen, die Sache hauptsächlich abgesehen war. Ward ein Dieb oder ein sonstiger Uebelthäter arretirt, wie vereinfachte sich die Untersuchung! Man wußte meist gleich woran man war. Da half kein Läugnen. Bei den Pässen schaffte man schon im ersten Vierteljahr alles Signalement ab. Ein simpler Paß reichte hin. Die Schulter besagte das übrige. Kein Pfiffikus konnte auch nur versuchen, sich für einen Andern auszugeben; und durch eine Novelle, worin verfügt ward, daß jedermann sich in seinen Kleidern auf der linken Schulter ein Kläppchen solle machen lassen, welches nur mit Knöpfen befestigt werden darf, erfolgte noch eine große Vereinfachung und Erleichterung der Sache, so daß die Visirung eines Passes jetzt fast bloß eine mechanische Arbeit ist, und

kein Reisender anders als von hinten mehr betrachtet zu werden braucht. Um jedoch den schuldigen Anstand nicht zu verletzen, geschieht die Besichtigung in einem Spiegel, vor dem sich der Reisende so stellt, daß er dem Beamten gleichwohl das Gesicht zukehrt.

Die Ziviljustiz verspürte nicht mindern Nutzen, und Advokaten allein beschwerten sich über denselben, weil so viele Prozesse abgekürzt wurden. Man legitimirt sich jetzt in vielen Fällen fast von selbst von hinten, Identitätszeugen sind unbekannt, und wer einen hypothekarischen Posten umschreiben lassen will, präsentirt bloß mit der einen Hand den Extract des Schuldprotokolles und mit der andern knöpft er die Identitätsklappe (dies ist der Kunstausdruck) auf. Gesuche um Abänderung irriger Namen kommen fast nicht mehr vor, zumal da ihre Gewährung Schmerzen herbeiführt; wird jemand nobilitirt, so braucht nur durch ein Encausticum die Farbe verändert zu werden.

In allen Fächern werden Worte, Dinte, und Zeit erspart. Die vielen Vornamen sind wie verschwunden; die langen romantischen Melusinen, Kunigunden, und Theodelinden schrumpfen wieder ganz ordinair zu Annen, Hannen, höchstens Susannen ein; denn wer will sein armes Kind lange schröpfen

lassen? Beim Militair wird stillschweigend Appel gehalten, indem bloß das Kommando: Klappt auf! ergeht. Der Unteroffizier geht sodann hinter die Fronte, und kontrollirt die Rücken mit der Liste. Aeußerst leicht lernen die Rekruten rechts und links unterscheiden, ohne daß ihnen erst um das eine Bein Stroh und um das andre Heu gebunden und verzettelt zu werden braucht, da die Klappenseite die linke ist und bleibt.

Sogar ganze Sprüchwörter haben sich nach dieser Einrichtung verändert und gebildet. Er hat ein freche Stirne heißt jetzt: er denkt nicht an seine Schulter. Statt: er trägt die Nase hoch, hört man oft: er geht mit bloßer Schulter, indem nehmlich vornehme Personen bei schönem Wetter zuweilen mit offner Identitätsklappe, wie mit einem Ordensband, gesehen werden. Nicht Kleider machen Leute, sondern Klappen; da jedermann die Erlaubniß hat, seine Klappe mit der Farbe seines Standes verbrämen zu lassen. Daher kennt man die Vögel nicht an den Federn mehr, sondern an den Klappen.

Gleichwohl kann ich Ew. nicht verhalten, daß die ganze Einrichtung fast an der Opposition des schönen Geschlechts gescheitert wäre. Es kam nehmlich damals die Mode hier auf, nach welcher das

Frauenzimmer auch mit der Kehrseite Eroberungen machen will, und deshalb Nacken und Schultern entblößt trägt. Unglücklicherweise fiel diese Mode in eine Zeit, wo das Gesetz in voller Ausführung begriffen war und im ganzen Lande Tag und Nacht geätzt und gebrandmarkt wurde. Da fand sich nun viel Widerspruch beim Frauenzimmer, besonders bürgerlichen Standes. Es wäre fast zu Unruhen gekommen. Ich habe es aus der ersten Hand, daß der Fürst mehr als eine schlaflose Nacht darüber hatte. Endlich ward das Expediens getroffen, daß der Name auf den linken Oberarm gesetzt wird. Dabei ist es denn auch bis jetzt verblieben. Ich stehe aber für nichts.

Dieses mag dienen, um dem Herrn obiter einen Begriff von der Sache zu geben. Sogar in einer gewissen Stadt, wo doch die Beschlüsse mit der Schneckenpost reisen, soll der Magistrat dahin gediehen seyn, daß es nur noch einiger Vorträge und etwa vier- bis fünfmaligen Votirens bedürfen wird, um die quaestio an wegen Nachahmung dieser Einrichtung zu entscheiden, und es wird sofort in Berathung gezogen werden, ob die Frage über das quomodo alsdann vorgenommen oder provisorisch ausgesetzt werden soll.

Zu weiteren Aufklärungen bereitest, verharre rc.

Fünftes Kapitel.

Frankfurt, am 7. August.

Wie schnell und glücklich hat sich Alles geändert!

Man denke sich meine freudige Verwunderung, als sich am zweiten Tage meiner Gefangenschaft die Thüre zu außerordentlicher Zeit öffnete, und nebst dem Junker Volland ein wirklicher Junker hereintrat, der mich sogleich jubelnd begrüßte und umarmte! Es war der mir seit meinen Knabenjahren theuerste Mensch, der Göttinger Studiosus Heinrich von Dannau, dereinst der Welt als Jurist und Diplomatiker unstreitig ebenso bekannt und werth als jetzt mir ohne diese Prädikate. — Er hatte seine Eltern auf einer Brunnenreise nach Wisbaden begleitet, und wollte mich in Würzburg besuchen. Den Volland kennt er schon von Göttingen her, sucht ihn hier auf, und zufällig erzählt der Inquisitor von mir; so werde ich in Freiheit gesetzt, und ziehe mit Heinrich nach Frankfurt, damit er, ein fleißiger und pünktlicher Kollegiengänger, so wenig als möglich versäume, und baldigst nach dem langweiligen Göttingen zurückkehre.

„Was

„Was treibst Du, was ziehst Du umher?“ fragte er mich, als wir allein waren.

Das war eine schwer zu beantwortende Frage. Doch gegen ihn konnte ich mich nicht verstellen. Ich will mich zerstreuen, sagte ich, oder besser, mich wiederfinden. Ich habe mich aus einem hoffnungsvollen jungen Menschen (so nannte mich selbst der Doctor Haphof noch immer) in einen hoffnungslosen verwandelt; ich stecke leider voll Sentimentalität, Zärtlichkeit und Noth. Sieh, das verdirbt mir meine Atmosphäre. Da suche ich nun nach einem frischen Nordwind, der das Miasma zertheile und mich wieder stärke; und verändre vor allen Dingen meinen Aufenthaltsort, was Aerzte bei ähnlichen körperlichen Krankheiten anzurathen pflegen. In Würzburg erinnert mich auch Alles an das kaum abgeschüttelte Fieber. — „Du liebst also?“ fragte er. „Und das betrübt Dich? Mich freut es. Das schüttele nicht ab.“ — Wenn ich nur nicht müßte, erwiederte ich. Aber: ich liebe, ist leicht gesagt; ich werde geliebt, dazu gehört schon viel mehr. — „Ja wohl,“ sagte Heinrich, „viel mehr. Wenn das Dich drückt, so hast Du Recht; schüttle es ab; behalte aber die Gesinnung, Du kannst sie brauchen. Nur das sage mir, bist Du denn gewiß, daß Du unglücklich liebst, oder bildest Du es Dir etwa nur

ein? Das haben wir Deutschen Jünglinge so an uns." — Es ist wohl nur zu gewiß, versetzte ich. Ja, ich hätte es gleich ahnden sollen. Aber Du weißt, fast jeder Mensch öffnet nur den Ahndungen sein Ohr, die ihm erwünscht kommen, und wer es auch glaubt, daß gut von ihm gesprochen wird, wenn ihm das rechte Ohr klingt, lacht doch über das Klingen des linken. Und so ging es auch mir, sonst hätte es so weit gar nicht kommen dürfen.

Er drang nicht weiter in mich; und ich war recht froh darüber. Es drückt mich schon lange, daß ich der Lesewelt doch die ganze Historie werde vortragen müssen, da sonst Alles ganz unmotivirt ist, was etwa noch vorfällt. Und jetzt muß ich's nicht bloß für mich aufschreiben, sondern dem Junker vorher erzählen, das kann gar nicht ausbleiben. Fürwahr, ein gewissenhafter Tagebuchhalter ist übel daran.

Den 8. August.

Heinrich hat mich beredet, mit ihm nach Göttingen zu gehen und fleißig zu werden. Ich habe es meinem Vater gleich geschrieben, der es lange wünschte, daß ich mein Studium in Göttingen treibe, da er auf die Oberdeutschen Universitäten nicht viel hält. Unterwegs soll ich dann meine Lie-

besgeschichte erzählen. Die liederliche Musik ist uns in Frankfurt begegnet, machte sich aber aus dem Staube, als sie uns sah; weshalb, weiß ich nicht. Daß ich die Neckerei nicht rächen werde, dazu kennen mich Beide zu gut.

Kassel, den 11. August.

Du weißt, so fing ich unterwegs meine Erzählung an, daß ich in den Osterferien nach Heidelberg reis'te, um mich von dem vielen Studiren im Winter etwas zu erholen und zu erfrischen. Ich hatte mich auf Vieles gelegt, was meinem Vater Freude machen konnte, z. B. schrieb ich einen imaginairen Prozeß zwischen zwei Nachbaren über die Streitfrage, ob der eine, der die servitus stillicidii habe, bei Regenwetter auch seinen Theetopf in den Tropfenfall ausgießen dürfe, — ich sammelte Inschriften an Galgen und auf Karzern, — lernte die jenische oder Gaunersprache, und trieb Stylübungen in selbiger, — ja ich faßte eine Abhandlung ab über das Nützliche, in funfzig Paragraphen nach den Büchern der Pandecten, und schickte sie meinem Vater ein, dem sie wohl gefiel, so daß mich jedermann für ganz verändert und verkehrt hielt, und der Doctor Haphof, mein Repetent, seine Freude an mir erlebte. Ein Gemüth zum Vergöt-

tern, der gute trockne Jurist, obgleich er so aussieht, als sey er eben aus einer Weingeistflasche eines anatomischen Kabinets herausgenommen und laufe nun als ein vergrößerter Embryo in der Welt umher, — fast noch gewissenhafter als arm, so daß ich z. B. selbst von einem Postsekretair gehört habe, daß er einst einen Brief auf die Post brachte, den jener für einen einfachen hielt, als Haphof erklärte, es liege noch ein halber Bogen mehr darin; wie er denn auch einst ein Lotterieloos, das ihm unaufgefordert zugeschickt war, sogleich zurückgab, als er die Nachricht erhielt, es sey ein großer Gewinn darauf gefallen, bloß weil er mit sich selbst noch nicht einig geworden war, ob er (Bülow und Hagemann wollen es behaupten, sagte er) es zurückschicken müsse, oder ob er zu keiner Aufbewahrung desselben verpflichtet sey; im erstern Falle, meinte er, werde es ja wohl besser seyn, es zu spielen, da man sich sonst nur ärgern müsse, wenn die Nummer das große Loos erwische. Der Mann ward mir gegen Ostern ganz schwermüthig und hypochondrisch, und behauptete bald diese, bald jene Krankheit zu haben. Einst in einer Stunde stand er plötzlich leichenblaß auf und bat mich, nach seinem Arzt zu schicken; er habe gefühlt und sogar deutlich gehört, daß ihm innerlich eine Ader gesprungen sey,

und er müsse sich sonach aus einem Weltkinde sofort in ein Kind des Todes verwandeln, wenn ihm nicht schleunig geholfen werde. Der Arzt kam, konnte aber nichts ausfindig machen, und suchte ihn zu beruhigen. Den andern Tag erzählte er mir, es sey die Feder seiner Uhr gewesen, die ihm in der Tasche gesprungen sey, nachdem er die Uhr kurz zuvor fallen lassen. Das ist, aufrichtig, eine wahre Geschichte, trotz deines ungläubigen Gesichts. Den Mann nun beredete ich, die Fußreise mit mir zu machen, und brachte ihn auch wirklich dazu. Es war köstliches Frühlingswetter, und wir verjüngten uns mit der alten Erde, so wie wir weiter zogen; ich erlebte viele Abenteuer mit ihm; nur in Strömpfelsbrunn, einem Nest hoch oben auf dem Odenwald, wo wir eine Nacht zubringen mußten, hätte ich es fast bereut, ihn mitgenommen zu haben. Freilich sah es im Schlafzimmer nicht lieblich aus; eine zerbrochene Fensterscheibe ängstigte den armen Mann wegen der Nachtluft, die sie hereinließ, sehr, obgleich sie verklebt war; — in einem kolossalen Himmelbette konnten Leute mit den ansteckendsten Krankheiten geschlafen haben, — legte man sich entkleidet hinein, so erstickte man unter dem Zentnergewicht des ungeheuren Oberbettes, und schlief man in Kleidern darauf, so erkältete man

sich unausbleiblich; — dazu kam, daß die Thüre nicht verschlossen werden konnte, und daß man mit Wacholder geräuchert hatte, unstreitig um giftige Dünste einzuhüllen; — auch schien der Mond aufs Bett, was leicht schädlich seyn konnte, wenn man auch nicht mondsüchtig ward. Endlich — ich schlief schon lange — legte er sich halb entkleidet zu mir, und deckte sich halb zu. Mitten in der Nacht erwachte ich von einem Geräusch, und sah ihn wie einen Waschbären im Käfig, äußerst schnell im engen Stübchen auf und nieder rennen; er war, mit dem halben Körper in einem Schweißbade, mit der andern Hälfte eiskalt, erwacht, und suchte nun durch Bewegung das Ganze dem Theile zu assimiliren, was ihm sehr schwer gelang, weil die untere Hälfte, meinte er, alle Wärmetheile seines Oberkörpers an sich gezogen habe, und gewiß zehn Grad Reaumür heißer sey als letzterer. Weil nun aber der erhitzte Körper den Krankheitsstoff im Federbett noch viel leichter einsauge, so blieb er auf und die ganze Nacht in mäßiger Motion, um der frischen Morgenluft gewachsen zu seyn. In Heidelberg steckte er mir, statt in Berg und Wald, fast immer auf der Bibliothek, obgleich er bitter klagte, daß sie, wie lucus a non lucendo, von den Büchern so heiße, die nicht da seyen.

Doch ich muß zur Sache, oder vielmehr zur Person, kommen, aber das wird mir auch gegen Dich so leicht nicht.

In Heidelberg lebt ein Beamter, dessen Frau meine Landsmännin ist. Unsre Eltern waren Nachbaren, und mein Vater hätte es mir nie verziehen, wenn ich dort nicht einen Besuch gemacht hätte. Ich that es, ward freundlich aufgenommen, und wollte mich wieder entfernen, als die Schwester der Hausfrau ins Zimmer trat. Das war die bewußte. Nicht bloß sage ich das jetzt Dir, sondern ich mußte es mir sogleich im Stillen sagen. Der Schreck darüber ward von Freude überwogen. Vergebens hielt ich mir gleich innerlich vor, daß Miranda kein Heinrich, sondern ein junges Mädchen sey, mit der schwerlich eine ordentliche Freundschaft sich halten lasse aus zahllosen Gründen, unter andern, weil das Frauenzimmer gewöhnlich keinen Charakter hat, und die Männer, die einen haben, am wenigsten gelten läßt; — hier war mehr als Freundschaft; ein ganz unleidliches Entäußern aller Persönlichkeit ward mir zugemuthet, und ich fand dagegen keinen Halt in mir noch Willen. Die Schöne schien von meiner Gemüthsbewegung nichts zu bemerken, sondern fragte mich gleich, ob ich sie jetzt um Verzeihung bitten wolle? denn dazu sey ich noch seit langen

Jahren verpflichtet. — Ich that es, und sie erzählte nun der Gesellschaft die Geschichte: „Unsre Eltern wohnen Haus an Haus, und ich kam schon früh oft zu Herrn Berthold's Schwester und sie zu mir. Wir waren unzertrennlich, und hielten immer gegen den Herrn Bruder zusammen, der, wenn er böse ward, wenig Umstände machte; ich weiß nicht, ob Sie noch so böse werden können?" — Ach ja, sagte ich, wenn die Umstände und Leute danach sind. Beiläufig gesagt, ich fühlte eine Art Scham darüber, da ich mich doch sonst meines Zorns, wenn er gerecht ist, gar nicht schäme, ihn vielmehr als eine zur Erhaltung der Lebenskraft und des Gefühls für Recht und Unrecht sehr nützliche geistige Thätigkeit ansehe und hoch halte. Sie fuhr fort: „Herr Berthold war eines Tages, es ist mir wie heute," dabei ein Blick, der meinen Geist wie mit einer Beschwörungsformel ganz bethörte und unterjochte, „von seinem Vater eingesperrt worden." — Ich sollte nehmlich, fiel ich ein, die Namen unsrer Bürgermeister seit Entstehung unsrer Hansestadt bis auf jetzige Zeiten auswendig lernen, und da ich das nicht wollte, so mußte ich ins Gefängniß. — „Sie stiegen aber," fuhr sie fort, „halsbrechend genug, aus dem Fenster auf einen Baum und so in den Garten, wo Ihre Schwester

und ich spielten. Sie verlangten, wir sollten Sie mitspielen lassen. Aber Ihr Ungehorsam war uns ein Greuel; wir betrachteten besonders dies Umgehen der Strafe als großes Unrecht, und wollten nicht mit Ihnen spielen. Das nahmen Sie sehr übel, nicht wahr? Sie meinten, Ihre Strafe gehe uns nichts an, und wenn wir nicht mit Ihnen spielen wollten, so sollten wir auch gar nicht im Garten bleiben.“ — „Das war doch gar zu ungalant,“ fiel die Schwester ein. — Leider, erwiederte ich; aber dabei blieb es nicht. „Herr Berthold schloß vielmehr die Gartenthüre zu, so daß wir nicht entfliehen konnten, ergriff seine Schwester und setzte sie auf das Dach eines Schauers, so daß sie allein nicht herunterkommen konnte; mich packte er, und ich kann versichern, recht derbe an, und war wie der Blitz mit mir über die Planke in meines Vaters Garten, und wieder zurück.“ — Sie wehrten sich aber gut, unterbrach ich sie, mein Arm trägt noch die Spuren davon, es war ein tüchtiger Biß von Ihrer Perlenschnur im Munde (ich erschrak vor mir selbst, als ich das gesagt hatte, und ward gewiß blutroth, denn ich hatte mich noch immer für zu gut gehalten, um mit einer elenden Artigkeit um Mädchengunst zu buhlen). — Sie erwiederte: „meine Ohn-

macht gegen Sie war mir gar zu kränkend, besonders weil ich Ihr Unrecht so schreiend fand; aber nun müssen Sie auch erzählen, wie es Ihnen nachher erging.“ — Ich blieb ruhig im Garten. Auf das Geschrei meiner Schwester kam endlich jemand, sie ward mit einer Leiter heruntergeholt. Mein Vater, der mich kannte, befahl, ich solle statt aller Strafe zum Nachbar gehen, und seine Tochter in Gegenwart der Eltern um Verzeihung bitten. Ich war aber dazu durch kein Mittel zu bewegen; er entschloß sich kurz und gut, und schickte mich zu fremden Leuten, wo ich schon, wie er meinte, aus einem wirklichen Teufelchen zu einem kartesianischen werden solle, das auf jeden Fingerdruck parire. — „Und seitdem haben Sie meine Schwester nicht wieder gesehen? Nun, sie ist recht groß geworden, nicht wahr?“ fragte die Hausfrau. — „Und recht schön,“ setzte ihr Mann schalkhaft hinzu. Miranda schlug ihm mit einem Strickstock auf die Finger, sah mich aber nicht an. Er neckte sich zu meinem Verdruß fast immer mit ihr; ich hätte lieber über ernsthafte Dinge geredet, ich fühlte mich ungewöhnlich gutmüthig, hätte gern jedermann umarmen können, und wünschte, umgekehrt wie Nero, daß die ganze Welt nur ein Haupt haben möge, nehmlich

ihres, um mit ihr alle Menschen an mein Herz drücken zu können.

So kam ich nach Hause. Mein Erstes war, den Aermel aufzustreifen und die Narbe zu betrachten, die ich ganz vergessen hatte. Seitdem habe ich sie desto öfter betrachtet, und mehr als betrachtet. Ein so dauerndes Andenken hätte ihre höchste Gunst mir nicht gewähren können. Ich ging spaziren, dann aufs Kaffeehaus. Wie kam ich mir da unter so vielen bekannten und unbekannten Gesichtern heimlich vor? Ich hatte vor Allen etwas voraus, aber keiner wußte oder ahndete es. So muß einem Könige zu Muthe seyn, der incognito, aber nicht bloß dem Namen nach, sondern wirklich, reis't. Kaum hatte ich mich Abends ins Bette gelegt, und das Licht ausgelöscht, so stand Miranda leibhaftig vor mir. Ich schlief ein, und wachte bald wieder von ihrer Stimme auf. Das war mir doch fast verdrießlich, ich wollte ergrimmen, aber o Himmel, ich war so zahm geworden wie ein Lamm. Ich stand auf, schlug Licht an, und setzte mich hin, um diese Seltsamkeiten scherzhaft zu melden; aber es ging nicht, und ich that nichts, als Federn probiren, wobei ich immer ihren Namen schrieb, statt: Werthester, oder der, die, das, oder: und so weiter, u. s. w. was man denn eben schreibt, wenn man Federn

probirt. Endlich legte ich mich wieder ins Bett, schlief ein, träumte die Jugendgeschichte mit Miranda, und ging noch fast im Dunkeln aus, um in freier Luft und Morgenkälte nochmals zu untersuchen, wie mir sey. Da konnte ich mir denn nicht lange verhehlen, daß ich wirklich sey, wonach ich mich so lange gesehnt, und was ich so lange gefürchtet: verliebt nehmlich. Das war aber der Folgen wegen doch sehr ernsthaft. Ich hielt mir lange vor, daß ja nun aus meiner Existenz eine Koexistenz, mithin aus einem Ganzen ein halbes werde; daß ich Gefahr laufe, aus einem aktiven Intestinum zu einer passiven Saite zu werden, und daß vielleicht nicht, wie mir mein inneres Gefühl sagte, das tausendjährige Reich für mich einbreche, sondern die sieben (und mehr) unfruchtbaren Jahre; — — daß wenn die Liebe keine schwache Seite sey, sondern wohl gar, wie alle Mütter behaupten, die letzte Künstlerhand, die vom Leben an junge Leute gelegt wird, ich im glücklichsten Falle ohne mein Zuthun etwas Rechtes werden könne, was doch Gott verhüten wolle. — — Aber das war alles vergeblich. Eben die Gefahr machte die Sache doppelt reizend. Mein ganzes Daseyn, sagte ich mir, will ich auf diese eine Karte setzen, und wenn ich sie verliere, wie ein alter Deutscher der schönen Bankhalterin

als Knecht dienen und capitis deminutionem maximam erleiden; gewinn' ich aber, so habe ich an ihr ein zweites Ich, einen Zauberspiegel, darin ich alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige in mir deutlich sehen kann, und insonderheit alle Fehler und Thorheiten, und ich halte kein Tagebuch mehr, sondern lese alles aus ihren schönen Augen heraus und werde ungemein tugendhaft und liebenswürdig. — — So will ich denn das Wagstück bestehen, hin, und die Schöne erobern, und zwar sogleich. Ich denke, das werd' ich können, denn wo findet sie in diesen Zeiten einen solchen Jüngling von zwanzig Jahren, der noch kein Mädchen anders angesehen hat als über die Achsel? Etwas zahmer und gelehriger muß er freilich werden, der neue Jungfernknecht. — — — —

Ich wünschte, guter Junker, Du wärest damals zugegen gewesen und hättest mir täglich eine Kontrolle über mich eingereicht, damit ich sie jetzt lesen könnte, statt machen. — Ich setzte Universitätsschneider, Nätherinnen und solches Gelichter in gute Nahrung, denn etwas zierlicher mußte ich doch erscheinen; ja ich legte mir einen Hut zu, um doch etwas abnehmen zu können vor dem Hause, woraus sie Gesinnungen abnehmen sollte; — ein mir sonst widerwärtiger Student ward mein täglicher Um-

gang, weil ich aus seinem Fenster in das ihrige halb und halb sehen konnte; — in der Hirschgasse und in Neuenheim fehlte ich nie, wenn die große Trommel gerührt ward, ich meine wenn Tanzmusik von der Trommel repräsentirt ward; — ich kundschaftete die ganze Tagesordnung bei dem Schwager aus und besonders die Zeit des Spazirengehens im Schloßgarten, wo ich ihr auch in der That manchmal begegnete und mit ihr reden konnte; — doch das alles brachte mich nicht eben weiter. Endlich ward ich vom Schwager zum Essen eingeladen, und kam glücklich neben der Huldin zu sitzen. Das war in der Erwartung aber fast schöner als in der Wirklichkeit, denn uns gegenüber saß eine runde Mamsell, die mich gern leiden mochte, vermuthlich nicht wegen meiner Verdienste, sondern wegen des guten Verdiensts, den mein Vater so viele Jahre von hanseatischen Prozessen gehabt, und diese Gute ließ mich nicht aus den Augen. Und ich konnte doch auch nicht die Jungfernknechtschaft so weit treiben, daß ich ihretwegen Wahrheit und Ueberzeugung aufopferte, wenn Miranda über unzählige Dinge ganz andrer Meinung war als ich, und z. B. behauptete, Schiller sey ein größerer Dichter als Göthe, und in Jean Paul müsse man die sogenannten humoristischen Stellen überschlagen,

und Albano im Titan sey herzlos, weil er sich nach dem Verlust von Linda gleich wieder verlieben könne. — So sündigte ich immerfort gegen alle zehn Liebhabergebote, und was half es, daß ich im Stillen die Glaubensartikel inbrünstig hersagte. Ja der Schwager mochte es doch wohl bemerkt haben, daß ich an Mirandens Wort und Blick hing, wie ein Fechterauge an der Degenspitze des Gegners, denn er brachte bald diese, bald jene Neckerei vor, die mich sehr in Verlegenheit setzte. Einmal hielt mir Miranda meine Liebhaberei an Paradoxen vor, die ich läugnete, und hinzufügte, wenn sie Recht habe, so wolle ich bei ihr in die Schule gehen, damit diese und ähnliche männliche Ungleichheiten geebnet und abgeschliffen würden. „Thun Sie das ums Himmelswillen nicht," sagte nun der Schwager, „Sie werden sonst ganz einseitig und sehen immer nur auf das, was Ihre Schulmeisterin sagt, statt daß ein junger Mann sich in der Welt umsehen muß." Miranda blieb bei solchen Reden ganz unbefangen, ihre Schwester lächelte, die Mamsell warf mir zärtliche Blicke zu, und ich drehte Brodkügelchen.

Ein Verliebter ist wahrlich zu beklagen. Er denkt und erwartet immer, es müsse sich etwas Außerordentliches zutragen, wodurch er Anlaß habe,

für seine Schöne irgend eine ritterliche Thathandlung zu verrichten, einen Handschuh aus einem Löwengarten zu holen, einem Nebenbuhler den Hals zu brechen, oder doch wenigstens in unsrer prosaischen Zeit einen Bösewicht von Vormund zu entlarven oder heimlich die Schulden des Vaters der Dame zu bezahlen; aber es geht Alles seinen ordinären Gang und nichts will vorfallen, wobei etwas abfiele für ihn; — — er steckt inwendig mit dem Geist im Koliseum, und seine Beine sammt dem übrigen Körper machen eine Fußreise durch die Lüneburger Heide; höchstens kann er etwas schenken, aber nicht etwa Perlen, die er selbst aus dem Meer geholt hat, sondern er geht gemächlich zum Juwelier und handelt für seine Kontanten (hat er anders welche) einen Tand ein, und darf ihn der Geliebten nicht einmal da anbringen, wohin er etwa gehört, sondern er muß ihn longa manu tradiren, sobald die Sache an Hals und Hand, Haut oder Haar geht; denn selbst die Hand darf er früher küssen als ihr etwas anstecken.

Indeß war ich so glücklich, in der That etwas Außerordentliches zu erleben, und zwar den Geburtstag der Schönen. Ich erfuhr es zufällig, daß er sey, und nun war nur die Frage, wie ich dies für mich benutzen könne. Es war noch früh im

Jahr,

Jahr, und da denkt wohl jeder Liebhaber zuerst an Blumen. Nicht weit vom Mannheimer Thor wohnt auch ein alter Gärtner, der solche zieht. Ich kaufte ihm einen köstlichen Rosenstrauch ab, der in voller Blüthe stand. Einen Vers oder eine Epistel sollte jedoch der Strauch nicht überbringen, denn ich wollte durchaus keine Akten über die Sache haben, sondern mündliches Verfahren, wenn auch nicht grade öffentliches. Symbolisch aber mochte der Strauch immerhin für mich reden, und das geschah am Besten, wenn er auf irgend eine ungewöhnliche Art angebracht ward. Miranda bewohnte ein Zimmer im zweiten Stock nach der Gasse hin, und dort zu Lande haben die Häuser bekanntlich breite Fensterbrüstungen an der Außenseite, so daß man auch große Blumentöpfe dahin stellen kann. Ich beschloß, den meinigen gegen Morgen vor Tagesanbruch dahin zu schaffen, und abzuwarten, ob sie es errathen werde, daß er von mir sey. Die Sache war nicht leicht. Nur mit Hülfe einer großen Leiter war sie ausführbar, und Nachtwächter gehen durch die Straßen mit brennenden Laternen. Wollte gleich HapHof das gegen alle polizeiliche Kautel finden, weil die Diebe so den Nachtwächter kommen sähen, so fand ich doch das Gegentheil. Denn der Mann kann nicht so sicher schlafen wie sonst Wäch-

ter pflegen, weil es viel leichter zu entdecken ist; er sieht auch mindestens Alles was in den Fokus seiner Laterne fällt, und was will man von Menschen und Nachtwächtern mehr verlangen? Zu alle dem kam, daß ich durchaus Hülfe haben mußte. Denn stand ich auf der Leiter, und unten passirte mir ein solcher Nachtwächter vorüber, so war das ein schlimmer Handel, und mindestens gab es ein Stadtgespräch ohne Ende und mit viel Verdruß für Miranda. Einem andern Studenten mich anzuvertrauen war mißlich, denn ich kannte nicht Einen genauer. Da kam mir Sanne in den Wurf, den ich Dir in Frankfurt zeigte; ich hatte ihn vor Kurzem kennen gelernt, und fand, bei allem Gemeinen und Verwerflichen, an ihm doch eine treue Seele, und großes Belieben an Allem, was nach einem Abenteuer schmeckte.

„Eine treue Seele?" rief Heinrich aus. — Also Du kennst ihn auch? fiel ich ein. — „So halb und halb." — Du mußt, fuhr ich fort, meinen Ausdruck von der Treue nicht so gar genau nehmen. Uebersetze treu mit fidel, so paßt es besser. Doch habe ich nie Untreue an ihm erprobt. Ich sagte ihm, daß es eine Wette gelte, und er war bereit auf der Lauer zu stehen. Wir verschafften uns eine Leiter von einem Maurergesellen, und

Sanne, als solcher verkleidet, trug die Leiter vor's Haus. Alles ging gut, ich bestieg sie mit dem Blumentopf in der Hand, aber o Unglück, sie war zu kurz. Als Sanne weit und breit nichts sah, ließ er sich bereden, zu mir heraufzusteigen, ich schwang mich auf seinen Rücken, und wahrscheinlich wäre mir das Unternehmen gelungen, wenn nicht die Leiter unten einen solchen Stoß erhalten hätte, daß ich noch nicht begreife, wie es uns Beiden möglich ward, uns festzuhalten. Der Topf entfiel mir und ging in tausend Stücke. Kaum erholten wir uns vom Schreck, als wir ein heftiges Fluchen und Schelten vernahmen. Es war fürwahr ein solcher Nachtwächter, der mit der Laterne, nicht wie Diogenes am Tage nach ehrlichen Leuten, sondern bei Nacht nach Dieben suchte. Sanne ließ ihm nicht lange Zeit; wie der Blitz war er unten, schlug dem Manne die Laterne aus der Hand, warf ihn zu Boden ehe er sich besinnen konnte, und rannte davon. Ich folgte ihm, und wir entkamen glücklich.

Tags darauf war die ganze Stadt voll von dem bei dem Schwager beabsichtigten Diebstahl, und daß die Diebe durch einen herabgefallenen Blumentopf verrathen worden. Nun erst fiel mir die Leiter ein; sie war natürlich als corpus delicti in Gewahrsam der Justiz. Wir trösteten den Maurer,

und ich versprach sie zu bezahlen, er solle nur schweigen. Ich beschloß, zu Miranda zu gehen, um ihr Glück zu wünschen, und ihr den Schreck zu benehmen. Aber das ganze Haus war nach Schwetzingen gefahren. Sie dort aufzusuchen, schien mir zu unbescheiden. Verdrießlich ging ich in meine Wohnung, wo ich den Dr. Haphof ganz außer sich fand. Er verwünschte den Tag, da er hieher gekommen. Auf mein Befragen erzählte er mir, daß er vor Gericht geladen worden sey, um ein Zeugniß abzulegen. Die Sache war seltsam genug. Auf der Bibliothek waren zwei taube Bibliothekare, welche verhindern konnten, daß nicht zuviel Bücher ausgeliehen und unordentlich zerstreut wurden. Haphof hatte schon öfter bemerkt, daß der Ober- den Unterbibliothekar deshalb zur Rede stellte und ihm vorhielt, er halte die Bibliothekgesetze nicht, und sehe leselustigen Studenten zu sehr durch die Finger. Dieser verantwortete sich dann mit Grobheit, die er, nach der Meinung des Andern, eher gegen seine Untergebenen, die lesenden Studenten, als gegen seinen Vorgesetzten, den bereits belesenen Oberbibliothekar, hätte anwenden mögen. Haphof war Zeuge eines solchen Auftritts gewesen. Alles war anfangs zwar schriftlich verhandelt worden; aber als der Zorn die streitenden Theile mehr übermannte,

hatten sie sich das Weitere ins Ohr nicht geraunt, sondern geschrieen; und dabei durch fortgesetzte und sich immer erneuernde Mißverständnisse sich immer ärger erboßt, so daß Beide mit dem festen Vorsatz schieden, einander mit dem Spieß einer Injurienklage aus dem Sattel zu heben, und den Gegner vor sich auf die Knie zu werfen zur Abbitte. Haphof sollte nun Zeugniß ablegen, und wegen seiner nahen Abreise in perpetuam rei memoriam. „Das ist nun," meinte er, „die schwerste Gewissenssache, nicht zu gedenken, daß man sich Einen Theil zum Feinde machen muß. Aber ich quäle mich damit ab, mir genau zu rekapituliren, was Jeder gesagt hat, und mich dann bei der Aussage selbst nicht wieder zu verwirren. Mancher würde zwar erklären, wie er sich des und jenes Wortes nicht recht mehr erinnere. Aber es ist ebenso gut Gewissenssache, wenn man zu wenig sagt als zu viel; denn es ist eine allgemeine Bürgerpflicht, daß man vor Gericht ein wahrhaftes Zeugniß ablegt, und wie ehemals Sklaven durch Tortur, so wird man noch durch die geistige Tortur des Eides dazu angehalten. Und fällt Einem dann (ich habe es erlebt) hinterher in seiner Studirstube noch so Manches ein, was man hätte aussagen müssen, so ist das eine peinliche Lage. Entweder man schweigt, dann han-

delt man gewissenlos. Oder man zeigt es dem Richter an, dann verdirbt man dem Produzenten das, was er von Zeugniß schon weg hat, und läuft Gefahr, es selbst mit dem Richter zu verderben, der gleich Subornation wittert und keinen Spaß versteht. Und nun denkt Euch vollends einen Wortwechsel zwischen zwei tauben Leuten, und die feinen Rechtsfragen dabei, die freilich mich zunächst so sehr nicht kümmern. Z. B. wenn die beiden Männer sich da ohne Zeugen ausgescholten hätten und ohne sich zu verstehen, so würde doch schwerlich der Eine den Andern injuriarum haben belangen können, bloß weil dessen Gesicht Zorn ausgedrückt und seine Lippen sich schnell bewegt hätten. Was kann meine zufällige und von Beiden gar nicht beobachtete Anwesenheit darin verändern? Ich soll ihnen zum Hörrohr dienen und Einer will dem Andern durch mich die Einrede der dunkeln Klage todtmachen? Ferner ward ich durch mehrere komische Situationen bei der Sache an der nöthigen Aufmerksamkeit verhindert. Unter anderm fanden Beide es wichtig, einander die Zettel zu entreißen, die sie sich zu Anfang geschrieben hatten, und wären sich darüber beinahe in die Haare gerathen. Jeder rannte nach dem Platz des Andern, als wenn sie wie die Kinder Kämmerchen zu vermiethen gespielt hätten. Der

Oberbibliothekar muß aber nichts erwischt haben als Bibliothekzettel, denn sein Gegner hatte gleich Alles eingeseckelt. Doch das wird sich in der Beweisinstanz ausweisen. Bei alle dem Unwesen sollte ich Leibii Studentica lesen, wozu ich mir grade den heutigen Tag mit genauer Noth abgemüssigt hatte. Darum bin ich aufgebracht, denn wann hab' ich wieder Zeit zu solchen Allotriis? Gleichwohl ist in dem Buch ein schönes Gedicht in Knittelversen über den Cornelius studenticus, wovon kein Mensch mehr etwas weiß und man gelegentlich eine Dissertatiunkel hätte schreiben können mit dem schönsten Titel, z. B. Cornelius studenticus redivivus u. s. w. Oder gar nach Chifflet's Beispiel: Anastasis Cornelii studentici."

Die Noth des guten Mannes machte mich mein mißlungenes Unternehmen halb vergessen. Ich suchte ihn zu trösten und zu zerstreuen; er mußte mit mir auf den Heiligenberg steigen, was er immer abgelehnt hatte, weil es über seine Kräfte gehe. Er behauptete auch, der Gang habe ihm noch acht Tage lang in allen Gliedern gelegen.

Abends gaben Sanne und Trifftshäuser ein Konzert und Deklamatorium. Da hoffte ich gewiß Miranda zu sehen, und täuschte mich nicht. Sie überstrahlte das gesammte Frauenzimmer weit, —

und darüber schien auch der ganze Konzertsaal mit mir einverstanden. Alle Blicke, wenigstens die Blicke aller Männer, waren nur auf sie gerichtet. Dies war mir sehr hinderlich, denn ich konnte nicht unbemerkt mit ihr reden. Selbst Sanne und Triffts-häuser schienen durch ihre Gegenwart begeistert, besonders ersterer, der einige leidenschaftliche Gedichte mit solcher Wärme rezitirte, wie ich es nie von ihm gehört hatte. Dabei wandte er sich immer gegen sie hin, so daß mir es fast verdrießlich ward; es war nicht anders, als sey nur sie zugegen und als spreche er mit ihr.

Nach beendigtem Konzert bot ich Miranda den Arm, um sie nach Hause zu führen. Sie nahm ihn freundlich an. Wir mußten vor einer zahlreichen Versammlung gaffender Studenten die Revue passiren. So etwas gehört zu den Dingen, wobei ich gewöhnlich nicht Fassung genug habe. Ich muß dann einen Anflug von Blödigkeit unterdrücken, und darüber werde ich reizbar und schroff. So ging es zum Unglück auch diesmal. Für nichts ist man überdies wohl so empfindlich, als für eine Beleidigung, die einer gleichsam auf unsern Schutz angewiesenen Dame widerfährt. Liebt man vollends die Dame, so ist es, als stände man elektrisirt auf einem Isolirschemel; auch die leiseste Berührung lockt

Funken aus Dir heraus, ja Du fühlst schon bei bloßen Blicken ein geistiges Prickeln. Ein Student zischelte seinem Nachbar etwas ins Ohr, indem er uns ansah. Ich war unbesonnen genug, ihm dafür im Vorbeigehen einen Stoß mit dem Arm zu versetzen. Jener erwiederte mit einer Grobheit, die ich nicht ungerochen lassen konnte. Leider stecke ich noch immer öfter in solchen Händeln als ich selbst billigen kann, so redlich ich auch sie zu vermeiden suche. Ich habe darin ein wahres Unglück. Miranda mochte glauben, daß ich Jenen unversehens gestoßen habe, und äußerte ihre Verwunderung über seine Unart. Sie fragte mich, ob das nun auch weitere Folgen habe, und sprach entschieden ihre Mißbilligung des Duells aus. Ich suchte sie auf andre Gedanken zu bringen, fragte, ob sie etwas von dem Vorfall bei ihrem Schwager gehört habe, wie sie den Tag verlebt, u. s. w. Sagen mochte ich ihr nichts über den wahren Zusammenhang, weil sie gewiß besorgt haben würde, die Sache möge bekannt werden und sie ins Gerede kommen. Sie hatte nichts gehört. Daß ich in ihrem Hause gewesen sey, hatte sie erfahren, und dankte für meine Aufmerksamkeit. Sie lobte Sanne's Deklamation; mir war das unangenehm, ich mußte ihr aber Recht geben. Ja sie fragte mich, ob ich ihn kenne, und

ob es ein interessanter Mensch sey, er sehe so aus. Er hatte sie sichtlich angezogen. Sie sagte mir, daß sie noch längere Zeit hier bleiben werde, bis ihre Mutter, mit der sie nach Wisbaden gehe, sie abzuholen komme. Wie glücklich war ich! Ich beschloß, den Sommer hier zuzubringen; mein Vater konnte das nur billigen, da in Heidelberg die juristische Fakultät Solo mit Matadors spielen kann, wie mein Vater sagen würde. Ich kündigte ihr diesen Entschluß an; wieder unbesonnen genug! Doch ich konnte ja nicht ahnden, was vorfallen würde. Sie schien dies nicht ungern zu hören. Wenigstens meinte sie, dann könne ich manchen Ausflug mit ihr und ihrer Schwester in die schöne Umgegend machen, der Schwager habe so selten Zeit. Oder ob ein Student auch viel zu thun habe? Es komme ihr so vor, als wenn diese Herren sich nicht überarbeiteten. Ich versetzte: wenn man auch des Nachts studiren müßte, so würde man das gern thun, um ein solches Vergnügen zu haben. Sie parirte dies ab, indem sie sich in Lobeserhebungen der Gegend ergoß. Da hätte ich nun sagen sollen, nicht die Gegend sey gemeint, sondern die Gesellschaft, aber mir ist dann die Kehle wie zugeschnürt, ich kann nichts hervorbringen. Darüber waren wir bei ihrer Wohnung angekommen; ihre Schwester

lud mich auf den andern Tag zu einem Spazir-
gang nach dem Schloß ein, und ich empfahl mich.

Ich ging noch lange vor dem Hause auf und
ab. Es war ein schöner Frühlingsabend. Der
Wind trug ganze Wolken von Düften blühender
Bäume über den Neckar her, dessen feierliches Rau-
schen von Zeit zu Zeit durch das Schmettern ent-
fernter Nachtigallen und durch ein Posthorn unter-
brochen ward. Ich konnte sehen, wie der Tisch
gedeckt ward, und wie man das Abendessen auftrug.
Miranda war noch nicht im Zimmer. Endlich trat
sie ein, und setzte sich neben den Schwager auf das
Kanapee. Man aß. Der Schwager schien sie zu
necken, denn sie setzte sich auf einen Stuhl an die
andre Seite des Tisches, mit dem Rücken gegen
das Fenster. Wie verwünschte ich seine gute Laune!
Und doch war es mir ein süßes Gefühl zu denken,
daß er sie vielleicht mit mir necke. Es schoß mir
aufs Herz, daß ich eigentlich gar nichts Miranden
zu Ehren an ihrem Geburtstage ausgeführt hatte,
und mir fiel ein, ihr mit Hülfe von Sanne und
Triffts häuser ein Ständchen zu veranstalten. Ge-
fährlich konnte mir Sanne unmöglich werden, und
fand er Miranda wirklich liebenswürdig, wie es den
Anschein hatte, so war er desto bereitwilliger, mei-
nen Wunsch zu erfüllen. Ich ging auf Gramm-

lich's Kaffeehaus, um Beide aufzusuchen. Hier fand ich den Studenten, mit dem ich vor dem Konzertsaal den Vorfall gehabt hatte. Er war sehr laut, und mochte etwas getrunken haben. Das war eine widrige Dissonanz in den Wohllaut meiner Gefühle. Desto leichter entspann sich unter uns ein zwar nur sehr kurzes aber lautes Gespräch, welches sich damit endigte, daß ich ihn forderte. Indem trat Sanne herein: ich sagte ihm, daß Miranda meine Landsmännin und Verwandte sey, daß sie viel Schönes über das Konzert gesagt habe, ob er mir helfen wolle, ihr eine Musik zu bringen? Ihre Schwester habe geäußert, die Studenten wären hier auch nicht ein Bischen galant. Er war gleich bereit, schaffte den Poeten und noch einige Musikanten herbei, und die Sache gelang über meine Erwartung. Besonders anmuthig war ein ziemlich langer Gesang in Stanzen, den Trifftshäuser vortrug und sich dabei auf der Guitarre begleitete. Ich hatte das in dieser Manier noch nie gehört, und denke mir, daß er sie den Venezianern, wenn sie Stellen aus dem Tasso oder Ariost absingen, abgelernt haben mochte, denn er ist längere Zeit in Venedig gewesen, womit er sehr geheimnißvoll thut. Auch gefielen mir mehrere Verse recht wohl; ich

konnte aber das Ganze nicht von ihm erhalten. Folgendes hat sich meinem Gedächtniß eingeprägt:

O tadelt nicht, wenn Ihr von Sehnsuchtsthränen
Des Jünglings Augen sehet überfließen,
Wenn seine Lippen nur mit Klagetönen
Den lauten Tag, die stille Nacht begrüßen,
Wenn, statt das Haupt mit Lorber sich zu krönen,
Die Hände nur mit Myrthen es umschließen, —
Dann wohl ist Dem gestorben jedes Hoffen,
Den solcher Liebe bittrer Pfeil getroffen.

O hätte Nacht die Augen ihm umwoben,
Als sie zuerst nach Ihr die Blicke sandten,
O hätte nie die Wimper sich gehoben,
Als sie zuerst entzückt nach Ihr sich wandten,
O wäre schnell das süße Bild zerstoben,
Als sie zuerst in seiner Lieb' entbrannten,
O hätten Thränen gleich gelöscht den Funken,
Als sie zuerst die flücht'ge Gluth getrunken.

Die armen Lippen, o wie gerne sängen
Sie freundlich scherzend heitre Liebeslaute,
Verkündeten in stilleren Gesängen,
Wenn die Geliebt' ein süßes Wort vertraute,
Und hauchten Schmeichelworte zu den Klängen,
Die abendlich entschwebend mancher Laute
Mit zephyrslinden Lüften sich verschwistern,
Der holden Göttin Liebe zuzuflüstern.

Nun folgte ein Vers, worin gesagt ward, wie das ehemals ganz anders gewesen sey. Er schloß:

Nun muß die Lippe klagen oder schweigen.

Mit mehr Aufwand von Rhetorik als Poesie, und zuweilen etwas preziös, ward ebenso auseinandergesetzt, wie der Dichter alle Kraft und Lust verloren habe, sich Kriegsruhm zu erwerben. Dann folgte eine Antwort der Schönen, worin diese sich nicht so grausam zeigte, als der blöde Dichter vorausgesetzt, und das Ganze endete mit einer glücklichen Erklärung der Liebenden. Meine Aufmerksamkeit war aber bald nicht mehr auf den Sänger, sondern auf die Besungene gerichtet. Die Musik hatte kaum angefangen, als die Lichter im Hause ausgelöscht wurden; es schien mir aber, als werde ein Fenster leise geöffnet, und als sehe ich hinter den Jalousieen eine weibliche Gestalt verstohlen hervorblicken. Ich glaubte, auch einige Worte, die im Zimmer gesprochen wurden, zu vernehmen. Ich trat daher so nahe als möglich unter das Fenster, hatte aber nicht den Muth, die Gestalt anzureden, aus Besorgniß, es möchte Miranda nicht seyn, oder, wenn sie es sey, sie in Verlegenheit setzen, weil sie im Zimmer nicht allein war. Es dauerte nicht lange, so versammelten sich so viele Menschen und namentlich Studenten um uns her, daß ich für besser

hielt, das Ständchen nicht mehr fortzusetzen. Um die Aufmerksamkeit von diesem Hause abzulenken, zogen wir in eine andre Gasse, und musizirten von Zeit zu Zeit aufs Gerathewohl bald vor diesem bald vor jenem Hause, bis wir uns trennten.

Es war spät geworden, aber an Schlaf konnte ich nicht denken. Ich legte mich ins Fenster, und versank in Träumereien. Ein Mensch, der in seinem zwanzigsten Jahre zum erstenmal liebt, ist doch glücklicher, als irgend etwas sonst auf Erden ihn machen kann. Es war mein schönster Abend. Denn nun habe ich nicht viel Gutes mehr zu berichten.

Ich war, nach einer unruhigen Nacht, spät aufgestanden, als Sanne in mein Zimmer trat, und mir mit einiger Bestürzung ankündigte, daß der Maurergesell schon gestern Abend arretirt worden sey. Die Polizei hatte nach dem Eigenthümer der Leiter geforscht, und ihn bald entdeckt. Wir hätten dies voraussehen müssen, und es vielleicht verhindern können; das fiel mir nun zu spät ein. Ich eilte mit Sanne zu dem Beamten, und erzählte ihm den wahren Zusammenhang der Sache. Ich bat ihn dringend, den Maurer in Freiheit zu setzen, und um Aufsehen zu vermeiden, die Sache so schleunig als möglich zu beendigen. Er zuckte die Achseln und schien unser Vorgeben nicht recht glaub=

lich zu finden; ja er zog sein Gesicht einmal so in kriminalistische Falten, daß ich erwartete, er werde uns beide obendrein ins Gefängniß setzen lassen. Doch ließ er sich bewegen, den Maurergesellen auch gleich abzuhören, und zeigte uns, als dies geschehen war, an, daß die Aussage des Mannes mit der unsrigen durchaus übereinstimme, und daß er glaube ihn freilassen zu können, wenn Mirandens Schwager, der auf heute vorgeladen sey, um über die Begebenheit zu Protokoll vernommen zu werden, nichts besondres deponire, oder wohl gar meine Behauptung, daß überall keine Blumentöpfe vor dem Fenster gestanden hätten, bestätige. Ich bat ihn vom Himmel zur Erde, doch hievon abzustehen, aber vergebens. Es sey auf jeden Fall ein Unfug, meinte er, dessen eigentliche Absicht erst durch die Aussage des Schwagers werde aufgeklärt werden können; ich solle in einigen Stunden wiederkommen.

Da war ich nun aus einem Himmel von Seligkeit und Wonne plötzlich in die gemeinste Alltäglichkeit heruntergestürzt, und das ist tausendmal verdrießlicher, als wenn Dir in solchem Zustand etwas noch so Trauriges begegnet, wenn es nur großartig ist. Meine Lage war peinlich. Sollte ich zum Schwager gehen und ihn vorbereiten? Aber wenn ich das that, welche Aufnahme konnte ich erwarten?

Der

Der Gedanke, wie ein dummer Junge vor ihm stehen zu müssen, war mir unerträglich. Auch lag darin ein Bekenntniß meiner Liebe zu Miranda, und zwar um so mehr, je angelegentlicher ich die Sache nahm. Diese Rücksicht überwog; ich beschloß, mich leidend zu verhalten, und erst nach beendigter Sache hinzugehen und um Verzeihung zu bitten. Ich war überzeugt, dann besser empfangen zu werden, als wenn der Schwager den Gang zum Richter noch vor sich hatte.

Kaum war ich wieder in meinem Zimmer, als recht handfest angeklopft wurde. Eine ziemlich kolossale Figur mit einem Kürassieranstand trat herein, erklärte sich für den Universitätspedellen, und beschied mich noch denselben Morgen vor den Prorektor. Es schien, als habe Alles sich gegen mich verschworen. Als ich dort ankam, fand ich meinen Gegner schon da. Uns ward vorgehalten, daß wir beabsichtigt hätten, uns zu duelliren, und als wir es läugnen wollten, ward uns angezeigt, daß Zeugen genug vorhanden seyen, die unsre Unterredung auf dem Kaffeehause angehört hätten. Wir mußten an Eidesstatt versprechen, das Duell nicht vorzunehmen; unsre Bestrafung werde sich finden.

Wie ein armer Sünder, der aus einem Verhör zum andern geschleppt wird, begab ich mich nun

Bayerische
Staatsbibliothek
München

auf die Polizei. Hier ward ich freundlicher empfangen, als das erstemal. Der Schwager war dagewesen, und hatte selbst gebeten, die Sache nicht ernsthaft zu nehmen, der Maurergesell war auf freien Fuß gesetzt, und ich hatte nur die Kosten zu bezahlen. Uebrigens sey die Sache der akademischen Obrigkeit bereits angezeigt worden, ward ganz kaltblütig hinzugesetzt.

Indeß war die Mittagsstunde herangekommen, ich mußte daher meinen Besuch bei dem Schwager auf den Nachmittag verschieben. Schon an der Wirthstafel ward von nichts gesprochen, als von meinem Unternehmen mit der Leiter. Ich war wie auf der Folter gleiches Namens, denn ich durfte die Neckereien meiner Bekannten nicht zu hoch aufnehmen, um mich nicht zu verrathen. Ich blieb dabei, es sey eine Wette gewesen, und ein bloßer Scherz.

Mit schwerem Herzen ging ich zum Schwager. Ich fand ihn etwas verstimmt. Er nahm mich jedoch bei Seite, und sagte mir, daß seine Frau und Schwägerin noch nichts weiter von der Sache wüßten, als daß man bei ihm habe stehlen wollen, ich möge daher auch noch nicht davon sprechen. Ich suchte mich zu entschuldigen so gut es gehen wollte, konnte aber wohl bemerken, daß ihm der Vorfall

Bayerische Staatsbibliothek München

verdrießlich war. „Da Sie indeß bald wieder abreisen wollen," fügte er hinzu, „so wird das Gerede nicht lange dauren. „Ich nahm daraus wahr, daß Miranda ihm meinen Entschluß, dort zu bleiben, noch nicht mitgetheilt hatte, woraus ich folgerte, daß sie sich gescheut habe, davon zu reden, um nicht geneckt zu werden. Man ist sehr sinnreich, die Beweggründe jeder kleinen Handlung der Geliebten zu errathen und günstig auszulegen. Ihm mochte ich nun nichts weiter sagen, um ihm seine Hoffnung nicht in dem ersten Augenblick des Verdrusses zu benehmen.

Wir gingen aufs Schloß, doch der Schwager nicht mit uns, nur Miranda, deren Schwester und ich. Ich fragte Miranda, ob sie schon auf der Rouger-Ruh gewesen sey? Man nennt so einen Platz, der noch beträchtlich höher als das Schloß liegt, wohin eine Französische Emigrantin täglich ging und stundenlang dort verweilte. Die Aussicht ist entzückend. Miranda kannte sie noch nicht; wir beschlossen hinaufzusteigen. Oft mußte ich auf dem schmalen Pfade den Damen einer nach der andern forthelfen; mehrmals wollte ich Mirandens Hand dann an meine Lippen drücken, aber den Muth zu so etwas haben nur buhlerische Jünglinge, glaube ich. Ich kannte ja ihre Gesinnung gegen mich noch

so wenig. Die Schwester fragte, ob Miranda sich denn schon bedankt habe, denn die Nachtmusik sey doch wohl von mir veranstaltet worden? Ihr Mann sey zuerst ein wenig verdrießlich darüber gewesen, habe sich aber nachher selbst über die schöne Musik gefreut. Ich blickte Miranda an, sie ward roth, und dankte für meine Freundlichkeit. Wir traten in die Grotte, welche die Marquise Rouger in einem Obstgarten, am Abhang des Felsens, aus rohen Steinen zum Sitz für sich erbauen ließ; sie ist jetzt dicht mit Epheu bewachsen. Hier setzten wir uns; Miranda frug nach der Geschichte der Marquise. Ich wußte nur wenig davon, und dies Wenige war schwer zu sagen; so oft von Liebe die Rede war, glaubte ich mich gegen Mirandens Schwester zu verrathen. Indeß erzählte ich, die Emigrantin habe ihren Geliebten in Frankreich in der Schreckenszeit und in der größten Gefahr für sein Leben verlassen müssen, ohne Nachricht von ihm erhalten zu können. Da habe sie denn hier ihre sehnsuchtsvollen Blicke nach den Vogesen gerichtet, und in der Einsamkeit ihrem Schmerz nachgehangen. — „Welch' eine traurige Lage," versetzte sie. „Das arme Mädchen!" — Halb gedankenlos ergriff ich ihre Hand, es war die rechte, an der man bei uns den Trauring trägt, und fühlte einen Ring an ihrem Fin-

ger. Sie sah mich verwundert, aber unbefangen an, zog die Hand leise zurück, und fragte, ob ich nichts weiter von der Marquise wisse, ob ihr Geliebter nachher entkommen sey oder nicht. Ich war über meine Kühnheit, über den Ring, über ihre Ruhe bestürzt, und der innere Geist des Widerspruchs, der mir gewöhnlich erscheint, wenn ich einer Rührung oder eines ähnlichen Gefühls nicht Herr geblieben bin, flüsterte mir zu: Jetzt sey Mann und steh' auf deinen eignen Füßen! Ich erwiederte daher: ich weiß nichts weiter von der Guten, als daß Lafontaine die Geschichte matt und rührend beschrieben hat. Etwas schneidend muß ich dies wohl gesagt haben, denn ihre Schwester sah mich sehr fragend an; Miranda aber stand, sichtbar verdrießlich, auf, und trat mit den Worten: Sie müssen doch immer spotten! aus der Grotte, ihre Schwester folgte, und ich ging so ziemlich wie ein ausgehunzter Bube hinterdrein. Gelang es mir auch nachher, ein freundliches Gespräch in Gang zu bringen, so war doch wieder ein Tag verloren, ohne daß ich ihr irgend näher gekommen war.

Am andern Morgen in aller Frühe lud mich der Pedell schon wieder vor den Prorektor. Hier ward ich befragt, ob ich vorgestern Abend vor dem und dem Hause ein Ständchen veranstaltet und

nachher mit Musik die Straßen durchzogen habe? Als ich es bejahte, ward mir angedeutet, daß ich, als des versuchten Duells und mehrerer Unordnungen und Uebertretungen der akademischen Gesetze schuldig, morgen die Stadt verlassen müsse. Ich legte mich aufs Bitten, aber vergebens. Studenten, die von anderen Universitäten zum Besuch kämen, seyen nach den Gesetzen besonders kurz zu halten, versetzte man, und da die Ferien sich ihrem Ende nahten, so wundre man sich, daß ich die Milde verkenne, mit der man mich, der ich ja doch bald abreisen müsse, wegschicke, statt mich mit dem Karzer zu bestrafen.

Ich war in der That wie vernichtet. Nicht nur war es nun aus mit meinen etwa schon eroberten Außenwerken der Festung, sondern alle meine Approchen, Laufgräben und maskirte Batterien waren zerstört und verschüttet. Schmählich mußte die Belagerung der Jungfrau aufgehoben werden. Und in welchem Lichte erschien ich? Zwar hatte ich Alles ihretwegen und für sie gethan, aber sie verdammte das Duell, und das andre war allzu öffentlich geworden. Nur Eins blieb noch übrig: Sturm. Ich mußte sie durchaus noch vor meinem Abzuge unter vier Augen sprechen. Wenigstens konnte ich sie dann um Verzeihung bitten, wenn es mir unmög-

lich war, mehr zu sagen. Im Hause des Schwagers mochte ich mich nicht sehen lassen, denn ein Verbannter nimmt ungern Abschied. Es blieb auch höchst ungewiß, ob ich dort Gelegenheit haben würde, ihr meinen Wunsch vorzulegen. Ich trieb also ein artiges Kind auf, kaufte die schönsten Blumen, putzte ein zierliches Körbchen (Männer dürfen Körbe schicken) so gut ich vermochte, damit auf, und schickte das Kind zu Miranda. Das kleine Mädchen bekam die gemessensten Verhaltungsbefehle. Sie sollte mein Billet nur an Miranda selbst übergeben, und wäre diese nicht da, die Blumen allein; dann sollte sie nach einer Weile wieder hingehen, und unter dem Vorwande, sie habe noch etwas vergessen, wieder nach Miranda fragen. Ich mochte nehmlich das Billet nicht unter die Blumen stecken, aus Furcht, daß Miranda es dann vielleicht in Gegenwart ihrer Schwester oder gar der Gouvernante finden und in Verlegenheit kommen möge. Zu meiner Verwunderung bekam ich keine Antwort. Ich eilte nach dem Hause der Mutter des Mädchens; hier sagte man mir, die Mutter sey in den Weinberg gegangen, das Kind aber noch nicht wieder da gewesen. Ich suchte die Mutter auf, sie wußte von nichts. Als ich zu Hause kam, war das kleine Mädchen da gewesen, und hatte versprochen, gleich

nach dem Essen wiederzukommen. Meine Ungeduld kannst Du Dir denken. Endlich kam sie, und brachte nichts als einen Dank und eine Empfehlung. Daß sie Miranda selbst gesprochen hatte, sah ich aus ihrer Beschreibung. Auch hatte sie ohne Zeugen mit ihr gesprochen, und ich konnte nichts erfragen, woraus sich schließen ließ, die Sache liege an etwas anderem als an Mirandens gutem Willen. Wenigstens ein Paar Worte hätte sie mir doch schriftlich erwiedern können. Aber so schmählich abgewiesen zu werden erwartete ich nicht; mich wundert nur, daß sie mir den Korb nicht zurückgesandt hat!

„Was hattest Du denn geschrieben?" fragte Heinrich. — Nichts, als die dringende Bitte um eine Unterredung unter vier Augen, da ich morgen abreisen müsse, und ihr etwas Dringendes zu sagen habe. — „Das war auch etwas viel verlangt," meinte er. „Du hättest eine Erklärung vorangehen lassen sollen." — Mit deiner Erklärung! antwortete ich. Schon das Wort ist mir zuwider. Ebenso gut hätte ich dem Schwager schreiben können, er möge ein gutes Wort bei ihr für mich einlegen. War denn die Bitte um eine solche Unterredung nach allem Früheren nicht die beste Liebeserklärung? — Wir konnten uns darüber nicht vereinbaren, und der Junker bleibt bei der Meinung,

daß ich gar keinen hinlänglichen Grund habe, die Bewerbung aufzugeben. Ich aber bin des Ringelrennens überdrüssig, und doch, wenn ich am Tage mich ermanne und von nichts wissen will, kann ich mich Nachts der liebreizendsten Träume nicht erwehren. Und wie man im Hunger oder Durst von köstlichen Gerichten und Getränken träumt, so erscheint mir immer Miranda im Traum gewogen und liebevoll, entweder in der Einsamkeit einer wüsten Insel als meine Geliebte, oder unter tausend gleichgültigen Menschengesichtern in geheimem Einverständniß.

Sechstes Kapitel.

Kassel, den 14. August.

Da bekomme ich ein Schreiben meines Buchhändlers, daß die Zensur ihm wegen vieler Stellen Schwierigkeiten mache. Ich aber habe ihm Folgendes geantwortet.

„Sie besorgen, mein Verehrter, daß die Zensur die schönsten Früchte meiner Selbstbetrachtungen pflücken, und die jüngsten Kinder meiner Laune jämmerlich wie Herodes abschlachten werde. Aber dann tröste ich mich damit, daß doch wenigstens ein Staatsbürger sie kennen gelernt hat, der Zensor nehmlich. Ueberhaupt wäre von Regierungen zu bedenken — falls solche heutiges Tages dazu Zeit hätten — daß die besten Zensuranstalten dem schlimmsten politischen und andern Gifte doch immer noch den Zugang wenigstens zu sich, den Anstalten, nicht zu verwehren wissen. Und wer steht denn Staaten dafür, daß nicht eben diese Zensoren, obgleich mit Kieselsteinen statt mit Herzen versehen, am Ende durch den unaufhörlichen Tropfenfall aus hinterlistigen Autorenfedern erweicht, mürbe gemacht, infizirt, endlich von der Seuche der Schriftsteller,

dem Wahrheitsfieber, hingerafft werden, und ganze Schaafheerden von guten deutschen Bekannten anstecken? Oder und gesetzt auch, der Staat kennt seinen Mann und Zensor, kann der Zensor nicht, so gut wie heute roth und morgen todt, heute bei Trost seyn und morgen ohne solchen und toll, und im Irrereden oder im Fieberdelirium richtig das ganze Buch ausschwatzen, nebst den größten Persönlichkeiten gegen Gott und den ganzen Hof, z. B. den Staatsrath Quatvogel? Kann er, der zufälligen Umstände zu geschweigen, die das bei ihm Quarantaine haltende Manuskript aus dem Kontumazschranke losmachen können, nicht von seiner Frau durch den Insurrektionsfuß, auf den sich selbe setzt, statt des vertrauten, auf den sie mit dem Zensor stehen sollte, matt und müde gemacht und zum Frieden und Verrath gebracht werden? Und das um so leichter, je mehr der Mann ein guter friedliebender Bürger ist? Kurz, ist ein Königreich Westphalen je seines Lebens sicher, und kann ihm nicht bei Nacht und Nebel sein Lebenslicht ausgeblasen werden?

„Wenn er dies Alles überlegt und erwägt, und es nicht oberflächlich bei Tische, sondern nachher gründlich und ausdrücklich in seinem Sorgestuhl bei sich bedenkt und ruminirt, so wird ein guter Staats-

bürger freilich sein Haupt Abends nicht mit Ruhe in sein Kissen (hat er anders noch eines) legen können, ohne sich mit Kummer zu sagen: Heute hast Du nun noch deinen gütigen König von Westphalen gehabt, und die Konskription, und deine Paar Steuern, so wie deine Einquartierung, und die Douaniers, und den Badewein, und die Franzosen; und morgen kommt vielleicht eine gotteslästerliche Gesinnung aus irgend einem Buche ins Land, welche binnen einer Galgenfrist wie ein Dekokt von Fliegenschwamm, oder als wäre ein Kammerjäger bei dir gewesen, Alles das wegbeizt und brennt, als wenn es dir geträumt hätte?

„Was aber, Bester, folgt daraus? Unstreitig Manches. Wäre ich ein Staat, oder vielmehr ein König, ich würde entweder Alles durch die homöopathische Methode kuriren lassen ohne Zensur, oder ich verböte allen Bücherdruck, und die Herren Buchhändler (nehmen Sie's nicht übel) müßten Antiquare werden. So würde auch das Papier, dessen soviel von Staatsdienern verschrieben werden muß, wohlfeiler, und es könnten mehr Lumpen zur Charpie zerzupft werden, die unsre Landeskinder in Spanien wohl gebrauchen können.

Einstweilen verharre, u. s. w."

Bald hätte ich vergessen, mir und der Welt zu berichten, daß Heinrich Miranden, so wie ihre Mutter und ihre zweite Schwester zu Wisbaden kennen gelernt hat. In mein Lob ihrer Schönheit will er nicht ganz einstimmen, giebt aber zu, daß sie allgemein für die Schönste gegolten habe. Er hat einmal mit ihr getanzt. Sonst ist er ziemlich einsylbig über diese Bekanntschaft. Mag er doch! Mir ist es eine große Freude, mit ihm über sie sprechen zu können. Der Junker Volland mit seiner kranken Mutter ist auch da gewesen, und machte Mirandens Schwester sehr den Hof, ja er galt für ihren Bräutigam. Abermals eine Fatalität für mich, denn Der wird mich gelegentlich gut anschreiben, wenn er von mir als Bewerber seiner künftigen Schwägerin etwas erfährt. Doch was sind all' diese Aeußerlichkeiten! Ich kann mich nicht losreißen; je mehr ich den Gedanken durchdenke, desto unglaublicher kommt er mir vor. Ich muß die Schönheit erobern, und wenn die gesammte Mitwelt wider mich in die Schranken träte, und ein unsichtbares Gespensterheer von Umständen, Verhältnissen, Rücksichten und Schwierigkeiten als Avantgarde vor sich her plänkeln ließe. Oder besser: ich will. Mit dem einzigen Worte ist Alles gesagt und auch schon entschieden. Wenn ich es

nicht könnte? — Ei, ich wäre ja nicht werth ein Mann zu seyn, wenn das einzige Mädchen, das ich lieben kann, mir Nein antwortete. Kann doch der größte Lump Eine That in seinem Leben ausführen, wenn er nur die eine will und ganz will.

Göttingen, den 16. August.

Ich fand hier folgenden Brief meines Vaters!

„Lieber Sohn! Dein Schreiben aus Frankfurt am Main vom 8. d. M. habe ich erhalten, und daraus ersehen, daß Du den kommenden Winter in Göttingen zu bleiben gedenkst. Dieses hat meinen vollkommenen Beifall, um so mehr, da ich hoffen darf, daß das Beispiel deines Freundes, des Herrn von Dannau, von dessen Eigenschaften und Fleiße ich von mehreren seiner Landsleute von Adel viel Rühmens gehört, so wie der solide Geist der dasigen Lehrer Dich endlich dahin bringen wird, mehr nach der Achtung vernünftiger Leute und der Zufriedenheit deines Vaters zu streben, als nach einem in den Wissenschaften wie auf den Landstraßen umherschweifenden Wesen, welches ich leider bisher bei Dir habe verspüren müssen. Ich warne Dich nochmals treuväterlichst vor der übermäßig Zeit raubenden Beschäftigung mit den sogenannten Humanioribus, welche den Geist zwar anziehen und

unterhalten, aber für das bürgerliche Leben, in welches doch seiner Zeit ein Jeder treten muß, untauglich und sogar Manche gegen dasselbe widerspenstig machen. Um leere Stunden auszufüllen, und damit man sich in Gesellschaften in etwas produziren könne (welches letztere bei uns, wie ich Dir oft gesagt, das Glück eines jungen Menschen macht) sind sie ganz brauchbar und daher niemalen völlig zu vernachlässigen. Ich ersuche Dich, mir ein Schema über die Kollegien, so Du dieses Semester zu hören gedenkst, zu überschicken. Anbei erfolgt ein Wechsel, von dessen Empfang und Bezahlung Du mir umgehend Bericht abzustatten hast. Sollte solcher nicht bis Ostern ausreichen, so melde es nur. Du weißt, daß kein Vater gütiger seyn kann als ich, soviel bei mir steht. Ich verlange nur, daß Du dein eignes künftiges Glück nicht aus den Augen setzest. Madame Lindner, meine Nachbarin und genaue Freundin deiner seligen Mutter, deren Familie Du, wie ich höre, in Heidelberg gesehen hast, wird auf ihrer Rückreise aus dem Bade einige Zeit in Göttingen bei ihrer Cousine, der Wittwe Churengel, zubringen. Ich wünsche sehr, daß Du derselben deine Aufwartung machst, und von dem Umgang ihrer Töchter profitirest, indem die Bekanntschaft mit gesitteten Frauenzimmern von äußerstem

Nutzen für die Ausbildung junger Leute ist. Ich sende Dir daher einliegend einen Brief an sie, den Du persönlich überreichen wirst, wie ich hoffe.

Ich bin dein geneigter Vater

Joh. Garlieb Berthold, Lt."

Nicht ohne freudiges Herzklopfen las ich den Schluß dieses Briefes nicht ein: sondern zehnmal. Welche Aussicht! Ja, Vater, ich will von dem Umgang dieser Töchter profitiren, und mehr, als Du gewiß denkst.

Ich ging nicht, ich flog zur Dame Churengel, ward angenommen, und fand zu meiner seligsten Ueberraschung Miranda bei ihr. Sie schien verwundert über meine Erscheinung, doch nicht in einer Weise, daß es mich hätte betrüben können. Ihre Mutter und ältere Schwester waren in Kassel; eine leichte Unpäßlichkeit hatte Miranda abgehalten, sie zu begleiten. Und zwar, erzählte Miranda, sey die Veranlassung dieser kleinen Reise eine Zusammenkunft mit Herrn Volland, dem Bräutigam ihrer Schwester, der in Kassel, wo er viele Konnektionen habe, eine Anstellung suche, und dessen Amt ihm keine lange Abwesenheit verstatte. Uebermorgen Abend komme ihre Mutter und Schwester zurück.

Und bis dahin muß etwas geschehen seyn,

dachte ich. Dame Churengel ist alt, und scheint etwas schwer zu hören. Die Mütter haben gewöhnlich eine Aversion vor Studenten als Liebhabern. Schon ehe sie kommt, muß ich mit Miranda auf dem Reinen seyn.

Doch ach, wie entsinkt mir der Muth, wenn sie ihr spiegelhelles Auge unter den langen schwarzen Wimpern so unbefangen hervorhebt und mich grade so ansieht, wie ihre alte taube Tante? Bloß ein freundliches Lächeln um ihren Mund, wenn sie zu mir spricht, scheint etwas mehr zu sagen. Aber kann das nicht halb spöttisch seyn oder selbst ganz, über meine unglücklichen Heidelberger Abenteuer? Nichts ist quälender für einen Liebhaber, als wenn er fürchten muß, in irgend einer Hinsicht lächerlich geworden zu seyn. Ein wirkliches Unglück macht ihn interessant, aber verunglücken muß ihm nichts, was Bezug auf die Geliebte hat, oder er wird verlacht.

Es schien sie zu freuen, als ich sagte, ich habe einen Brief von meinem Vater an ihre Mutter abzugeben. Sie lebe hier sehr einsam. Die Tante gehe jeden Nachmittag in ihren Garten vors Thor; das sey einen Tag wie den andern, sonst komme sie nicht aus dem Hause. Die Gegend sey traurig, gegen Heidelberg und den Rhein, und man sey

durch die Studenten mehr genirt als in Heidelberg, obgleich, setzte sie bedeutungsvoll hinzu, die Studenten in Heidelberg wohl mehr Unfug machen als hier. Aber in dem unendlich langen Heidelberg werde man nicht halb soviel von ihnen gewahr.

Die Tante wollte nichts auf Göttingen sagen lassen; ich nahm Mirandens Partie, obgleich ich gestehen mußte, Göttingen noch gar nicht zu kennen. In solchen Gesprächen schwand eine Stunde hin, ich weiß selbst nicht wie, und ich mußte am Ende Abschied nehmen.

Erfindung, Intrigue, Scharfsinn, und wie ihr Schutzgötter der Liebe sonst heißen möget, steht mir nur diesmal bei, und laßt mir die kostbare Zeit dieser zwei Tage nicht abermals entschlüpfen.

Spät Abends.

Ich bin vollkommen auf den Kopf gefallen — sinne und plage mich, zerbreche mir den Kopf, lasse es mir durch denselben gehen, und bleibe wüst und leer in demselben. Ich kann doch nicht wieder ein Billet schreiben, um eine Unterredung zu erlangen, und wieder abgewiesen zu werden. Die Unterredung muß ich anderweitig herbeiführen.

Ich hab' es, ich hab' es! Die Tante geht jeden Nachmittag nach ihrem Garten — — — Mi-

randa ist nicht ganz wohl, ist deswegen nicht mit nach Kassel gefahren — — — wird gewiß noch das Haus hüten müssen, zumal da das Wetter etwas unfreundlich ist — — — also wenn ich morgen Nachmittag hingehe, so treffe ich sie wahrscheinlich allein zu Hause — — — denn sie lebt sehr einsam. — — — Die Tante bekommt eben keinen Besuch — — —

Mit einiger Achtung vor meinem Kombinationsgeist mache ich heute mein Tagebuch zu.

Den 17. August, Abends spät.

Wenn ich morgen früh erwache, und sehe, daß ich kein Tagebuch geschrieben habe, sondern ein Traumbuch, so soll es mich nicht wundern — — —

Tief in der Nacht genug ist es, um zu träumen. Und doch ist Alles wirklich am Tage, an Einem Tage, in wenig Stunden vorgefallen.

Aber ich will diesen Geburtstag eines neuen Lebens beschreiben, damit ich ihn noch einmal genieße und seiner wie meiner selbst mächtig werde. Wenn ich ihn dann einmal erlebt, einmal beschrieben habe, will ich ihn noch einmal in dem leichtesten Schlummer durchträumen, der je einem Erdensohn auf einen solchen Rausch zu Theil geworden ist.

Ich konnte die Zeit, wo die Tante abgegessen, sich gerüstet, ihren Regenschirm hervorgeholt, und endlich wirklich das Haus verlassen haben konnte, kaum erwarten. Auch hatte ich mich noch viel zu früh auf den Weg gemacht, denn als ich von dem Thore, wo der Garten liegt, nach dem Hause der Tante hin ging, begegnete sie mir nicht. Ich trat in ziemlicher Entfernung von dem Hause in eine Quergasse, um Acht zu geben, ob die Hausthüre sich denn gar nicht öffnen werde. Endlich geschah es, und die Tante, obendrein von ihrer Magd begleitet, trat heraus. Nun eilte ich, um auch lieber nicht einmal von ihr gesehen zu werden, auf einem großen Umwege nach dem Hause hin. Ich trat hinein. Als Miranda die Hausthüre gehen hörte, öffnete sie die Stubenthüre ein wenig, und fragte, wer da sey. Ich antwortete nichts. Jetzt trat sie ganz aus dem Zimmer, und wiederholte ihre Frage mit lauter Stimme. Ich stand dicht vor ihr, so daß das Wehen ihres Athems meine Wange berührte, als sie sprach. „Ei, Herr Berthold," rief sie, „das war ja wohl darauf abgesehen, mich zu erschrecken? Aber so gar schreckhaft bin ich nicht. Treten Sie näher, ich will gleich nach der Tante schicken, sie kann noch nicht weit seyn." — Also glauben Sie, versetzte ich, daß ich der Tante wegen

komme? Das Herz schlug mir mächtig, als ich das herausgesagt hatte. — Es schien mir, als erröthe Miranda ein wenig, doch antwortete sie gleich mit einem Scherz: „Sie werden mich doch nicht das Gegentheil glauben machen wollen?“ — Wenn es dazu erst vieler Worte bedarf, nicht, sagte ich. Ich komme um Sie zu besuchen. — Hier sah sie mich wieder so fragend an, daß mir der Muth entsank. Ich wollte mich nehmlich, fuhr ich fort, nach Ihrem Befinden erkundigen. — Sie dankte, und erzählte, daß sie ganz wiederhergestellt und nur des kühlen Windes wegen heute noch nicht wieder ausgegangen sey. — Damit war dieses Thema zu Ende. Wir saßen einander gegenüber. Ich spielte mit meinem Hut; sie strickte. Tausend Dinge wollte ich sagen, aber ich brachte nichts hervor. Alles, was ich mir so schön ausgesonnen, war meinem Gedächtniß völlig entflohen. Mit jeder Sekunde des Stillschweigens steigerte sich meine Angst und Verlegenheit. So muß einem Kandidaten zu Muthe seyn, der stecken bleibt. Endlich dachte ich: Gesagt muß doch etwas werden, so ermanne dich. Und da fiel ich denn gleich, wie es zu gehen pflegt, mit der Thüre ins Haus. Ich fragte, ob sie das Billet nicht erhalten habe, was ich ihr in Heidelberg am Tage vor meiner Abreise geschrieben. —

„O ja," erwiederte sie etwas trocken, und schwieg. Also erhalten haben Sie es doch wirklich, fuhr ich fort. Mir wuchs der Muth, weil sich der Verdruß der abermaligen Verschmähung dazu gesellte. — „Sie sind ja gewaltig feierlich," versetzte sie. „Ich will Ihnen nur grade heraus sagen, weil Sie mich denn doch darauf bringen, daß ich Ihnen dies Billet ernstlich übel genommen habe. Was Sie mir zur Entschuldigung wegen der Geschichte mit dem Blumentopf zu sagen hatten, dazu brauchten Sie doch wohl nicht etwas zu verlangen, was, — was mich so kränken mußte." — Sie sagte das ungefähr mit dem Tone, womit sie auf dem Heidelberger Schloß die Worte: Sie müssen doch immer spotten, aussprach. Doch stand ihr eine Thräne im Auge. — Ja, Miranda, sagte ich, Sie haben Recht. Vergeben Sie mir diese Unbesonnenheit mit den übrigen. Ich war zu unglücklich, Sie so plötzlich verlassen zu müssen (Sie werden von der Sache gehört haben), als daß ich überlegt hätte, was ich that. Ich hatte mich nicht bloß zu entschuldigen, noch so Vieles hatte ich Ihnen zu sagen. Ich schämte mich, Abschied im Hause Ihres Schwagers zu nehmen; ich sah voraus, daß Sie meinetwegen Verdruß haben würden; ich sollte Sie vielleicht in langer Zeit nicht wiedersehen; ich wußte

mir nicht zu helfen. Sie sind doch nicht mehr böse? — Ich reichte ihr die Hand, sie gab mir die ihrige, und drückte sie freundlich. „Wenn es nicht schlimm gemeint war," sagte sie. — Wie mögen Sie mich im Stillen ausgelacht haben, fuhr ich fort, über mein verunglücktes Unternehmen am Morgen Ihres Geburtstages, und über meine Wegschickung von Heidelberg! Für mich war diese ein Donnerschlag. — „Nein," erwiederte sie, „dann hätte ich ein schlechtes Herz haben müssen. Meinetwegen hatten Sie sich ja in wirkliche Gefahr auf der Leiter begeben; ich begreife noch nicht, wie Sie das wagen konnten, und meinetwegen sind Sie gewiß auch konsiliirt worden, denn Sie haben sich duelliren wollen, erzählte man mir, und das war wohl mit dem Studenten, der so unartig war, als Sie mich aus dem Konzert nach Hause führten." — Und haben Sie keinen Verdruß darüber gehabt, fragte ich entzückt, keine Klatschereien hören müssen? — „Je nun," versetzte Miranda, „ich blieb nur noch einige Monate in Heidelberg. Ich bitte nur, daß Sie hier keine solche Streiche wieder machen, Sie würden es gewiß mit meiner Mutter ganz verderben." — Ist Ihre Mutter so strenge? — „Das nicht, aber ihr ist alles Aufsehen zuwider, und besonders ist sie auf die Studenten nicht gut zu sprechen." —

Wenn ich aber artig bin, so darf ich hoffen, daß Sie es nicht ungern sehen, wenn ich Sie oft besuche? Verbieten Sie es mir nicht, ich würde mich unaussprechlich unglücklich fühlen, wenn Sie das thäten. — „Dann darf ich es ja wohl nicht thun," sagte sie. „Aber nun erzählen Sie mir noch Eines. Sanne, mit dem wir nach Ihrer Abreise in Gesellschaft waren, schrieb sich die erste Idee wegen der Abendmusik zu, und behauptete, Sie wären nur darüber zugekommen." — Das sieht ihm ganz ähnlich. Ich will ihn aber schon auf andre Gedanken bringen; er soll Sie wegen seiner Aufschneiderei förmlich um Verzeihung bitten, der Narr! — „Dagegen protestire ich; ich mag nichts mit diesem Herrn Sanne zu thun haben, und Sie hatten ja auch wohl keinen genauen Umgang mit ihm?" — Nie, sagte ich; und es verdroß mich, daß sie von meiner Reise mit ihm durch Volland gewiß hören werde. Aber haben Sie sonst noch etwas gegen hn? — „Er ist ein schlechter Mensch. Nennen Sie nur gegen meine Mutter seinen Namen nicht." — Ich vermuthete, daß sich noch etwas zugetragen haben müsse, wovon ich nichts erfahren solle, aber Miranda verneinte dies, und fing an von ihrem Aufenthalt in Wisbaden zu erzählen, und daß sie

dort einen Herrn von Dannau kennen gelernt habe, der mich auch sehr gut kenne. Sie ergoß sich in sein Lob; auch hier habe sie sehr viel Gutes von ihm gehört. Ich konnte mich doch nicht ganz eines unangenehmen Gefühls erwehren, als sie das sagte. — Er ist mein bester Freund, erwiederte ich, und fühlte, daß ich in dem Augenblick lüge, und daß ich bei dem bloßen Gedanken, er könne Eindruck auf Miranda gemacht haben, mein Herz recht feindselig von ihm losreißen könne. — „Aber welch' ein Regenguß!" rief sie aus. Der Himmel bezieht sich ganz, die Tante wird gewiß gleich wieder hier seyn. Es ist doch wohl besser, Sie erwarten sie nicht; es möchte ihr auffallen, daß Sie schon heute wieder da gewesen sind. Was? Sie haben nicht einmal einen Schirm? Ich will Ihnen den meinigen leihen. Doch wie bekomme ich ihn wieder? Sie müssen schon in den Regen hinaus ohne Schirm. Wenn es Ihnen nur nicht schadet!" — Mit diesen Worten öffnete sie mir die Hausthüre. Sie sind mir doch nicht mehr böse? fragte ich noch einmal, um eine holde Antwort zu hören. — „Was das für thörichte Fragen sind," versetzte sie, und schob mich fast zur Thüre hinaus. Sie stand am Fenster und sah mir nach.

Ich Glücklicher! Ja, sie liebt mich! Sie hat ein Geheimniß mit mir gemeinschaftlich vor der Tante! Das ist schon soviel als ein Jawort.

Und wenn ich damit dieses Kapitel schließe, werden nicht Leser und Rezensent das gleich paßlich finden?

Siebentes Kapitel.

Den 18. August.

Ich ging diesen Morgen zur Tante Churengel, denn ich glaubte mich nun mit Anstand auch offi-
ziell nach Miranda's Befinden erkundigen zu dür-
fen. Auch die Tante schien das in der Ordnung zu finden. Ich erfuhr, daß Miranda's Mutter noch zwei Tage länger ausbleiben wird, was ich ihr gar nicht übel nehme. Auch Miranda schien es nicht zu mißfallen. Sie wußte mich unvermerkt zu fra-
gen, ob ich gestern auch naß geworden sey. Viel läßt sich in Gegenwart der Alten doch nicht spre-
chen, denn was ihr am Gehör abgeht, scheint ihr Gesicht gewonnen zu haben. Die weibliche Erfin-
dungskunst indeß weiß für Alles Rath. Miranda sagte: „Was macht denn der alte Magister, liebe Tante, mit dem Sie immer Piquet zu spielen pflegten? ist er noch nicht wieder gesund?“ Und ge-
gen mich gewandt: „Leider kenne ich kaum die Kar-
ten, die Tante hat nun des Abends gar keine Un-
terhaltung.“ — Ich erbot mich sogleich, die Stelle des Magisters zu ersetzen, wenn die Tante mit mei-
nem schlechten Spiel vorlieb nehmen wolle. Ich

bemerkte bald, daß ich eine ihrer schwachen Seiten getroffen hatte, denn sie nahm es sichtlich erfreut an, und hielt eine lange Strafpredigt über die jungen Leute, die jetzt nichts vom Kartenspiel wissen und sich die Zeit mit Räthseln, Such-Verloren, und solchen Possen vertreiben wollten. Das möge für junge verliebte Gemüther gut seyn, die darunter allerlei Thorheiten verbergen möchten. Es sey das doch Alles nur ein neumodisches Pfänderspiel, und käme es noch darauf an, ob ein solches Pfänderspiel, wobei Jedermann gewußt habe, daß Alles aufs Küssen hinauslaufe, nicht noch besser gewesen sey. Jetzt würden oft Dinge gesagt, die tausendmal schlimmer seyen, als ein solcher öffentlicher Kuß nach der alten Mode. Uebrigens müsse sich die junge Welt nach der alten richten, daher auch im Nothfall eine Karte in die Hand nehmen können. Ich gab ihr in allen Stücken Recht, und ließ es mir nicht zweimal sagen, daß ich den Abend um sieben Uhr wiederkommen und mein Probestück machen könne.

Da ich nun aber in meinem ganzen Leben noch nicht Piquet gespielt und gar keinen Begriff davon, auch einen Abscheu vor allen Karten habe, Hazardspiele ausgenommen, in denen doch noch einiger Sinn ist; so mußte Heinrich mich in die Schule

nehmen. Wir essen täglich zusammen auf seinem Zimmer, und wohnen in Einem Hause. Er war so freundlich, mir fast seinen ganzen Nachmittag zu opfern. Das verwickelte Spiel wollte in meinen noch dazu zerstreuten Kopf gar nicht hinein. Erst nach einigen Stunden hatte ich es soweit gebracht, mein Geld darin loswerden und dabei meinem Gegner weiß machen zu können, ich verstehe das Spiel. Wie ist es möglich, daß zwei Menschen sich im Ernst damit langweilen und sich gegenseitig einbilden können, es sey ein Zeitvertreib!

Bei der Tante kam das Lokal und manche Gewohnheit derselben meiner Absicht, mich neben dem Spiel mit Miranda zu unterhalten, vortrefflich zu Hülfe. In die Mitte des Zimmers ward ein eigner kleiner Spieltisch gestellt, an welchen ich mich der Tante gegenüber setzen mußte. Ein ungeheurer grüner Lichtschirm trennte mich von ihr, so daß wir uns gar nicht sehen konnten. Miranda setzte sich mit ihrem Strickstrumpf natürlich neben mich, damit nicht zwei Lichter nöthig wurden. So konnte ich ihr manches Wort zuflüstern. Ich gab der Coeurdame sogleich den Namen Miranda, kaufte, auch ohne allen Grund, soviel Karten ich nur konnte, wenn ich diese Dame nicht hatte, und trieb allerlei Possen wenn ich sie hatte, steckte sie in mei-

nen Busen und dergleichen. Ich hielt auch immer nur auf vierzehn Damen, zum Erstaunen der Tante, die mir einen Groschen nach dem andern abnahm. Ich vertiefte mich so in meine Phantasie, daß ich einmal, als die Tante Coeur spielte, und ich nicht bediente, auf ihre Frage, ob ich nicht noch Coeur habe, sagte: Ja, hier ist noch Miranda. Zum Glück verstand sie: ja, ich habe es noch in der Hand, denn sie erwiederte: „Nur her damit, in der Hand dürfen Sie es nicht behalten."

Da Miranda mir diese Tändeleien nicht übel nahm, ward ich immer muthwilliger. Ich legte ein M aus Groschen zusammen, und ein B daneben; sie zerstörte das M mit ihrem Strickstock. Das B verschonte sie. Als sie einmal das Licht putzte, wagte ich es, auf ihren runden weißen Arm einen Kuß zu drücken, wobei ich so stark an den Lichtschirm stieß, daß dieser der Tante, welche grade sechs Blatt mit einer Sext in der Hand und gewisse Aussicht auf einen Sechziger hatte, fast ins Gesicht fiel und sie vor Schreck einige Karten fallen ließ. Sie glaubte, Miranda habe an den Schirm gestoßen, und schalt diese tüchtig aus. Ich triumphirte hinter dem Schirm und schabte Rübchen gegen Miranda, wie die Kinder zu thun pflegen, wenn sie sich verspotten wollen. Sie schlug mir mit ei-

nem Strickettui auf die Finger, ich schrie laut, und als die Tante fragte, was das sey, sagte ich: O nichts, Mamsell Lindner ließ eine Stricknadel fallen, ich wollte sie aufnehmen, und stieß mich tüchtig an dem Stuhl. — „Ei, Kind," rief die Tante, „Du bist ja heut Abend erstaunlich ungeschickt, immer störst Du uns beim Spiel." — Zur Strafe für meinen Uebermuth zerstörte Miranda nun auch mein B. Ich legte nun MI und BE und derselbe Scherz ward wiederholt.

Doch wie kann man so etwas erzählen? Wie unbedeutend müssen diese Neckereien der Liebe jedem Leser vorkommen, der nicht selbst liebt, und jeder Leserin, die nicht Liebe erwiedert? Nur Liebende sollten so etwas lesen. Sie wissen, daß dergleichen Dinge für ein liebendes Paar die wichtigsten Begebenheiten sind, und daß in solchen Augenblicken Gefühle durchlebt werden, wie sie vielleicht in manchem Jahrzehend eines conventionellen Ehestandes nicht vorkommen, und wenn auch alle zärtliche Momente des Paares addirt und alle Gardinenpredigten und üblen Launen subtrahirt werden. Ja ich mißgönne allen anderen Lesern die Details meines Glückes, und bin im Stande, dem Vor- und Nachdrucker den Kauf ganz aufzusagen.

Ehe ich fortging, sagte Miranda: „Liebe Tan-

te, soll Herr Berthold Ihre Blumen nicht einmal sehen?“ Dann wandte sie sich an mich, und wußte nicht genug von dem Nelkenflor der Tante zu erzählen; so etwas habe ich gewiß noch nicht gesehen, meinte sie. Das schien die Tante gern zu hören. Ich bat also und erhielt die Erlaubniß, sie nebst Miranda, die nun, wenn das Wetter gut bleibe, auch wieder ausgehen dürfe, morgen nach ihrem Garten zu begleiten.

Den 19. August.

Man kann denken, daß ich mich zu rechter Zeit einfand. Als wir über den Wall gingen, bemerkte ich zum erstenmal, wie schön die Aussicht nach dem Meißner hin ist, und führte dies gegen Miranda an. Ich finde jetzt die Gegend schöner wie bei Heidelberg, sagte ich. Sie verstand mich; denn sie antwortete: „es kommt Alles auf das Gefühl an, mit dem man eine Gegend sieht. Die Marquise Rouger fand gewiß die Gegend bei Heidelberg traurig.“ — Ich wahrlich auch, fiel ich ein, als wir zum letztenmal von dieser Dame sprachen. — „Das war Ihre eigne Schuld.“ — Gottlob, versetzte ich. Die Tante erkundigte sich nach unsrer Bekanntschaft in Heidelberg. Mir war das nicht recht, aber Miranda erzählte gleich, daß ich in Auftrag meines

Vaters ihre Schwester besucht habe, und daß ich zuweilen mit ihnen hätte spaziren gehen müssen. Sie griff das zwar aus der Luft, aber unverschuldet, denn ich hatte so etwas bei meinem ersten Besuche gesagt, um denselben zu motiviren. So gingen wir fort. Ich glaubte an Mirandens Seite von der bewegten Luft, welche sie wie eine Göttin zu tragen schien, mitgehoben zu werden. Ihr klares blaues Auge, welches die feste sanfte Farbe und die heitre Durchsichtigkeit des Himmels über uns abspiegelte, hing an mir mit dem seelenvollsten Ausdruck.

Im Garten nahm mich anfänglich die Tante völlig in Beschlag. Als ich aber die schönsten Nelken besehen und bewundert hatte, beschäftigte sie sich mehr mit ihren Blumen als mit uns. Da gab es zu begießen, zu beschneiden, zu verpflanzen und tausend andre Dinge. Wir legten mit Hand an. Mit jedem oft gleichgültig scheinenden Worte kamen wir uns näher. Das Geheimniß ist so reizend, die Verstellung so anziehend, die verborgene Sprache mit Augen und Mienen so lieblich, und die Ueberraschung, wenn man schnell bei oft leer scheinenden Worten des Dritten im Sinn, den man ihnen unterlegt, zusammentrifft, so bezaubernd — weil in all' Diesem ein immer wachsendes gegensei-

tiges Erkennen und Lieben liegt — daß ich nun schon den Wunsch, mit Miranda allein zu seyn, weit weniger fühlte. Aber woher dieses schnelle Verstehen, diese Zeichen ohne Abrede? Gewiß nicht Einer ihrer Gedanken ist mir entgangen, und jeder deckte mir eine neue Liebenswürdigkeit ihres schönen zarten Herzens auf.

Als aber das Glück mir doch diesen Nachmittag so günstig war, daß ich fast eine halbe Stunde allein mit Miranda reden konnte, da steigerte sich mein Entzücken zur Seligkeit. Ich muß mich wieder fragen: wer kann so etwas beschreiben? Giebt es denn im Himmel Merianische Topographieen, Weimarische geographische Institute, und wohl gar Pfyffersche Basreliefs? Gewiß nicht. Aber dort fällt auch Genuß und Erinnerung zusammen.

Weme Zeit wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Leid.

las ich kürzlich in einem alten Buche. Es sollte wohl der Zustand seliger Geister damit bezeichnet werden. Dem endlichen Menschen kann als Höchstes nur das widerfahren, daß sich die Zeit glücklicher Stunden durch die Erinnerung verdoppelt; und diese Wonne erfahre ich, indem ich mir Alles noch

einmal durchdenke. Denn wende ich den Blick jetzt in die Gegenwart, so bin ich ja einsam, und getrennt von Miranda — — — — —

Wir mochten eine Stunde so mit der Tante hingebracht haben, als der alte Magister, einen hübschen Knaben von etwa vier Jahren an der Hand, erschien. Es war das Kind seines Nachbars. Der alte Mann scheint ein Kinder- und Blumenfreund. Die Tante war sehr erfreut ihn wiederzusehen, und hatte ihm viel zu zeigen und zu erzählen. Der Knabe ward Mirandens Obhut anvertrauet. Wir waren nun so gut wie allein, denn der etwas schüchterne und blöde Knabe beschäftigte sich selbst, und mußte nur nicht aus den Augen verloren werden. Wir setzten uns in eine Laube. Diese Laube, sagte ich, erinnert mich an die Grotte in Heidelberg, wo ich Sie erzürnte. Aber Sie erschreckten mich in dem Augenblicke auch nicht wenig. Dieser Ring — ich ergriff wieder ihre Hand — „Ist ein Andenken meines Vaters," versetzte sie. — Und das tragen Sie an dieser Hand? fragte ich weiter. — „Weil es mir an diesem Finger paßt. Aber Sie waren damals in der That auch recht unartig." — Miranda, rief ich, wenn Sie eine Ahndung hätten von dem, was ich damals fühlte, was ich jetzt fühle, Sie würden nicht so ausweichen. Doch ich

sollte daraus schon schließen, daß es Ihnen unangenehm ist, wenn ich diese Saite auch noch so leise berühre. Aber ich kann diese martervolle Ungewißheit nicht länger ertragen. Ich kann ohne Sie nicht leben, nicht sterben, nicht glücklich seyn in dieser noch in jener Welt! — So ungefähr waren meine Worte, denn genau entsinne ich mich selbst nicht mehr, was ich sagte. Sie unterbrach mich: „Versündigen Sie Sich doch nicht um meinetwillen,“ rief sie. Ich bemerkte nicht, daß sie vor Thränen nicht weiter sprechen konnte. — Sagen Sie mir wenigstens, Miranda, daß Sie mich nicht hassen, daß es Ihnen nicht unmöglich ist, mich zu lieben, daß Sie mich nicht ganz verstoßen, fing ich wieder an. — „O Gott,“ sagte sie, „wie wäre es möglich, Sie zu hassen!“ — Ich drückte die halb sich Sträubende an meine Brust, und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Ihre Thränen flossen heftiger. Dann riß sie sich los: „Ich habe meiner Mutter feierlich gelobt“ (kaum konnte sie dies hervorbringen) „ohne ihr Vorwissen nie irgend ein Verhältniß mit einem Manne anzuknüpfen.“ — Ach, Miranda, sagte ich, was hat das mit der Liebe zu thun? Wenn dein Herz mir angehören kann, so findet sich alles Uebrige. Es soll mein Erstes seyn, mit deiner Mutter zu reden. — „O nein, nein,“ bat sie,

„meine Mutter kennt Sie noch nicht, übereilen Sie nichts. Sie sind so heftig — — — ich bitte Sie, schonen Sie mich jetzt; ich muß es ja für Unrecht halten, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen doch nicht verbergen kann." — Du willst also mein werden, Miranda? O Gott, welche Seligkeit! — Sie drückte mir die Hand, und erwiederte meinen Kuß.

Nur dunkel und wie man oft träumt, daß man geweckt wird, ehe man wirklich erwacht, hörte ich ein Geschrei. Miranda sprang auf: „Der Knabe ist gefallen," rief sie, und lief auf ihn zu. Sie wußte ihn bald zu beschwichtigen, und ging mit ihm fort. Ich errieth ihre Absicht nicht sogleich, doch beschloß ich, noch etwas in der Laube zu verweilen. Mir fiel es aufs Herz, daß diese seligen Momente durch Thränen und Jammer unterbrochen worden waren. Doch der Gedanke an äußere Störungen und Hindernisse stählte nur meinen Muth und erhöhte mein Glück. Mit der Gewißheit ihrer Liebe kann ich mir nichts, das mich betrüben könnte, weiter denken. Jedes Ereigniß könnte nur eine Würze dieses ohne irgend eine Opposition der Wirklichkeit fast nicht zu ertragenden Glückes werden. Selbst Trennung und Tod. Der Tod würde ja nur das Mittel zu einer neuen erhöhten und verklärten Liebe werden. In solchen Augen-

blicken ist es nicht möglich, daran zu zweifeln, daß es auch jenseits eine Fortsetzung der Persönlichkeit hienieden geben muß. Wer das bezweifeln kann, der hat nie eine Geliebte noch einen Freund gehabt.

Miranda kam bald wieder. „Die Tante und der Magister unterhalten sich mit der Nachbarin,“ sagte sie. „Ich soll Kaffee machen. Lassen Sie uns ins Gartenhäuschen gehen, Sie können den Bedienten vorstellen. Das Gartenleben ist hier anders eingerichtet, als bei uns, wo man den ganzen Sommer auf dem Lande wohnt.“ — Wir traten in die Küche. Miranda schlug Feuer an, ich mahlte Kaffee, der Kleine wollte auch helfen. Miranda wollte es nicht leiden, daß ich den Kaffee mahle. Ich ließ mir es aber nicht nehmen. Ich habe dabei so meine Gedanken, sagte ich. Ich muß mich doch an die Vorstellung eines gehorsamen Ehemannes gewöhnen. Dies Häuschen bewohnen wir. Unser Haushalt ist freilich sehr einfach, wir haben nicht einmal eine Magd. Aber ich helfe meiner Miranda getreulich, und wie schön wird der Kaffee schmecken, den sie gekocht hat. Nachher setze ich mich in den Sorgestuhl, und Miranda — „Wehet die Fliegen ab, nicht wahr? Bequem sind die Herren doch alle,“ fiel Miranda ein. „O ja, ich will

die Fliegen verscheuchen, während Sie Nachmittagsruhe halten." — Ich brachte sie wieder auf mein Billet in Heidelberg. Sie gestand, daß sie mir nicht darüber habe zürnen können, obgleich meine Bitte etwas sehr rasch gewesen sey. Ungeschickt angefangen hätte ich es obendrein, es sey ein bloßer Zufall gewesen, daß das Mädchen sie allein getroffen habe; ich hätte verdient, daß sie mir den Korb zurückgeschickt hätte. „Das würde ich auch gethan haben," fuhr sie fort, „wenn meine Schwester oder gar die Gouvernante etwas davon gewahr worden wären. So aber war ich zu gutmüthig; ich habe den Korb verwahrt, und wenn Sie nicht übermüthig werden wollen, so sehen Sie. . ." Damit zog sie eine welke Rose aus ihrem Nähkästchen; „diese Blume habe ich zum Andenken an Heidelberg auch noch verwahrt." — Ach, Miranda, sagte ich, dieses Glück, von Ihnen geliebt zu werden, hätte ich damals nur eine Ahndung davon gehabt!.. Und auch jetzt kommt es mir so schnell, daß ich mich kaum besinnen kann. Ich weiß soviel zu sagen und doch nichts. Schenken Sie mir die Rose nun wieder. Wie glücklich ist sie gewesen, während ich so unglücklich war! So lange Zeit bei Ihnen zu seyn und so! — Sie gab mir die Rose. Ist es aber nicht sonderbar, sagte ich, daß wir aus

kriegführenden Mächten, wie wir so oft in Heidelberg waren, so friedliche geworden sind? Wir liebten uns doch auch damals schon, ich wenigstens Sie vom ersten Augenblick an. Ich glaube aber, wenn ich das neue Glück erst mehr gewohnt bin, so fange ich wieder an mit Ihnen zu zanken, aber doch ganz anders wie damals. — „Anders gewiß," erwiederte sie. „Nicht wahr, nicht mit solchen seltsamen Behauptungen und mit solcher Verstellung, die man doch durchschauet. Aber auch ich könnte Ihnen jetzt nicht so viel widersprechen; oder mögen Sie das lieber?" — O nein, Miranda, Sie sind mir so lieber, und das aus keinem andern Grunde, als weil Sie grade jetzt so sind und nicht anders. Wenn Sie munterer wären, so fände ich Sie so liebenswürdiger, und so ist es auch mit dem Anzuge; in jedem neuen meine ich Sie noch schöner zu finden. Ich denke auch jedesmal, wenn ich Sie wiedersehe, so habe ich Sie noch nie geliebt, und doch kann man erst lange nachher sagen: an dem Tage liebte ich am meisten. — „Das setzt voraus, daß die Liebe abnehmen könne; glauben Sie denn das?" — Ich glaube nicht, daß die Liebe abnimmt, aber sie ändert sich, sie nimmt eine andre Gestalt an; — eine Frau liebt man anders als eine Braut, und wenn Sie diesen Frühling, diesen zarten Hauch

der Liebe, diese unaussprechlich süße Begeisterung, worin wir nun leben, als das Höchste in der Liebe ansehen wollen, wie ich eben that, ja dann verhehle ich Ihnen nicht, daß ich glaube, die Liebe nimmt ab. Ist es nicht in der innern Welt ebenso wie in der äußern, und leben wir nicht selbst in den höchsten edelsten Gefühlen alle vier Jahreszeiten durch? Wenn Sie Sich gestern vornahmen: nun will ich meine Mutter oder meine Schwester auch nie wieder kränken, haben Sie heute wohl noch das hohe Gefühl des muthigen Vorsatzes und die Wehmuth der Ueberzeugung, Unrecht gethan zu haben, gesetzt auch, Sie führen den Vorsatz heute ebenso muthig aus? — „Nein, aber es wäre so traurig! O die Liebe ist stärker als jeder Vorsatz. Wie wäre ohne Treulosigkeit da eine Aenderung möglich?“ — Daß ich doch wohl nicht Unrecht habe, süße Freundin, können Sie schon aus Ihrem Worte entnehmen. Wenn man sich die Liebe im Verhältniß zur Zeit denkt, so nennt man sie nicht mehr Liebe, sondern Treue. Indeß giebt es ein Mittel, wie wir uns diese jetzige erste Liebe ewig erhalten können. Sie müssen nie mein werden. Werden Sie es aber, dann will ich Sie, wenn wir ein Jahr zusammen gelebt haben, fragen: Frau (nicht wahr, dies Wort erspart schon die Antwort?)

liebt deine Phantasie mich noch so träumerisch, wie an dem Abend in Göttingen, als wir den Kaffee kochten? — „Welch' ein Einfall! Gegen dieses Mittel würden Sie doch etwas einzuwenden haben?" — Es käme darauf an, ob Sie es ernstlich forderten. Mahle Dir, theure Miranda, dieses Glück aus. Die geistige Welt und die wirkliche bleibt ja in ewiger Trennung für uns; wir müssen, wie Schiller sagt, wählen zwischen Hoffnung und Genuß. Wir können von der Wirklichkeit nie das erwarten, was uns nur die Dichtung gewähren mag; a wenn wir diese an jene fesseln könnten, so würde sie schon dadurch zur Prosa werden. Nur Momente sind es, wo beide sich zu durchdringen und Eins zu werden scheinen, aber diese Momente verwehen wie die Blüthen im Frühling, und die Früchte, die der Sommer bringt, duften zwar auch noch schön, aber sie dienen zugleich den groben irdischen Hunger zu stillen. Entsage aber der Wirklichkeit, so kannst Du die Poesie bannen. Denke Dir Dich und mich so. Wir könnten uns sehen, sprechen, wie jetzt, aber auch das nur sehr selten. Von Sehnsucht, von Schmerz, von Verlangen würden wir nicht ergriffen, denn wir hätten ja Allem freiwillig entsagt, und wir wüßten, daß wir uns liebten. Nur die einseitige Liebe und die unerwiederte

ist zerstörend, die glückliche erhebt. Wie rein, wie heilig würden unsre Gefühle werden, wie hoch ständen sie über der ermattenden Alltäglichkeit des Lebens, wie wenig abhängig würden sie seyn von Laune und Stimmung oder Verstimmung, von verschiedenen Meinungen, von anderen Menschen, von Augenblicken und von Sonnenblicken! — „Ich kann Ihnen unmöglich Recht geben. So grausam kann Gott nicht seyn, daß auch das Reinste und Edelste in unseren Gefühlen ohne unser Verschulden im Leben verschwinden müßte. Wenn wir auf Ihn vertrauen, und uns an Ihn halten, so habe ich gelernt und habe es auch schon erfahren, so haben wir in uns eine Festigkeit, die nichts erschüttern kann. Und Alles, was recht ist, kann ich in meinem Gefühl gar nicht von dem Vertrauen auf Gott trennen, und besonders nicht Freundschaft und Liebe zu guten Menschen. Diese Gefühle kann ich mir daher nicht als vergänglich denken. Aber ich kann das nicht so ausdrücken, wie ich es empfinde." — Vergebens würde ich mich bemühen, mein Gefühl zu beschreiben, als sie diese einfachen Worte sagte. Ich war beschämt und entzückt zugleich. Mir ward klar, daß meine ganze schöne Rede nichts als ein Spazirritt auf meinem alten Steckenpferde, Schwärmerei der Selbstsucht möchte ich es nen-

nen, gewesen war, Schwärmerei, die ihre Unart und Schwäche auf Aeußerlichkeiten schieben und sich's leicht machen will, statt daß sie streben sollte, durch Thaten das Aeußere zu unterjochen und sich darüber zu erheben. Ich wußte nicht was ich antworten sollte. Den Muth, Miranda jetzt ganz in mein Herz blicken zu lassen, hatte ich nicht. Unwahr aber wollte ich auch nicht seyn. Ich sagte: Miranda, diesen Muth hoffe ich von Dir zu lernen! Mir steht er noch nicht immer zu Gebote. — „Sie von mir lernen?“ versetzte sie. „Wieviel habe ich schon von Ihnen gelernt. Ich läugne nicht, daß mich das vorzüglich zu Ihnen hingezogen hat, daß ich so manche mir ganz neue Ideen und Gedanken, die mich oft hinrissen, von Ihnen aussprechen hörte. Das und die Erinnerungen an meine Kindheit, lieber Berthold, haben mich gleich für Sie eingenommen.“ — Ich bat sie, mir davon mehr zu erzählen. Sie sagte dann: „Schon als kleines Mädchen mochte ich den wilden Karl gern leiden. Als Sie von Hause wegkamen, wie habe ich geweint! Daher fiel mir auch gleich, als ich Sie wiedersah, die Geschichte wieder ein. Erinnern Sie Sich denn gar nicht, daß wir uns später noch einmal gesehen haben, als Sie einst zu Weihnachten zum Besuch bei Ihren Eltern wa-

ren?" — Des Besuches erinnerte ich mich wohl, aber nicht Mirandens. Sie erzählte also: „Damals lebte Ihre gute Schwester noch und Ihre Mutter." — Nenne mich Du, bat ich. Wenigstens heute, damit ich den süßen Ton einmal höre. Haben unsre Seelen nicht längst Du zu einander gesagt? — „Heute mag es seyn," versetzte sie, „lieber Karl. Aber morgen wieder Sie, damit wir uns nicht einmal verrathen. Als Kinder nannten wir uns freilich auch schon Du. Erinnerst Du Dich denn gar nicht mehr, daß wenn die Weihnachtsbescherung bei uns ausgetheilt war, wir zu deinen Eltern zu kommen pflegten, um die eurigen zu besehen? Den andern Abend kamet Ihr dann zu uns, wo es nicht soviel zu besehen gab. Jenesmal hatte meine älteste Schwester eine schöne Tasse zum Geschenk bekommen. Ich wollte Dir sie zeigen, Du nahmst mir die Tasse aus der Hand und ließest sie fallen. Meine Mutter stellte gleich eine Untersuchung an, wer diesen Frevel verübt habe. Es war viel Gesellschaft da. Du, schon ein Knabe von eilf oder zwölf Jahren, wurdest leichenblaß vor Scham und Angst. Es dauerte mich, und ich gab mich für die Thäterin aus. Geh' auf die Kinderstube, sagte meine Mutter, und laß Dich heute Abend nicht wieder sehen. Ich litt diese harte Strafe ge-

duldig, ja mit heimlicher Freude, weil es für Dich war. Du schwiegst. Nachher mochte es Dich doch wohl zu sehr gedauert haben, denn Du hattest meiner Mutter heimlich gestanden, daß Du der Schuldige seyest, und für mich gebeten. Denn sie kam mit Dir auf mein Zimmer, um uns abzuhören, und Du batest mich um Verzeihung und gabst mir die Hand. Wie glücklich war ich nun!" — Ja, Miranda, jetzt entsinne auch ich mich des Vorfalls. Mein Vater hatte mir gedroht, wenn ich wieder dumme Streiche bei Euch mache, so solle ich dort öffentlich gezüchtigt werden; daher meine große Furcht. — „Den andern Morgen kamst Du mit einer weit schönern Tasse zu uns, würdigtest aber die kleine Miranda kaum eines Blickes; meine älteste Schwester zog mehr deine Aufmerksamkeit auf sich, so kam es mir vor, und das verdroß mich nicht wenig. Sieh'," setzte sie hinzu, „ich habe Dich viel früher geliebt als Du mich; versprich mir, daß ich nicht auch später lieben muß." — Sie reichte mir die Hand, ich zog sie an mich. Wie kannst Du daran denken? sagte ich. Du hast mein heiliges Wort, ewig, ohne Wechsel, so lange ich noch ein Bewußtseyn habe, und wenn das schwindet, im Traum, im Wahnsinn, im Tode gehöre ich nur Dir an, keinem andern Gedanken und keinem andern Wesen.

„Sieh', wie bunt, wie bunt," rief jetzt der kleine Knabe, und zeigte auf die Blase, die der kochende Kaffee machte. Miranda nahm ihn vom Feuer. Ehe die Tante kommt, sagte ich, noch Eines! Erlaube mir, daß ich recht bald mit deiner Mutter rede; warum wolltest Du das nicht? — „Ach, Berthold," versetzte sie, „Du erinnerst mich an mein Unrecht gegen meine gute Mutter. Ja, sprich bald mit ihr, aber nochmals bitte ich Dich, sey nicht zu voreilig. So weh es mir thut, daß ich mein Versprechen nicht gehalten habe, so ist das doch einmal geschehen, und nicht mehr zu ändern, und Gott weiß, daß es mir nicht möglich war, mich länger gegen Dich zu verstellen. Aber nun muß ich dies Unrecht, so wie ich meine Mutter kenne, doch noch einige Zeit fortsetzen, wenn nicht Alles verdorben werden soll. Meine Mutter belügen kann ich nicht, ich werde ihr auch nachher Alles sagen, aber sie muß Dich erst sehen und wenigstens etwas kennen lernen, ehe sie erfahren darf, daß wir uns lieben." — Aber wie soll ich leben, Miranda, wenn ich Dich nicht alle Tage sehe, und wie wird das möglich seyn? —

Indem trat der alte Magister, die Tante am Arm, herein. Miranda erzählte gleich ganz unbefangen von meiner Güte, daß ich ihr geholfen, Kaf-

fee zu mahlen u. s. w. Die Tante nahm das sehr gut auf, meinte aber doch, daß meine Artigkeit wohl hauptsächlich auf Mirandens Rechnung komme. „Und ein wenig zerstreut ist die Jungfer Nichte auch gewesen," setzte sie hinzu, „denn wo bleibt die Milch zum Kaffee? Daran hat mein alter Kopf gedacht, sonst würde der Kaffee kalt, ehe die Milch käme." — Wirklich brachte die Nachbarin einen Topf mit Milch. Miranda schenkte ein, der Magister sagte ihr tausend Artigkeiten, und ich hatte die größte Mühe, mich trocken und sedat zu halten und sturmstillendes Oel auf die hoch schlagenden Wellen meiner Gefühle zu gießen.

Als wir nach Hause gingen, konnte ich noch einige Worte mit Miranda reden. Ich solle morgen nicht kommen, meinte sie, es möchte der Tante auffallen, und diese ihrer Mutter einen Wink geben. Ich fragte Miranda, ob wir uns denn nicht wenigstens alle Tage schreiben könnten, der kleine Garten hinter dem Churengelschen Hause stoße ja an den Wall, und ich würde Abends ganz leicht unbemerkt hineinkommen können. Miranda fand dies ausführbar, denn in einer Hollunderlaube dort sey ein hohler Baum, in den wir die Briefe legen könnten.

Den 20. August.

Heute kann ich noch keinen Brief erwarten. Die Mutter kommt vielleicht schon zu Mittag. Ich ging vor dem Hause vorbei, und sah Miranda am Fenster. Dies Glück soll ich alle Tage zu einer bestimmten Stunde haben, wenn es Miranda irgend möglich ist. Dann ging ich über den Wall und nahm die Laube und den hohlen Briefträger in Augenschein. Abends, als es dunkel geworden war, schlich ich mich hinunter, und fand, o der Wonne! ein Zettelchen von Miranda. Es stand aber nichts darauf, als die Worte:

„Komm morgen noch nicht mit dem Briefe deines Vaters, sondern übermorgen. Ich schreibe morgen ausführlich. Die Mutter ist diesen Nachmittag angekommen.“

Ganz gewiß hat der Junker Volland nicht ermangelt, das Nöthige über mich zu berichten. Sonst kann ich mir keinen Grund denken, weshalb ich nicht schon morgen sollte kommen dürfen. Aber wenn ich es recht bedenke, so ist wohl in Kassel schwerlich die Rede auf mich gekommen. Es muß also noch etwas Anderes diesem Verbot zum Grunde liegen.

Den 21. August.

Heute Abend wollte es gar nicht dunkel werden und der Unglückswall nicht leer. So lieben Brüder und Schwestern studio hier die schöne Natur und die schönen Abende, insonderheit bei Mondschein. Endlich konnte ich es wagen, den Schatz im hohlen Baume zu heben. Ich fand folgenden Brief:

„Geliebter Freund,

Ich dachte, ich würde Dich Sie nennen können in diesem Briefe, denn ich will gestehen, daß mir das Du geschrieben doch so sonderbar vorkam, aber nun finde ich das Sie sonderbar. Aber wie kann ich an so etwas denken, da mein Herz von ganz anderen Dingen erfüllt ist.

Ach, lieber Karl, meine Mutter ist da, und schien sehr befremdet darüber, daß Du so oft hier gewesen bist. Die Tante erzählte mit ihrer gutmüthigen Ehrlichkeit schon gestern Nachmittag Alles. — Aber das war ja nicht das Erste, und ich wollte doch Alles der Reihe nach erzählen. Ich bin verwirrt und eilig. Ich muß meine gute Mutter mit dem Schreiben belügen. Ich sagte ihr, ich habe mein Tagebuch wieder angefangen: aber es soll auch ein Tagebuch werden. Ich will alle Tage deine und meine Briefe zusammenlegen, wenn

ich nehmlich Zeit habe, meine Briefe noch einmal abzuschreiben. Ich thue das gern, weil ich dabei an Dich denke; ich denke freilich auch sonst immer an Dich, aber dies Schreiben ist noch mehr.

Ich will Dir nur lieber nicht mehr verbergen, daß meine Mutter mich schon in Wisbaden halb und halb vor Dir gewarnt hatte. Ob sie in Heidelberg etwas gehört hatte, weiß ich nicht, es ist mir aber sehr wahrscheinlich. Mein Schwager indessen war Dir gut (wie kann man auch anders?) und lobte Dich gegen die Mutter; Du seyest wohl etwas wild, aber man könne Dir doch nichts Böses nachsagen, meinte er.

Noch begreife ich mich nicht, wie ich, die an den strengsten Gehorsam gewöhnt war, das Alles so schnell vergessen konnte. Aber nein, ich begreife es allzuwohl. Lieber hätte ich auf der Stelle des Todes seyn wollen, als Dir länger mein Herz verbergen; zu oft habe ich früher in Heidelberg erfahren, was das sagen will.

Das Erste beinah, was ich meiner Mutter gestern sagte, war: Du seyest da, und habest einen Brief von deinem Vater an sie. Sie fragte, ob Du mehr wie einmal da gewesen seyest. Die Tante berichtete nun Alles; von dem einen Besuch wußte sie natürlich nichts, und ich hütete mich wohl et-

was zu sagen. Meine Mutter schwieg; als wir aber nachher allein waren, fing sie wieder davon an, und fragte, ob Du den Brief denn nicht dagelassen hättest. Ich sagte nein, wie es ja auch wahr ist. Das konnte ich mir denken, erwiederte sie. Ich dachte, einmal muß es doch gewagt seyn; ich sagte also: Herr Berthold sagte, er würde Sie um Erlaubniß bitten, uns öfter besuchen zu dürfen. Das würde Dir wohl recht angenehm seyn? antwortete sie. Dies brachte mich aus der Fassung; ich muß roth geworden seyn, denn sie sah mich sehr ernsthaft an: Ich glaube wirklich, Miranda, sagte sie, daß Herr Berthold Dich mehr interessirt, wie es seyn sollte. Ich habe das schon in Heidelberg bemerkt. Ich bitte Dich, sey auf deiner Hut. — Aber, liebe Mutter, was können Sie denn so sehr gegen ihn haben? versetzte ich, und die Thränen liefen mir über die Backen, aber das hätte nicht seyn sollen, denn sie sah nun, daß sie sich in ihrer Vermuthung nicht irre. — Danach sollte eine gute Tochter nie fragen, war die Antwort. Berthold ist ein äußerst gefährlicher Mensch und zu Allem fähig, dabei ein Erzspötter, der niemand verschont. Sein Vater klagt über ihn, er fängt allenthalben Händel an, und was hast Du selbst in Heidelberg über seine Zudringlichkeiten für Verdruß gehabt?

Was habe ich vollends von Volland über ihn hören müssen! Ganz zufällig kam das Gespräch auf ihn. Volland hat ihn, betrunken und wegen einer Prügelei in einer Bauernschenke, arretiren lassen müssen. Wie ein Landstreicher zog er in der Welt herum, und denke Dir, in welcher Gesellschaft, mit dem abscheulichen Sanne und Trifftshäuser! Was das für Menschen sind, hat Volland gar nicht gewußt. Berthold war Du und Du mit ihnen. Was soll man überhaupt von einem Menschen denken, der sogar nicht ordentlich studirt, und mitten im Halbenjahr von einer Universität nach der andern zieht? Ich kann ihm freilich nicht verwehren mir den Brief seines Vaters zu bringen; ob ich ihn aber bitten werde, uns zu besuchen, hängt sehr von seinem Benehmen ab. Ich glaube gar, dieser Mensch hat schon mehr Eindruck auf Dich gemacht, als Du gestehen willst. Hüte Dich vor seinem verführerischen exaltirten Wesen, was leider jetzt Mode ist, und zwinge mich nicht, daß ich Dich wie ein Kind behandeln muß.

Dazu mußte ich ganz still schweigen. Vergieb mir, daß ich Dir das Alles so wieder sage, aber ich kann nichts Geheimes mehr vor Dir haben. Ich bitte Dich sogar, kläre mir diese Sachen auf; nicht als wenn ich den leisesten Zweifel daran hätte,

daß sie anders als ehrenvoll für Dich sind, aber damit ich ruhiger bin; — auch kann ich es vielleicht gelegentlich einmal bei Mutter anbringen. Was Sanne für ein schlechter Mensch ist, weißt Du gewiß auch nicht, und thust es mir zu Liebe, nicht wahr, Dich nicht mehr mit ihm und dem Andern abzugeben?

Ich habe vorige Nacht viel geweint. Meine Schwester kann ich nicht zur Vertrauten machen; ach ich kann nur bei Dir Trost finden, und von Dir bin ich getrennt. Ich gehe noch um zehn diesen Abend in die Laube und suche deine Antwort.

Nun flehe ich Dich nur an, mein Geliebter, sey ja recht sanft in Göttingen und recht fleißig, sonst ist Alles verdorben. — Laß Dich morgen bei ihr melden, sie liebt dergleichen bei jungen Leuten. Und daß man deinem Anzuge den Studenten nur nicht zu sehr anmerkt!

Und nun gute Nacht denn, gute Nacht! Ich hoffe auf deine Antwort mit Schmerzen.

Deine Miranda."

Hier ist diese Antwort:

Theure Miranda!

Es bekümmert mich, daß deine Mutter so streng gegen Dich gewesen ist. Was mich anbetrifft, so ist es mir ziemlich gleichgültig, was sie über mich

denkt, wenn nur Du nicht irre wirst an mir. Beinahe fürchte ich, — doch nein!

Ich wünschte, Du könntest Dich an den Gedanken gewöhnen, daß Du auch einen Willen hast außer dem deiner Mutter. Aber deine Bitte, sanft zu seyn, rührt mich sehr. Ich bin es freilich in meinem Leben wohl nicht genug gewesen. Du sollst keine Thränen mehr um mich vergießen, auch keine solche, die ich ohne meine Schuld veranlasse. Darum will ich Alles thun, was Du vorschlägst; ich will selbst jetzt mein widerstrebendes Gemüth überwinden und mit wenig Worten deine Mutter widerlegen.

Ich bin kein gefährlicher und verführerischer Mensch. Noch habe ich kein Mädchen außer Dir geliebt, und ich weiß überhaupt nicht, was diese Beiworte bedeuten sollen.

Wenn ich spotte, so ist das nicht meine Schuld. Es giebt gar zu viele und zu große Narren in der Welt.

Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren;
Kinder der Klugheit, drum habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört.

sagt der größte Dichter unsrer Zeit.

In Volland's Nest bin ich halb betrunken gewesen und habe einige Wichte geprügelt. Ist das

ein Verbrechen? Wollte Gott, es würde jetzt weniger mit Zungen gedroschen, und mehr mit Fäusten, so stände es besser in der Welt. Prügeln möchte auch wohl mancher, aber es können es jetzt nur wenige. In Heidelberg wollte ich mich duelliren, das ist wahr. Es ist auch gegen die akademischen Gesetze, sich zu duelliren, das ist auch wahr. Aber welches Mädchen könnte einen Mann lieben, der das Gesetzwidrige des Duells zum Deckmantel seiner Feigheit nähme?

Deine Mutter irrt sich sehr, wenn sie glaubt, ich habe je an Rohheiten Geschmack gefunden.

Ich bin aus Würzburg weggegangen, weil ich getrennt von Dir keine Rast noch Ruhe mehr fand. Ich reis'te; bald wollte ich mir Dich aus dem Sinne schlagen, bald Dich aufsuchen. Nun habe ich Dich gefunden. Ich will, deiner Mutter zum Trost, allenfalls ein halbes Jahr länger studiren.

Sobald Du mir sagst, was Du eigentlich gegen Sanne und Trifftshäuser hast, werde ich sie aufgeben. Bis dahin aber kann ich das nicht, denn ich weiß nichts so Schlechtes von ihnen, daß ich es für nöthig hielte, und interessant sind mir Beide. Würde es nicht ungerecht seyn, wenn ich sie ohne Gründe verdammen wollte?

Doch deine schöne Bitte nimmt mir die Feder sachte aus der Hand. Dieses ist der dritte Brief, den ich in Einer Stunde an Dich geschrieben — die beiden ersten waren zu leidenschaftlich. Ich will mich bessern. Mündlich hätte sich Alles viel leichter besprechen lassen, doch das war ja nicht möglich.

Heute Nacht will ich alle diese Dinge zu vergessen suchen. Gute Nacht und süßer Schlaf für Dich!

Zeitlich und ewiglich Dein B.

Den 22. August.

Ein Stiefelputzer in Sonntagskleidern meldete mich an. Heinrich musterte meinen Anzug, und so ging ich hin, wie ein junger Mensch, der eine Anstellung sucht, und bei aller Verlegenheit heimlich doch auf das Empfehlungsschreiben an den Minister, das er in der Tasche hat, trotzt und bauet. Die Tochter sah verweint aus, und die Mutter grimmig. Nachdem ich aber einige artige Worte als eben so viele Herolde mit Oelzweigen an sie abgesandt hatte, schien sie etwas freundlicher zu werden, und am Ende kam ein Waffenstillstand zu Stande, wonach ich sie öfter besuchen darf. Diese Frau ist mir zuwider, ich kann es mir nicht verbergen. Sie beherrscht die Dame Churengel nebst

dem Magister nicht weniger als ihre Töchter, und ihre Eidame werden mindestens ihre Rheinischen Bundesgenossen werden müssen. Ihre Züge sind eben so fein als ihr Benehmen, aber es sind auch Winkelzüge darunter.

Miranda war ganz besonders ernsthaft, und selbst als die Mutter mich einlud, sie bald wieder zu besuchen, blieb sie es. Sie kann sich außerordentlich verstellen.

Abends.

Ich sehe nun wohl, daß ich Mirandens Verstellungskunst etwas zugeschrieben habe, was auf eine ganz andre Rechnung kommt. Folgenden Brief fand ich von ihr vor:

„Dein Brief hat meine Betrübniß nur vermehrt. Ich will alles Andere vergessen, den Ton, die Bitterkeit auf meine Mutter, aber zwei Dinge darin sind mir schrecklich! Denn sie zeigen mir, daß Du mich nicht so liebst, wie Du es sagst, und wie ich mich so gern überredete, daß Du thätest. Du sprichst davon, daß Du mich Dir aus dem Sinne hast schlagen wollen, und wenn ich Dir nicht meine Gründe sage, kannst Du mir nicht einmal das kleine Opfer bringen (das erste, was ich je von Dir forderte), Dich nicht mehr mit ein Paar Menschen einzulas-

sen, von denen ich Dir versichere, daß sie nichts taugen. Ebenso gut kann es Dir ja noch einmal einfallen, mich Dir aus dem Sinne zu schlagen, und was kann ich erwarten, wenn ich Dich einmal wirklich um ein Opfer bitten müßte? Und ist denn das Duelliren keine Rohheit? Und das Alles sagst Du mir so trocken weg, als wenn es so seyn müßte, als wenn es sich Alles von selbst so verstände. Nein, Karl, ich habe mir wohl gedacht, daß deine Heftigkeit, oder wie soll ich es sonst nennen, mir noch manche unangenehme Stunde machen würde; aber eine solche Kälte, ein solches abstoßendes Wesen, und das gleich in den ersten Tagen unsrer Liebe von Dir erwarten zu müssen, darauf war ich nicht gefaßt. Gott weiß es, daß ich Dich innig liebe, daß ich Dir ganz angehöre, daß ich keinen andern Gedanken habe als Dich, aber um so größer ist mein Schmerz. Womit habe ich es denn verdient, daß Du mich so täuschtest? Bin ich vielleicht in meiner Arglosigkeit, in meiner Liebe zu offen gegen Dich gewesen, und hätte ich Dich nicht sogleich in mein Herz blicken lassen sollen? Doch ich weiß selbst nicht mehr was ich schreibe. Meine Gefühle sind unaussprechlich. Eine innere Angst sagt mir, ich sollte mich meiner Mutter ganz anvertrauen, ich sollte mich von Dir losreißen, es wäre ja Alles

nicht viel mehr wie ein Traum gewesen. Dann aber ist es mir wieder unmöglich, unmöglich! Ich könnte mich eher umbringen lassen, besonders wenn Du mein Mörder wärest. Was für schreckliche Gedanken! Habe wenigstens Mitleiden mit mir und zerstöre mein Glück nicht so schnell; laß mir Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ich Dich mehr, ach! weit mehr liebe als Du mich. Ich kann nichts hinzufügen. Ich will auch nicht weiter klagen. Vergieb es mir, vergiß Alles was ich geschrieben habe.

Miranda."

Ich beschloß nun, wieder in die Laube zu gehen, und mich da so lange zu verstecken, bis Miranda kommen werde, um meine Antwort abzuholen. Es war schon ziemlich spät, und ein sehr dunkler Abend begünstigte mich. Nur mündlich konnte ich antworten, das fühlte ich klar; ein solches Mißverständniß konnte schriftlich nicht beseitiget werden. Ich mußte sehr lange warten. Endlich kam eine weiße Gestalt nach der Laube. Ich konnte nicht erkennen, ob Miranda es sey, wartete daher vorsichtig, bis sie in den hohlen Baum griff, und sagte dann leise: Ich bin selbst hier, erschrick nur nicht. Ich komme, um Dich um Verzeihung zu bitten. Ich war zu bewegt, als ich Dir schrieb,

aber wenn Du an meiner Liebe zweifelst, thust Du mir sehr Unrecht. Sanne und den Poeten werde ich, auf dein bloßes Wort, vermeiden, und jetzt auch wegen der Gründe nicht weiter in Dich dringen. — Mit diesen Worten umschlang ich sie, und bedeckte sie mit Küssen. — „Und willst Du Dir dein Mädchen nicht aus dem Sinn schlagen?“ fragte sie. — Ich betheuerte das Gegentheil, und suchte ihr begreiflich zu machen, daß und warum ich mich zuerst nicht an den Gedanken einer meine ganze Persönlichkeit in Beschlag nehmenden und vielleicht gar konfiszirenden Liebe habe gewöhnen können. Doch dies war ganz vergeblich. Sie meinte, nur eine Liebe, die man selbst unrecht fände oder die unglücklich wäre, könne man Anlaß haben sich aus dem Sinne zu schlagen. Wir konnten uns hierüber nicht verständigen. Doch sagte sie: „Wenn Du bei mir bist, so glaube ich Dir Alles. Ich vergesse auch Alles, was mich quält, wenn ich allein bin.“ — Zweifle nur nicht an meiner Liebe, sagte ich. Fordre jede That von mir, jedes Opfer. — So gelang es mir allmählig, sie wieder völlig zu beruhigen, aber nur Augenblicke waren uns vergönnt. Ich schied mit Gefühlen, die ich mich vergebens bemühen würde, zu schildern. Ich glaube, die erste Versöhnung unter Liebenden ist ein noch

schönerer Moment als die erste Erklärung, so wie das Wiederfinden überhaupt etwas Höheres ist als das Finden. Aber warum Versöhnung? Muß denn das Reich des Mißverständnisses und der Irrungen seine verhaßten Grenzpfähle auch bis in die Herzen Liebender vorrücken, und sich da Gärten Gottes und Paradiese einverleiben?

Doch ich bin selbst daran Schuld, wiewohl ich in der Sache Recht hatte.

Oder bestände das Wesen der Liebe grade darin, daß von Recht oder Unrechthaben gar nicht mehr die Rede seyn kann, sondern lös't sich Recht und Unrecht da in einem höhern Medium auf, so daß eine Verschiedenheit des Willens höchstens dann denkbar wäre, wenn sich Handlungen als gut und nicht gut entgegenständen?

Ich sprach noch heut Abend mit Heinrich darüber. Bei der höchsten und reinsten Liebe, nehmlich zu Gott und dem Erlöser, von Rechthaben reden zu wollen, wäre lächerlich, meinte er; im Gegentheil, diese Liebe fange damit an und ende damit, daß man immer Unrecht haben müsse, und dies auch gar nicht anders erwarte. Von Gut und Nichtgut sey freilich stark dabei die Rede, in sofern diese Liebe beständig Letzteres in Ersteres zu verwandeln sich gedrungen fühle. Die irdische Liebe

sey höchstens ein schwaches Nachbild dieser höheren, und müsse dieser untergeordnet werden. Doch eine gute Vorschule und ein Vorhof zu dieser könne sie werden, wenn jeder in dem Andern nur das Gottähnliche liebe und sich anzueignen suche. In sofern sey auch da nur von Gut und Nichtgut, und keinesweges von (formellem) Recht und Unrecht zu sprechen, als worüber Freunde und Liebende gänzlich hinaus seyn müßten.

Ich meinte aber doch noch etwas Anderes, und stimme ihm auch gar nicht darin bei, daß die irdische Liebe an und für sich etwas so Unbedeutendes seyn sollte. Doch lebt Heinrich überhaupt ein ganz anderes inneres Leben als ich, und das seinige erscheint mir zwar als gut und schön, aber nicht für meine Persönlichkeit.

Den 23. August.

Von Miranda nichts gehört noch gesehen. Nicht einmal einen Brief fand ich von ihr. Damit unsre Korrespondenz sich nicht durchkreuze, haben wir verabredet, daß sie immer zuerst schreiben, und ich antworten soll, weil ich mehr Herr meiner Zeit bin. Da ich nun nichts fand, schrieb ich ihr folgende

Antwort auf einen nicht erhaltenen Brief.

Daß Du mir noch zürnest, Schönheit, ist unmöglich. Vielmehr habe ich in Gedanken den zärtlichsten Brief von Dir erhalten. Du nennst mich darin „lieber, süßer, und trauter Berthold,“ so wie die schöne Müllerin ihren Knaben. Diese reizenden Bezeichnungen immer mehr zu verdienen, wird mein unaufhörliches Bestreben seyn. Doch wie wenig, Du selbst mußt es zugeben, hängt das von mir ab? Die Liebe, die erst durch Verdienste erworben werden muß, ist eine Eiche, von der erst Enkel Schatten sehen können; man braucht ein Leben, um alle seine Verdienste gehörig zu entfalten, und endlich reicht man sich über einem offenen Grabe die Hände. Aus diesem und anderen Gründen liebe ich Dich, unbegreiflich genug, ohne alle Gründe und Grundsätze, aber desto gründlicher. Du schreibst mir ferner: „Deine Küsse haben mich gestern Abend bestochen, und ich hätte Dir noch länger zürnen, Dich etwas mehr bestrafen sollen.“ O nicht doch, Miranda. Zwiste unter Liebenden sollten gar nicht anders als durch Küsse ausgefochten werden. Küsse sind der Kanzleistyl der Liebe, ohne doch an den Kanzleistyl zu erinnern. Du schreibst auch noch: „Meine Mutter hat mir ganz besonders verboten, irgend einem Manne einen Kuß zu geben, ohne

ihre

ihre Erlaubniß.“ Mit nichten, Miranda. Dieses Verbot ist von einer ganz inkompetenten Behörde ergangen, und braucht nicht befolgt zu werden. In dem so vollständigen Römischen Rechte lies't man selbst bei der väterlichen Gewalt darüber nichts, die doch übrigens noch mehr auf sich hat als eine mütterliche (wenigstens theoretisch). Höchstens findet man, daß ein Vater einen seiner Tochter gegebenen Kuß sich zu schmerzlichem Gemüthe ziehen und durch eine Injurienklage rächen darf. Endlich schreibst Du: „Ich habe nun eingesehen, wie Unrecht ich Dir that, wenn ich es Dir übel nahm, daß Du mich Dir anfänglich aus dem Sinne hast schlagen wollen. Denn wenn Du nicht gleich anfangs eine unwiderstehliche Liebe zu mir empfunden hättest (und das war deine Schuldigkeit), so war nichts aus dem Sinne zu schlagen. Selbst den Willen hiezu verzeihe ich Dir, denn da Du gar nicht hoffen durftest, von mir wieder geliebt zu werden (was die Bescheidenheit Dir nicht erlaubte), so konntest Du immerhin einen solchen ohnmächtigen Versuch, ohne mich zu beleidigen, machen.“ Dieser Theil deines ungeschriebenen Briefes entzückt mich am meisten. Ich sage dazu Ja und Amen. Ich hoffte immer, Du werdest über diesen Punkt in Dich gehen, und mir Brief und Siegel darüber

geben. Den Brief habe ich, das Siegel eines Kusses werde ich gelegentlich entgegen: und daraus abnehmen, ob deine Reue ächt ist oder, wie so vieles jetzt (z. B. eben der Brief den ich nun beantworte), ein Surrogat.

Den 24. August.

Ich ging diesen Nachmittag vor's Thor in den Churengelschen Garten, wo die ganze Familie war, und ward von der Mutter ziemlich freundlich empfangen. Miranda war wieder ganz wie an dem glücklichen Tage, wo ich sie in diesem Garten zuletzt sahe. Aber wir hatten nun drei Wächter, die uns beobachteten, und darunter zwei sehr scharfsichtige. Am gefährlichsten war uns Luise, Mirandens Schwester, die, selbst Braut und von ihrem Geliebten getrennt, mit wahrer Meisterschaft Entdeckungsreisen auf dem ihr noch unbekannten Ozean unsrer Liebe unternahm und das Senkblei nicht aus der Hand ließ. Ich suchte mich gegen sie möglichst artig, aufmerksam, verbindlich, zuvorkommend, und wie man das Betragen eines Jungfernknechtes sonst mit ähnlichen Euphemismen nennen mag, zu bezeigen, und sie war gutmüthig genug, mir dafür eine Freude zu bereiten. Sie sagte zur Mutter: „Wenn Herr Berthold uns helfen wollte, so könnten wir das

Buch morgen Abend recht gut vorlesen; sagten Sie nicht, Sie könnten es nicht länger behalten?" — Die Mutter bejahte dies, und meinte, ich müsse doch wohl vor allen Dingen gefragt werden. Luise nahm mir das Wort aus dem Munde: „Herr Berthold schlägt es gewiß nicht ab, darauf wette ich." Sie sah Miranda und mich bedeutend an. Ich stotterte meinen Dank, und dergleichen weiter. — „Sie können Ihren Herrn von Dannau auch mitbringen," fuhr sie fort, „den kennen wir schon." Ein strafender Blick von der Mutter wies sie zurecht. — „Wenn Sie es nehmlich erlauben, liebes Mütterchen, das versteht sich, und wenn Herr von Dannau einmal wieder, wie in Wisbaden, eine Tasse Thee bei uns trinken will." — „Sein Besuch wird mir sehr angenehm seyn," sagte die Mutter nun. — Luise wußte mir nachher unbemerkt zuzuflistern: „Bedanken Sie Sich bei mir für die Belohnung Ihres artigen Betragens. Wenn Sie Sich gut aufführen, so werde ich Ihnen meine sehr wichtige Gnade zuwenden. Hüten Sie Sich vor meiner Ungnade." — Weg war sie, und ich konnte nichts antworten.

Abends fand ich folgende Zeilen von Miranda:

„Nimm es nicht übel, Du Süßer, Lieber, und Trauter, daß Du gestern nur einen ungeschrie-

benen Brief von mir bekommen hast; es war mir ganz unmöglich, zum Schreiben zu kommen, weil wir der Tante beim Bohneneinmachen helfen mußten. Dein Einfall hat mir viele Freude gemacht; auf so etwas käme ich nicht. Es ist nun auch Alles vergessen und vergeben. Ich mußte herzlich lachen, als ich das wegen des Verbots meiner Mutter las.

Komm nun morgen Abend um sechs Uhr. Ich freue mich sehr darauf, Dich vorlesen zu hören; es ist überhaupt ein Genuß, ein schönes Buch vorlesen zu hören, und vollends von Dir.

Mutter fing heute Abend von selbst über Dich zu sprechen an: Herr Berthold scheint doch nachgrade etwas gesetzter werden zu wollen; man sieht, was eine gute Erziehung thut. Luise meinte: Er ist ja jetzt auch auf der hohen Schule, — und wird sich in Gegenwart seiner Professorin schon zusammennehmen. Zum Glück überhörte die Mutter diese letzten Worte.

Du mußt mit Luise nur nicht ernsthaft seyn, sie kann das nicht ausstehen, ausgenommen an Volland. Dieser hat das Privilegium ernsthaft zu seyn, und kann stundenlang beinahe nichts sprechen. Mich dünkt, man kann ernsthaft seyn und doch sprechen, wie Du thust. Und dies gefällt mir besser.

Noch Eins! Wenn das Wetter schön bleibt, so machen wir Sonntag eine Partie nach der Plessa. Du kennst doch die alte Burg, die man liegen sieht, wenn man nach Nordheim fährt. Ich bin noch nie dort gewesen; es soll sehr schön dort seyn. Ich glaube nicht, daß die Mutter Dich dazu einladen wird, weil wir mit der Tante schon vier Personen im Wagen sind. Aber Du könntest Dich da, als wenn es zufällig wäre, einfinden, nur müßtest Du wo möglich nicht allein kommen, sonst ist es zu auffallend.

Gute Nacht, und denke nur halb so oft an mich als ich an Dich denke, so bin ich zufrieden.

Deine Miranda L."

Den 25. August.

Heinrich hat meine Bitte, mich zur Churengel zu begleiten, rund abgeschlagen. Er habe seine Gründe dazu, und bitte mich, nicht weiter in ihn zu dringen, war Alles, was er sagte. Auch Miranda schreibt nichts darüber. Vergebens sinne ich darüber nach, den Grund zu entdecken. Heinrich ist überhaupt seit einiger Zeit ernster und nachdenklicher als gewöhnlich.

Abends.

Ich weiß nicht, warum die Vorlesung mich so wenig befriedigt hat? Wir lasen Aladdin oder die Wunderlampe, von Oehlenschläger; und zwar die letzte Hälfte. Dieses kürzlich erschienene Drama, was ich schon kannte, gefällt mir überaus wohl, ja ich bin seit längerer Zeit von keinem dichterischen Kunstwerk so angezogen worden. Ich finde es höchst poetisch, und selbst einzelne Härten der Sprache stören mein Vergnügen daran nicht. Auf eine geistreiche Weise ist dem an sich schon ansprechenden Wunderbaren des alten Mährchens eine symbolische Bedeutung gegeben worden, wodurch das Ganze anmuthig zwischen Allegorie und dramatischer Wirklichkeit schwankt, und gleichsam zwei Welten mit einander verbindet. Miranda und Luise theilten meine Begeisterung, wiewohl in geringerem Grade. Die Mutter aber verwarf dies mein Lieblingsstück ganz. Daß es einzelne Schönheiten habe, gab sie zu. Aber grade der allegorische Hintergrund mißfiel ihr höchlich. Das sey eine mystische Spielerei, meinte sie, wodurch das Interesse an dem Ganzen geschwächt, ja vernichtet werde, indem Alles wie ein Nebel Einem unter den Händen entfließe. Ich berief mich auf Novalis, aber da kam ich schlecht an. Novalis sey zwar unter den Dich-

tern dieser Gattung einer der tiefsten, und unterscheide sich besonders vortheilhaft durch die Gediegenheit seiner Sprache. Aber die ganze Gattung von Poesie komme ihr vor wie eine Aeolsharfe, wo der Zufall die Musik mache. Zuweilen klinge das vortrefflich, und einzelne Töne kämen wirklich wie aus einer höheren Welt. An Harmonieen aber sey gar nicht zu denken, und an schrillenden Mißlauten fehle es auch nicht. Hierüber geriethen wir in ein ziemlich lebhaftes Gespräch, welches mit einem peinlichen Gefühl für mich endigte. Ich kann den Tadel meiner Lieblingsschriftsteller gar nicht recht ertragen, und ärgre mich hinterdrein über die Leidenschaftlichkeit, womit ich über Dinge streite, die mehr oder minder doch nur Sache des Geschmackes sind. Freilich sollte der Werth jedes wahren Dichterwerks auch jedermann begreiflich gemacht werden können. Aber wie ist das möglich, wenn man von so ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgeht? Meine künftige Schwiegermutter nahm es sehr übel, als ich von poetischer und prosaischer Poesie sprach.

Den 27. August.

Ich schlug heute Heinrich vor, mit mir morgen nach der Plessa zu gehen. Er nahm es gern

an, und freute sich, meiner einmal habhaft zu werden, wie er sagte. Nicht als meine er, ich mache mich selten, aber die Natur der Sache bringe das so mit sich, denn niemand könne zweien Herren dienen. Er setzte hinzu: Aber daß wir morgen beisammen und allein sind, freut mich sehr.

Mir fiel das auf. Es ist noch nie irgend eine Zweizüngigkeit, viel weniger denn eine wissentliche Unwahrheit zwischen uns vorgekommen. Und nun muß ich schweigen, sonst geht er nicht mit, und ich erreiche meinen Zweck nicht. Ich bin also nicht wahrhaftig. Indeß Heinrich hat mir ja auch den Grund verschwiegen, weshalb er die Familie nicht besuchen wollte. Ein zufälliges Zusammentreffen mit derselben ist davon noch sehr verschieden. Wenn ich Heinrich darum bäte, er würde mir gewiß den Gefallen erzeigen. Aber dies zu thun schäme ich mich jetzt, denn ich hätte ihm den Vorschlag überall nicht machen müssen, ohne vorher zu sagen, wen wir dort treffen werden. Auch ist die ganze Sache zu unbedeutend, als daß viele Worte darüber zu sagen wären.

Achtes Kapitel.

Den 28. August.

Es war ein schöner frischer Morgen, die Luft bedeckt, ganz windstill, einer von den späteren Sommertagen, die schon anfangen an den Herbst zu erinnern. Da wir Beide Freunde des frühen Aufstehens, und nicht wie die jetzigen Leute alle Tage bis um zehn Uhr krank, sondern von früh bis in die Nacht gesund und zu haben sind, so machten wir einen weiten Umweg; ich mußte zudem dafür sorgen, daß wir nicht zu früh auf der Plessa ankamen. Heinrich ging gern darauf ein; es freute ihn, mir die Gegend zeigen zu können. Anfangs sprachen wir nicht viel mit einander. Man empfindet das Bedürfniß sich mitzutheilen ungleich weniger, wenn man die ersten Morgenstunden zusammen zubringt, als wenn schon ein Theil des Tages hinter uns liegt. Denn jeder Tag ist wie ein kleines Leben für sich, und Abends hat man am meisten zu erzählen. Unter Gottes freiem Himmel (warum soll dieser schöne Ausdruck von altem Adel aussterben, oder gar neugemachten Briefadeligen Worten weichen, die von Gott nichts wissen wollen?) bedarf

man ebenfalls der Worte weniger, als in Tempeln von Menschenhänden gemacht. Nachdem wir aber lange umhergestreift waren, die Plessa erstiegen, und uns im Schatten gelagert hatten, entspann sich ein ausführliches Gespräch unter uns. Ich erzählte Heinrich noch manches über Sanne. Dies brachte uns auf den Zustand unsrer Kirche. Heinrich beklagte ihren innern, ich mehr ihren äußern Verfall. Ich wünschte den Gottesdienst mehr dem katholischen angeähnlicht, wenigstens doch geschmackvoller und poetischer. Heinrich wollte davon nichts wissen. Der Gottesdienst sey gut, aber es fehle an Dienern Gottes, meinte er. Die meisten unsrer Geistlichen verwürfen Alles vom Christenthum, was nicht ausschließlich der Moral angehöre; dadurch werde die Predigt trocken und einseitig, der Gesang fast sinnlos, weil Moral und Deismus unpoetisch seyen, die Sakramente verlören ihre Bedeutung, und so müsse allerdings unsre Gottesverehrung unzweckmäßig erscheinen. „Aber,“ fügte er hinzu, „wird ein Theater besser, wenn neue Dekorationen und neues Kostüme angeschafft wird, während die alten schlechten und mittelmäßigen Schauspieler nach wie vor ihr Wesen treiben? Gewiß nicht. Unsre protestantische Kirche muß sich auf geistigem Wege aus sich selbst reformiren, oder sie

geht unter. Denk' Dir nur einmal recht ernstlich einen Gottesdienst mit allerlei Prunk und Musik und Singsang, hinter dem nichts steckt, als eine von allem Historischen und Symbolischen entkleidete Moral. Solche Aeußerlichkeiten haben gar keinen Sinn, wenn sie nicht das Symbol von etwas Ueberirdischem und Geistigem sind. Was man aber jetzt im Christenthum sucht, ist zwar eine herrliche und verehrungswürdige Seite desselben, aber nur die irdische, und nur eine Seite. Alle Diejenigen, bei denen der Verstand nicht vorherrschend ist, gehen leer aus, obgleich sie oft selbst nicht wissen, was ihnen fehlt. Sie fühlen sich unbehaglich. Da ihnen niemand klar macht, woran dies liegt, so suchen sie es in Aeußerlichkeiten. Ihr Zustand ist der von Fischen, wenn ein Teich abgelassen wird. Da giebt es nur noch Schlamm oder Luft, beides Extreme, die keinem Fische zusagen können. Er braucht Wasser. So will auch der Mensch, zwischen bloßer Moral und bloßer todter Lehre von einem Gott, noch ein Drittes haben, was ihn mit Beiden verknüpft, und das ist Offenbarung, die er sich ersinnt, wenn er sie nicht hat, oder wenn er aufgehört hat, die vorhandene zu verstehen. Meine Vergleichung sinkt, und Du darfst sie nicht so verstehen, als wollte ich jene göttlichen Dinge, die Er-

treme nehmlich, herabsetzen. Ich verehre auch den reinen Deismus und die bloße Moral innig, wiewohl es mich betrübt, daß man diese für Christenthum ausgeben und wohl gar das Wesen des Protestantismus darin suchen will, daß das Christenthum auf sie zurückgeführt werde." — Ich versetzte darauf, daß eine Rückkehr zum Christenthum, so wie es als historische Erscheinung dastehe (denn daß das kein Christenthum sey, was man jetzt gewöhnlich dafür ausgebe, darüber sey ich mit Heinrich einerlei Meinung), mir undenkbar scheine. Jede Richtung des Menschengeistes im Laufe der Jahrhunderte habe ihre Zeit gewährt. Vom Heidenthum an, in seiner doppelten Richtung, zuerst auf die Idee des Erhabenen und dann auf die Idee des Schönen, schreitet die Menschheit stufenweise zum Monotheismus fort, der im Judenthum noch sehr beschränkt und schwankend auftritt. Im Christenthum zerspaltet sich die Idee eines einzigen Gottes, um dem Menschen zugänglich zu werden, geheimnißvoll, aber nach einem wohl nachzuweisenden Gesetze, in die Vorstellung von der Dreieinigkeit; Gott selbst wird Mensch, und verwirklicht die Idee eines vollkommenen Menschen. Der Glaube daran ist nun hin, und damit ist auch die Sache selbst, die Idee nehmlich und deren Leben, todt und abgethan.

Die Menschheit ist reif für eine andre höhere Entwickelung des Weltgeistes, und wir leben leider in der Zeit einer solchen, die sich in allen ähnlichen Perioden vornehmlich dadurch kund gab, daß ein Geist des Abläugnens und des trostlosen Zweifels herrschend ward. Das sind die Wehen der Zeit, die jeder Einzelne und vielleicht auch die Körperwelt mitempfindet, und zum Theil unbewußt angstvoll und trübe einem großen unbekannten Ereignisse entgegensieht. Große gewaltsame Erschütterungen in den äußeren Verhältnissen der Völker, die, als das Christenthum in's Leben trat, Jahrhunderte lang dauerten, begleiten gewöhnlich solche Entwickelungsepochen, wie denn auch die Kriege der Griechen mit den Persern die Spaltung des Heidenthums in die Idee des Schönen und des Erhabenen bezeichnen. So wenig die Menschheit zu dem Naturdienst des Orients, oder zu der sinnlichen Religion des heidnischen Occidents, oder zu der antiken Vaterlandsliebe, oder zu dem Rittergeist des Mittelalters zurückkehren wird, eben so wenig zum Christenthum, welches in seiner wahren Bedeutung dem Mittelalter angehört, und sich eigentlich schon in der Reformation endigte. — „Bei diesen Ansichten,“ sagte Heinrich, „bitte ich Dich nun, mir zu erklären, warum Du den äußern Gottesdienst

sinnlicher haben wolltest? Du mußt das dann doch selbst nur um so vergeblicher finden." — Keineswegs, erwiederte ich. In Zeiten dieser Art muß eine gewisse geistige Diät beobachtet, gleichsam ein Lehnhardtscher Trank für Schwangere getrunken werden. Man kann damit der kreißenden Zeit vielleicht nachhelfen. Man muß die Extreme nicht zu sehr aufkommen lassen. Wird nun die Gottesverehrung gar zu nüchtern, so findet der Bräutigam, wenn er kommt, lauter thörichte Jungfrauen, denen das Licht ausgegangen ist. Das Neue wird aber gewiß nicht bloß nach einer, sondern nach allen Seiten intensiv gewaltiger und kräftiger seyn, und so muß man das Bestehende möglichst allseitig zu bilden suchen. Die Katholiken z. B. müssen mehr protestantisch, wir mehr katholisch werden.

„Armer Freund," sagte Heinrich, „wie bist Du doch so gar befangen in der Lust des Konstruirens. Das ist wahrlich auch ein Zeichen der Zeit und ein betrübendes, daß jeder Philosoph jetzt sogleich glaubt, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft, Gott und Menschen, Thiere, Pflanzen und Steine zuerst zersetzen, dann setzen zu müssen. Er selbst setzt sich nachher in die Mitte, und wenn sich seiner Meinung nach die ganze Gegenwart auch nicht grade um seine Person dreht, so

dreht sich doch die Weltgeschichte um sein Zeitalter. Vor Zeiten prophezeiten Theologen jeden Augenblick den jüngsten Tag, jetzt machen es die Philosophen nicht viel anders. Irgend ein Wendepunkt soll und muß grade jetzt in der Geschichte eintreten, ein Ungeheures, wiewohl natürlich nicht Unbekanntes, denn der Philosoph weiß es und verkündet es der erstaunten Welt. Keiner von Allen ist hierin wohl mit der Entschiedenheit, ich möchte Vermessenheit sagen, wenn ich nicht an dem Manne Vieles so sehr verehrte, aufgetreten, als Fichte. Man erschrickt, wenn man z. B. gleich unter seinen kürzlich erschienenen herrlichen Reden an die Deutsche Nation den Eingang der ersten Rede lies't, und dort die Verkündigung findet, daß unsre Zeit in dem dritten Hauptabschnitte der gesammten Weltzeit stehe, ja daß dieser Hauptabschnitt nun auch seit den letzten drei Jahren abgelaufen sey und beschlossen. Man glaubt einen Nachtwächter zu hören, der, während andere Leute schlafen, die Stunden abruft, so wie die Glocke auf dem Kirchthurm sie grade schlägt.

„Aber vom Standpunkte des Christenthums nimmt sich das Alles ganz anders aus. Da findet eine ganz andre Zeitrechnung statt. Da hat die Eine große Stunde für die Menschheit schon längst

geschlagen, der Tag ist angebrochen, und man weiß zwar nicht, wie lange er dauert, aber das weiß man, daß keine Nacht wieder auf ihn folgen kann, und auch kein zweiter Tag, sondern nur noch ein jüngster, eine Potenzirung der Zeit nehmlich zur Ewigkeit. Das ist nun freilich einförmiger, und da giebt es nichts weiter zu konstruiren. Aber es kann doch nicht anders seyn, oder das ganze Christenthum ist nichts werth, und die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten auf eine unbegreifliche Weise, von wem? weiß man nicht recht, geäfft worden. Der Stifter desselben hat entweder nichts Unwahres geredet oder lauter Lug und Trug. Ein wenig hat freilich die Geschichte schon darüber entschieden, und insonderheit auch die Geschichte vor Christus. Aber man findet es jetzt allzuschwer, daran zu glauben. Doch will man nicht das Christenthum abthun, sondern man schiebt demselben seine Ansichten unter, und das soll denn eine Entwickelung des Christenthums seyn, und man nimmt eine Perfektibilität desselben an. Wahr ist es, diese Zeit ist ein Probirstein des Christenthums, und noch nie hat es, menschlichem Ansehen nach, eine so gefährliche Periode erlebt. Denn als es zuerst auftrat, hatte es mit dem groben Laster, mit einem abgestorbenen Aberglauben, und mit einem Unglauben zu kämpfen,

der sich seiner selbst überdrüssig zu werden anfing. Wie anders jetzt! Seine Gegner erkennen es an, insoweit es ihnen paßt; ihren Unglauben halten sie für vernünftigen Glauben, ihren Abfall für Freimüthigkeit, ihr Läugnen für Aufklärung. Weit entfernt, das Laster in Schutz zu nehmen, werfen sie dies den sogenannten Orthodoxen vor, und ihr Aberglaube an eine Unfehlbarkeit der menschlichen Vernunft erscheint gerade umgekehrt als ein philosophisches Postulat, und muß auch als solches bis auf einen gewissen Punkt anerkannt werden, bis zu welchem er noch kein Aberglaube ist. Aber dennoch hoffe ich es noch zu sehen, daß das evangelische Christenthum diese Gluth der Läuterung bestehen, und nur um so herrlicher aus ihr hervorgehen wird. Untergehen kann es nicht. Wer es kennt — doch das ist nicht das rechte Wort — wer darin lebt, der ist auch innerlich so gewiß davon, daß es unvergänglich ist, wie er äußerlich trotz aller Philosophen von der Realität einer objektiven Sinnenwelt überzeugt ist, und durch seinen Körper jeden Augenblick davon überzeugt wird. Eine Auflösung des Christenthums in Deismus und Moral aber wäre Untergang desselben. Um diese zu lehren, bedurfte es gar nicht des Aufhebens, welches der Stifter davon machte. Nicht darum ward er gekreuzigt, weil er eine reinere Mo-

ral und Gotteserkenntniß lehrte (diese hatten die Essäer in manchen Stücken längst, ohne gekreuzigt zu werden), sondern weil er erklärte, der Messias und Gottes Sohn zu seyn, der die sündige Welt erlösen wolle. Gesetzt aber, er hätte für nöthig gefunden, den Zeitansichten hierin nachzugeben, um der Schwachen willen und um seine Lehren dem Volke zugänglich zu machen (was aber einen innern Widerspruch enthält, weil gerade die Schwachen an ihm irre werden und das Volk sich an ihm ärgern mußte, wie er selbst es vorhersagte,); so hätte diese Akkommodation doch wohl ihre Gränzen gehabt, und Er würde ohne allen Zweifel dafür gesorgt haben, daß die esoterische Lehre einigen gelehrten und gebildeten Männern anvertraut worden wäre. Gerade umgekehrt, wählt er ganz ungebildete und unwissende Menschen aus den niedrigsten Ständen zu seinen Schülern, und derjenige Jünger, der am tiefsten in die mystische Ansicht vom Christenthum eingeht, ist sein Liebling und steht seinem Herzen am nächsten. Der Grund lag daran, daß die Hauptsache für ihn nicht war, die Sittenlehre zu verbessern, sondern gewisse bestimmte Nachrichten aus dem Reiche Gottes unter die Leute zu bringen, und einen gewissen bestimmten Rathschluß Gottes auf Erden als durch ihn vollführt

gehörig zu beglaubigen, wozu Leute mit gesunden Sinnen nicht bloß genügten, sondern sogar angemessener waren als Schriftgelehrte. Die Sittenlehre war eine sich von selbst verstehende Zugabe, ein Theil des großen Ganzen, den aber der Mensch sich allenfalls selbst geben, und der bei dem hiezu Fähigen der Anknüpfungspunkt werden konnte, worauf sich weiter bauen ließ, bei dem dazu nicht Fähigen aber die Vorschule für die anderweitigen hohen Dinge war, die er erfahren sollte. Denn so wie, nach einem sich in mancherlei Vorstellungen und Sagen durch das alte Heidenthum bis tief in die christliche Zeit hineinziehenden Aberglauben, ein Mensch, der ein höheres Wesen gesehen hat, erblinden oder gar sterben soll, so gewiß ist es, daß derjenige, der über sein Bürgerrecht im Reiche Gottes durch innere Erfahrung Brief und Siegel bekommen hat, aller Gemeinheit und Selbstsucht mehr und mehr absterben muß. Die Erkenntniß und der Wille bedingen sich hier gegenseitig und verlieren sich in einander. Es ist anzunehmen, daß jener Aberglaube anfangs allegorische Hülle dieser Grundwahrheit gewesen, wie uns dergleichen viel in der alten Welt begegnen, wo denn aber im Laufe der Zeit die Hülle von den Menschen immer mehr für das Wesen gehalten, und über die sinnliche Außenseite der

geistige Kern vergessen wird. Ja wahrscheinlich fing das Allegorisiren erst an, als die dem Menschen zuerst mitgegebene reinere Erkenntniß mehr und mehr unter dem ungeschlachten Volke verloren gegangen war; weise Männer legten nun den köstlichen Kern in harter Schale in den Schmuz der Erde, wohl wissend, daß ein Baum daraus hervorkeimen werde, der zu seiner Zeit auch köstliche Frucht tragen könne. Anders zur Zeit der neuen Offenbarung, wo freilich auch in Gleichnissen geredet wird, aber nur jezuweilen und nur für eine kurze Zeit, und aus anderen Gründen, vornehmlich nur, um dem Gedächtnisse und der Phantasie gefällig zu seyn. Mit Ausnahme desjenigen, was uns überhaupt erst in einer übersinnlichen Welt zugänglich werden kann, ist der Schleier von Allem, was Jesus zuerst in einen Schleier hüllte, entweder noch vor seinem Tode von ihm selbst gelüftet, oder doch nachher seinen ersten Schülern das Verständniß darüber geöffnet worden."

Auf diese Weise, versetzte ich, steht sich die Ansicht des Christenthums und die der Philosophie, soviel die Menschengeschichte betrifft und deren wahre Bedeutung, freilich gar sehr entgegen. Ich sage absichtlich **der** Philosophie, denn es ist wohl keine,

die nicht eine fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts annähme.

„Nicht so sehr, wie Du glaubst," antwortete Heinrich. „So wie die Philosophie die Entwickelung gewöhnlich nimmt, kann zwar das Christenthum sie nicht zugeben. Diese Ansicht ist aber auch durchaus pantheistisch, welche Aeußerung mir die Philosophen zwar nicht Dank wissen werden. Die Ansicht setzt nehmlich, und ist sich dessen nicht einmal immer recht bewußt, nothwendig ein von dem Leben der Individuen noch trennbares oder doch getrennt denkbares Leben der gesammten Menschheit voraus, gleichsam eine allgemeine Menschenseele, in welche dann alle einzelne Individuen verfließen und vernichtet werden. Denn die Menschheit, als Ganzes gedacht, schreitet fort, — kann doch nur sagen wollen, die Vorsehung hat mit der Menschheit, als Ganzes gedacht, noch besondere, von den Zwecken, die sie durch das Individuum erreichen will, trennbare Zwecke. Das Individuum lebt ein doppeltes Leben, als Person für sich, und als integrirender Theil der großen mystischen Person (das Wort mystisch im juridischen Sprachgebrauch genommen), die man Menschheit nennt."

Ich kann dies keinesweges zugeben, fiel ich ein.

„Unterbrich mich nicht," sprach Heinrich, „laß

mich ausreden, sonst verstehen wir uns nicht. Wird nun so die Menschheit als ein Ganzes gedacht, so verfließt dies Individuum wieder eben so in die Idee eines Weltgeistes oder der Gottheit, wie der einzelne Mensch in der Idee der Menschheit aufhörte, eine Persönlichkeit zu besitzen. Das verkennen auch die naturphilosophischen Systeme nicht, daher ist ihnen das Leben der Menschheit identisch mit dem Leben des Weltgeistes, und wenn dieser z. B. — wie einer der tiefsinnigsten dieser Philosophen, dem Du besonders anzuhängen scheinst (obgleich es mir sehr problematisch bleibt, inwiefern Du ihn immer richtig verstanden hast,) sich ausdrückt — sich die Gestalt des Selbstbewußtseyns an sich und damit auch für sein Bewußtseyn gegeben hat, so erscheint dies nun so, daß es der Glaube der Welt ist, der Geist sey als ein Selbstbewußtseyn, das heißt, als ein wirklicher Mensch da, er sey auch für die unmittelbare Gewißheit, und das glaubende Bewußtseyn sehe, fühle, und höre diese Göttlichkeit. Du wirst Dich erinnern, daß hier von der Erscheinung des Sohnes Gottes die Rede ist. Dabei wird, um jeder anderen Deutung zuvorzukommen, hinzugefügt: So ist es nicht Einbildung, sondern es ist wirklich andem *).

---

*) Hegel's Phänomenologie des Geistes. S. 708.

„Das Christenthum hingegen nimmt kein Fortschreiten der Menschheit als solcher, keine Entwickelung derselben nach Stadien an, sondern es lehrt, daß mit ihm, dem Christenthum, die höchste intensive Entwickelung ein für allemal gegeben ist. Nur eine extensive Entwickelung wird noch verkündet, es wird Ein Hirt und Eine Heerde seyn, die Wahrheiten des Christenthums werden nicht bloß von einigen, sondern von allen Individuen erkannt werden. Und das ist auch ein Fortschreiten, nur anderer Art. Ein Fortschreiten nehmlich aus dem Allgemeinen in's Besondere, ein Zerspalten der Idee in einzelne Individualitäten. Umgekehrt ist bei jenem Fortschreiten der Philosophen (ich sage es Dir noch in dieser Allgemeinheit und auf deine Gefahr) ein Verschmelzen der Individualitäten in's Allgemeine; daher Fichte sehr richtig in seiner vorhin erwähnten ersten Rede ankündigt, daß weil irgendwo, in irgend einem Lande oder Volke, der dritte Hauptabschnitt der gesammten Weltzeit abgelaufen, damit nun auch der ganze Abschnitt beendiget sey, und ein neuer anfangen werde."

Heinrich schwieg. Ich sagte jetzt: Ich sehe nur nicht ein, warum aus der Annahme eines Fortschreitens der Menschheit im Allgemeinen das folgen müßte, was einige Denker daraus gefolgert haben. Dar-

über, ob dies Gefolgerte pantheistisch sey oder nicht, will ich gar nicht mit Dir streiten, noch auch darüber, ob das denn ein Unglück sey, denn hier weichen unsre Ansichten zu sehr von einander ab. Warum aber ließe sich nicht annehmen, die Mehrzahl der jetzt lebenden Individuen sey von der Vorsehung auf einen höhern Standpunkt gestellt, als die Mehrzahl der vor einem Jahrtausend Lebenden? Das kann ich mir denken, ohne daß darum ihre Individualität in etwas Allgemeinerem untergehen müßte.

„Dieses führt," erwiederte er, „auf den Begriff einer Erziehung des Menschengeschlechts. Ich gestehe Dir, daß es mir immer sehr schwer geblieben ist, mich auch in diese Vorstellung hineinzudenken. Bei allen anderen Entwickelungen organischer Wesen, die wir wahrnehmen, wo das Individuum schon hienieden gewisse Stufen durchschreitet, bleibt doch immer das Individuum dasselbe, und dann fängt der Kreislauf von vorn wieder an. Das leblose Ei des Schmetterlings wird zur Raupe, diese zur Larve, diese zum Schmetterling. Die Frucht im Leibe der Kuh ist ebenfalls nichts weiter wie eine Larve, und das Kalb steht in Hinsicht auf Intelligenz mehrere Stufen unter der Kuh. Immer aber ist eine höchste erreichbare Entwickelung des Individuums gegeben, welche stets wiederkehrt. Was

darüber hinaus liegen mag, gehört schon der übersinnlichen Welt an. Oder sind die Schmetterlinge und Rinder jetziger Zeit klüger als diejenigen, die vor tausend Jahren lebten? Du wirst einwenden, der Mensch stehe auf einem ganz andern Standpunkte. Sehr wahr, und Induktionen, wie ich sie eben machte, haben auch nur einen relativen Werth. Aber bleibt es nicht auch bei dem höher stehenden Menschen gleich schwer zu begreifen, daß, während die früher geschaffenen Individuen diesem Leben entrückt sind, ein Geschlecht vollkommnerer Individuen sich aus jenen entwickelt, um abermals einem bessern Geschlechte Platz zu machen? Und dies nicht etwa mit anderen geistigen Anlagen noch unter wesentlich anderen äußeren Verhältnissen, sondern in jeder Hinsicht ebenso gestellt als die früheren Geschlechter. Daß hier nicht von den Vortheilen die Rede ist, die Erfahrung und vermehrte Kenntnisse den späteren Geschlechtern verschaffen müssen, versteht sich. Die Schwierigkeit, sich jenes zu denken, liegt, wie mir scheint, vornehmlich darin, daß bei dieser Ansicht das Individuum abermals in den Hintergrund tritt. Es wird gewissermaßen an der früheren Welt, ohne deren größeres Verschulden, zum Vortheil der späteren ein Exempel statuirt, und viele Generationen müssen erst vergebens in Rohheit und Verkehrtheit

sich abmühen, ehe der Erfolg, nicht ihnen selbst, sondern ihren Nachkommen, zu Gute kommt. Es muß ferner angenommen werden, daß nun, um den früheren Generationen nachzuhelfen, noch eine besondere Anstalt in einem andern Leben getroffen sey; so daß durch das Anknüpfen des Menschen an das irdische Leben zu verschiedenen Zeiten von der Vorsehung ganz verschiedene Zwecke beabsichtigt worden. Hieraus folgt, wie mir scheint, wenigstens soviel, daß die Vorstellung, die sich die menschliche Vernunft von einer Entwickelung des Menschengeschlechtes aus und durch sich selbst machen kann, sehr vielen Einwürfen und Bedenken Raum giebt, und nicht geringe Schwierigkeiten übrig läßt."

Aber, erwiederte ich, findet sich denn diese Ansicht nicht auch offenbar in der Bibel? Was ist denn die ganze Offenbarungsgeschichte vor Christus anders als eine solche Anstalt zur Erziehung und Vorbereitung des Menschengeschlechts?

Heinrich versetzte: „Auf diesen Einwurf wollte ich gerade kommen, und ihn zur Vertheidigung dieser biblischen Nachrichten gebrauchen. Soviel die Erziehung des Menschengeschlechts betrifft, stimmen dieselben mit den Vorstellungen, die sich die Vernunft von der Sache machen kann, bis auf zwei Punkte, auf die ich nachher kommen werde, fast

ganz überein. Wir sehen aber an diesem Beispiel, daß Schwierigkeiten und Unbegreiflichkeiten keineswegs das Kriterium der Wahrheit oder Unwahrheit der biblischen Geschichte seyn können, wie man uns jetzt so oft glauben machen will, und daß nur zu gewöhnlich dasjenige, was man uns als einfacher und plausibler dafür bietet, um nichts besser ist, vielmehr als bloße Abstraktion noch weit mehreren Einwürfen Raum läßt, während doch die Bibel nirgends ohne allen historischen Grnnd und Boden ist. Es ist schon nicht anders mit unzähligen menschlichen Angelegenheiten. Wie räthselhaft ist nicht z. B. der Tod kleiner Kinder, und fast noch mehr die erstaunliche Verschiedenheit der Geistesgaben auch unter gleichzeitigen Menschen, und die nicht geringere Verschiedenheit der Bildung? Man wirft gewöhnlich dem Christenthume vor, es gebe keinen Aufschluß darüber, was denn aus den vielen Heiden und anderen Nichtchristen werde, wenn es sie nicht gar verdamme. Allein die Schwierigkeit, die Ansprüche eines Pescheräh und eines Claudius auszugleichen, bleibt auch ohne das Christenthum, was letztrer voraus hat, im Wesentlichen dieselbe, und man erkennt das nur nicht an, weil man dieselbe Sache bezweifelt, wenn sie vom Christenthnm gelehrt wird, und blindlings annimmt, wenn sie dem persönlichen Ge-

fühl oder einem sogenannten Nachdenken zusagt. Ja ich bin der Meinung, daß selbst vom Standpunkte der Spekulation aus die biblische Ansicht weit mehr innern Zusammenhang zeigt, als jene gewöhnliche, deren Du erwähntest. Um Dich davon zu überzeugen, mußt Du die zwei Punkte festhalten, deren ich vorhin erwähnte, worin beide Ansichten vornehmlich von einander abweichen. Der eine betrifft den Anfang, der andre das Ende der Entwickelung. Um mit letztrem anzufangen, so erklärt das Christenthum sich, wie ich schon vorhin berührte, für den äußersten Punkt der Entwickelung der Menschengeschichte hienieden. Man sollte dies nicht so auffallend finden, wie man es gewöhnlich thut. Darüber, daß das Christenthum die höchsten und reinsten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen lehre, und daß die Philosophie, im glücklichsten Falle, nur dasselbe auf anderem Wege lehren könne, ist man gewöhnlich einverstanden. Was aber das Christenthum mehr giebt, das Kapitel nehmlich aus der Geschichte der übersinnlichen Welt, das findet man anstößig und davon will man nichts wissen. Doch das ließe man wohl noch auf sich beruhen. Das hauptsächlichste Aergerniß nimmt man an der Voraussetzung des Christenthums über den Zustand des Schülers, der jenes Kapitel lernen und als

für ihn geschrieben betrachten soll. Davon nachher bei dem ersten Punkt. Ich habe noch Einiges über den zweiten zu sagen. Wenn also das Christenthum, hinsichtlich seiner Lehren von Gott und von den Pflichten des Menschen, nicht übertroffen werden kann, so würde man sich doch wohl dabei beruhigen können; es wäre denn, daß man eine Perfektibilität des Menschengeschlechts bis zu einer unbekannten Potenz annähme. Thun aber das die Philosophen? Soviel ich weiß nicht, denn sie können es nicht. Da sie alle ihre Schlußfolgerungen aus dem menschlichen Geiste und dessen Eigenschaften selbst ableiten müssen, so ist ihnen eben damit auch ein höchstes Ziel gesteckt, über das sie nicht hinaus können. Sie nehmen daher einen absoluten Kulminationspunkt des Menschen hienieden an, und dieser liegt natürlich immer in ihrem philosophischen System, wenn sie auch den Eintritt des Punktes in die Weltgeschichte noch als zukünftig darstellen. Bei Fichte z. B., und namentlich in dessen Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters, wird das ganze Erdenleben in fünf Hauptepochen eingetheilt. Wir leben in der dritten, der der vollendeten Sündhaftigkeit, die aber, als er die jetzt erschienenen Reden hielt, mithin drei Jahre später, schon abgelaufen war. Es folgen sodann noch zwei Epochen, die der

Vernunftwissenschaft und die der Vernunftkunst. Letztere ist das Zeitalter, da die Menschheit mit sicherer und unfehlbarer Hand sich selber zum getroffenen Abdrucke der Vernunft aufbauet; oder der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung, wo denn das Erdenleben sein Ende erreichen und die Menschheit die höheren Sphären der Ewigkeit betreten wird. Bei einem andern nicht minder tiefsinnigen Denker, der unsre Zeit sehr wahr ungefähr mit den Worten schildert: „der Geist zeigt sich so arm, daß er sich, wie in der Sandwüste der Wanderer nach einem einfachen Trunke Wassers, nur nach dem dürftigen Gefühle des Göttlichen überhaupt für seine Erquickung zu sehnen scheint, so daß an diesem, woran dem Geiste genügt, die Größe seines Verlustes zu ermessen ist,“ der aber die Wissenschaft hoch über die „leere Tiefe“ dieses Strebens stellt, und sogar hinzufügt, „die Philosophie müsse sich hüten, erbaulich seyn zu wollen;“ bei diesem Mann, sage ich, ist das „absolute Wissen“ der höchste Entwickelungspunkt des Geistes, welcher noch über der Religion steht. Bei so bewandten Sachen thut jeder Philosoph dasselbe, was das Christenthum ebenfalls thut, und es kommt noch darauf an, wer es besser macht, was hier zu untersuchen viel zu weit führen würde, und was man sogar wird un-

terlassen können, bis die Philosophie Anstalt gemacht hat, statt das Sondergut einiger außerordentlichen Denker zu bleiben, sich in's Leben übersetzen zu lassen: ein Verlangen, was wenigstens wohl als eine zu lösende Aufgabe gestellt werden könnte."

Mich dünkt, unterbrach ich ihn, das kann gar nicht verlangt werden. Wie könnte die Wissenschaft je populär werden? Das ist ein Widerspruch in sich selbst.

„Ich habe mich zu allgemein ausgedrückt," versetzte er. „Vielleicht giebst Du mir Recht, wenn ich genauer sage, was ich meine. Der ganze formelle Theil der Philosophie kann seiner Natur nach nie populär gemacht werden, vielmehr würde eine Philosophie gewiß seicht seyn, die in dieser Hinsicht populär wäre. Eben so wenig ist dem gemeinen Menschenverstande die Art und Weise zugänglich zu machen, wie nun ferner die höhere Philosophie zu ihren Resultaten gelangt. Sodann ist ja überhaupt nur ein Zweig der Philosophie, die Religionsphilosophie nehmlich, hier in Anschlag zu bringen, da die christliche Religion sich nicht als ein allgemeines philosophisches System betrachten läßt. Aber auf dem Standpunkt seiner Resultate sollte der Philosoph rückwärts blicken, und untersuchen, inwiefern die Wahrheit und Allgemeingültigkeit seiner Sätze sich

auf einem jedermann zugänglichen Wege noch anderweitig darthun lasse. Leicht ist das nicht, und ich will sogar zugeben, das mein Verlangen thöricht und lächerlich erscheinen mag. Aber das Christenthum ist doch eine solche in's Allgemein-verständliche übersetzte Philosophie, wenn ich mich so ausdrücken darf. Unseren Philosophen möchte freilich das dabei gebrauchte Lexikon nicht zu Gebote stehen. Und daß immer noch unübersetzbare Dinge nachbleiben, darüber liefert das Christenthum selbst den Beweis: und man sollte das nicht so auffallend finden. Ich bin überzeugt, daß zehn gleich beschaffene Köpfe die verrufene Versöhnungslehre besser werden fassen und plausibel finden können, als das „absolute Wissen" oder als die letzten Sätze der Fichtischen Wissenschaftslehre. Was würde man über Mysticismus und Dogmatismus schreien, wenn eine solche Religionsphilosophie als Religion publicirt würde! Aber man entschließt sich leichter, Dinge gläubig nachzusprechen, die von Menschen kommen, als die dem Menschen von obenher gegeben seyn sollen, und mancher, der sich mit Händen und Füßen dagegen wehrt, daß es im Christenthum Lehren geben dürfe, die er nicht fassen kann (was noch dazu großentheils an seinem bösen Willen liegt), findet sich ohne alle Umstände

stände darin, daß es in der Vernunft dieselbe Bewandniß hat, ja er bewundert die menschliche Weisheit gewöhnlich um so mehr, je weniger er sie versteht. Das liegt daran, weil die „Gottähnlichkeit" einer menschlichen Vernunft, auch einer fremden, der menschlichen Eitelkeit besser zusagt, als das Geständniß: hier hat es trotz aller Gottähnlichkeit denn doch ein Ende mit der Weisheit aus uns, und es fängt eine Weisheit außer uns an, die wir erst in uns aufnehmen oder ganz darauf verzichten müssen."

Deine Art, diese Dinge zu behandeln, sagte ich, zieht mich an, aber sie befriedigt mich nicht durchaus. Denn, lieber Kammerjunker, zugeben mußt Du doch, daß Du mehr Witz und Scharfsinn übst, als folgerechte Erörterung. Aber nun sag' mir auch, wie sich die christliche Ansicht von der Erziehung des Menschengeschlechts in Betreff des Anfangs der Entwickelung von der andern unterscheidet.

Heinrich versetzte: „Witz nannte man sonst das Vermögen Aehnlichkeiten, Scharfsinn die Fähigkeit Unterschiede aufzufinden. Ob in diesem Sinne dem Menschen nicht überhaupt mehr Witz und Scharfsinn zugetheilt worden ist, als Gabe folgerechter Erörterung, wollen wir dahingestellt seyn lassen.

„Was nun aber den Punkt des Anfangs der

Entwickelung betrifft, so läßt die Ansicht, die wir der Kürze wegen die natürliche nennen wollen, den Menschen in dem Zustande der Kindheit, mit einer Freiheit des Willens, die nicht viel mehr als Indifferenz zwischen gut und böse ist, aus der Hand des Schöpfers kommen, und nun eine Generation aus der andern unter einer Art Aufsicht der Vorsehung, über deren Gränzen man sich nicht leicht vereinbaren kann, allmählig aber immer besser und geläuterter hervorgehen. Diese Vorstellung ist jetzt bei Denen, die vom Pantheismus nichts wissen, oder sich zu demselben nicht entschließen können, die allgemein herrschende, wird es auch, bis die Offenbarung sich wieder geltend gemacht hat, gewiß bleiben, weil die jüngere Generation dabei immer obenan steht, und ihre Vorfahren meistern kann. — Die biblische Ansicht hingegen, und diese ist wesentlich auch die christliche, behauptet, der Mensch sey vollkommener und mit einer höheren Freiheit erschaffen, als er nachher geblieben sey; daher eine göttliche Erziehung und Veranstaltung zu seinem Besten nicht bezwecke, ihn allmählig seiner Bestimmung zu-, sondern ihn zu derselben zurückzuführen, damit er das wieder werde, was er eigentlich seyn sollte. Welche Ansicht nun der Geschichte, und dem wahren Zustande des Menschen, wie er denselben bei unbefangenem Nachden-

ken über sich selbst entdeckt, am gemäßesten sey, danach wird jetzt weniger gefragt, als danach, welche der Vernunft angemessener sey. Man übersieht dabei aber, daß es auf Letzteres nicht ankommt, sobald de facto nachgewiesen werden kann, daß die Sachen eben nicht so geblieben sind, wie sie ursprünglich hätten seyn sollen. Die Frage kann so wenig auf dem Wege der Spekulation beantwortet werden, als z. B. die Frage, ob es regne oder nicht. Wenn der Bauer sein Korn einfahren will, so findet er es höchst unvernünftig, daß es regnet, und nur der Umstand, daß der Regen in seine augenblickliche sinnliche Wahrnehmung fällt, hält ihn ab, zu beweisen, es regne nicht. Dies Verhältniß ist nun dem Menschen, der seine vermeintliche Würde dadurch gekränkt fühlt, höchst unangenehm, und es läßt sich gar nicht darüber reden. Hält man jemanden vor, daß außer den Nachrichten in der heiligen Schrift, die Tradition aller Völker einen ursprünglich seligern, unschuldigern Zustand des Menschengeschlechts, ein goldenes Zeitalter u. dergl. verkündige, und daß dies jene Nachrichten bestätige, so antwortet der Mann: der ungebildete Mensch kommt, um den Ursprung des Bösen zu erklären, überall auf dieselben, seiner Phantasie zusagenden, die Wichtigkeit seiner Person hervorhebenden Vor-

stellungen. Erinnert man daran, daß der Mensch, sich selbst überlassen, stets im Zustande der Barbarei und Wildheit bleibe, ja diesen Zustand dem der Kultur wohl gar vorziehe, wie dafür noch jetzt die Südseeinseln und Amerika so viele Beweise liefer- ten, so wird versetzt: es ist ein Zirkelschluß anzunehmen, die kultivirten Völker hätten ihre Weisheit nicht aus sich selbst. Ersucht man jemanden, in sein Inneres zu blicken, so antwortet er: wie kann von einer solchen Ohnmachtslehre überall noch die Rede seyn. Spricht man von Sünde, so wird erwiedert: nein, die abscheuliche Lehre von der Erbsünde widerspricht der gesunden Vernunft. Und so weiter. Man läugnet die Sünde so wie den Teufel, und zu verwundern ist nur, daß man nicht auch den Tod läugnet, der mit jenen Beiden doch nahe verwandt ist. Man muß sich geduldig darin finden, und von der Zukunft hoffen, daß es anders damit werde. Sollten diese Leute auf andre Weise **denken**, so müßten sie vor Allem vorher etwas **Anderes werden**, sagt Fichte sehr schön. Es ist eben so schwer, einen Kranken, der sich gesund fühlt, von seiner Krankheit zu überzeugen, als einen eingebildeten Kranken von seiner Gesundheit. Und da Christus selbst verkündet, er sey nicht für die Gesunden gekommen, sondern für die Kranken, so könnte man

das Christenthum, so wie er es gelehrt, auch wohl nur als für Kranke eingerichtet betrachten, und anderen Leuten, die sich gesund fühlen, ruhig verstatten, dasselbe von einem „höheren Standpunkte" anzusehen; falls es nehmlich möglich wäre, bei dieser Bescheidenheit alle Ironie zu unterdrücken."

Aber, antwortete ich, wenn ihr nun eingebildete Kranke wäret? Du redest da von Kranken, die sich einbilden, gesund zu seyn; ich kehre den Satz um.

„In dieser Hinsicht giebt es in der sittlichen Welt keine eingebildete Krankheiten," sagte Heinrich ernsthaft; „oder ist Gewissenhaftigkeit und Selbstprüfung eine Art Hypochondrie? Kann die Zartheit des Gewissens auch übertrieben werden, gleichwie die Zartheit der Empfindung? Aber noch eins laß mich hinzusetzen. So groß ist gleichwohl die Wahrheit dieser wichtigsten unter allen Nachrichten der heiligen Schrift, daß sie sich den wirklich tiefen Denkern, auch wenn sie von aller Annahme einer Offenbarung im engern und eigentlichen Sinne abgehen, wieder aufdringt. Ich will bei Fichte stehen bleiben. Seine fünf Abschnitte des Erdenlebens der Menschheit sind im höchsten Grade merkwürdig. Der erste ist der der unbedingten Herrschaft der Vernunft durch den Instinkt: der Stand der

Unschuld des Menschengeschlechts. Im zweiten verwandelt sich der Vernunftinstinkt in eine äußerlich zwingende Autorität; das Zeitalter positiver Lehr- und Lebenssysteme, die nirgends zurückgehen bis auf die letzten Gründe, und deswegen nicht zu überzeugen vermögen, dagegen aber zu zwingen begehren, und blinden Glauben, und unbedingten Gehorsam fordern, oder der Stand der anhebenden Sünde, tritt ein. Nun folgt die dritte Epoche, wo sich die Menschheit unmittelbar von der gebietenden Autorität, mittelbar von der Botmäßigkeit des Vernunftinstinktes und der Vernunft überhaupt losmacht: der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit. An diese schließt sich, als vierter Abschnitt, an: die Epoche der Vernunftwissenschaft, wo die Wahrheit als das höchste anerkannt und am höchsten geliebt wird, der Stand der anhebenden Rechtfertigung. Endlich die letzte Epoche, die ich schon oben beschrieb, ist die der Vernunftkunst, oder der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung. Der gesammte Weg, den die Menschheit hienieden macht, ist nichts anderes als ein Zurückgehen zu dem Punkte, auf welchem sie gleich anfangs stand; nur soll die Menschheit diesen Weg (und hic haeret aqua) auf ihren eignen Füßen gehen, und mit eig-

ner Kraft sich wieder zu dem machen, was sie ohne alles ihr Zuthun gewesen. Du siehst, die erste Epoche entspricht dem Stande der Unschuld der ersten Menschen. Die zweite der Herrschaft des Gesetzes. Die dritte fällt in der biblischen Ansicht theils mit dieser zweiten zusammen, theils geht sie ihr vorauf und führt sie herbei. Auf die dritte Epoche aber folgt auch gleich die letzte, und diese zum Gemeingut aller Menschen zu machen, ist die Aufgabe der übrigen Erdenzeit. Die vierte Epoche zeigt sich nach der biblischen Ansicht nicht als ein äußerlich erkennbarer Zeitabschnitt, sondern sie geht nur in jedem Einzelnen dem Eintritt der letzten Epoche voraus. Wir gehen also mit diesem Denker von einem Standpunkte aus und kehren mit ihm nach demselben Standpunkte zurück. Nur unsre Wege sind verschieden. Er wandelt einsam und auf sich selbst hingewiesen; wie ein kühner Schiffer durchschneidet er den Ozean, ohne andre Leitung als die seines Kompasses. Wir hingegen wandeln im Reiche der Gnade, umschwebt von unsichtbaren aber schützenden Engeln, voran wehet die Oriflamme des Kreuzes, und Gott selbst verschmäht es nicht, unser Wegweiser zu seyn und die Leuchte unsrer Füße und dem Strauchelnden Stab und Stecken. Und doch ist der Weg so weit und so mühevoll, und so mancher weicht ab von

demselben. Wie will es da dem einsamen Wandrer ergehen? Ist schon einer von diesen am Ziel angelangt?

„Ja, wir leben im Reiche der Gnade, und das Erdenleben erreicht nicht seine Endschaft mit dessen Eintritt, sondern es soll sich mit demselben innig verbinden, und so jeder Einzelne, gleichviel in welchen ferneren Abschnitten der Zeit, schon hienieden wieder in den Stand der Unschuld zurückkehren. So erhält schon das Erdenleben eine ganz andere und höhere Würde und Bedeutung. Gott hat auch keine Epoche vollendeter Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts zugelassen, sondern als sie eintrat, hat er dasselbe vertilgt, und was er für Wege mit diesen seinen Geschöpfen mag gegangen seyn, ist für uns in Räthsel gehüllt. Wie kann die vollendete Sündhaftigkeit einer Generation in einer anderen, die von jener ihre Erziehung bekommt, zur erhebenden Rechtfertigung sich umgestalten aus eigner Kraft und aus eignem Willen?"

Ich hatte noch Vieles zu erwiedern, aber wir sahen eine Gesellschaft sich nähern. Es waren Miranda, ihre Mutter und Schwester, die Tante und der Magister. Ich begrüßte sie. Der Mutter schien

das Zusammentreffen nicht befremdlich zu seyn. Sie erneuerte Heinrichs Bekanntschaft und schien ihm gewogen. Indem ich ihn vorstellte, bemerkte ich, daß er mich sehr ernsthaft ansahe; ich konnte doch, so klein die Falschheit auch war, seinen geraden Blick nicht ertragen, ohne zu einem Lächeln meine Zuflucht zu nehmen. Er war zu fein, seinen Verdruß merken zu lassen. Die Mutter unterhielt sich fast nur mit ihm, die Tante und der Magister nahmen sich der Küche an, eine Magd packte einen großen Korb mit Wein und Eßwaren aus, und Luise sagte: „Wie ich sehe, sind wir hier überflüssig; Miranda, laß uns vor dem Essen noch ein wenig in der Ruine umherklettern, Herr Berthold kann uns begleiten." — Wir gingen. Sie fuhr fort: „Ich bin eine Freundin des Romantischen und Abenteuerlichen. Ich sehe für mein Leben gern solche alte Schlösser; immer fallen mir dabei Stellen aus Ritter- und Geistergeschichten ein. Sehen Sie diesen alten Thurm. Dies war sicher das Burgverließ,

wo Molch und Unke nistet.

Und hier war die Kapelle. Wird Ihnen da nicht seltsam zu Muth? Hier müssen Sie mit Miranda vorangehen. Freilich Sie ergetzen sich wohl nicht an solchen Dingen? Gewiß lesen Sie lieber Idyllen und Schäfergedichte, von romantischen Sachen viel-

leicht nur Shakspeare's Sturm? Schade daß Sie nicht Fernando heißen, so könnten Sie hier mit Miranda eine Szene aus dem Sturm aufführen. Oder haben Sie einen andern Vornamen, bei dem man sich etwas Zärtliches denken kann? Mich dünkt, man nannte Sie Karl. Die Karls sind auch im Geruche der Romanhaftigkeit." — Miranda flüsterte ihr beständig etwas zu, und ich konnte leicht wahrnehmen, daß sie um Schonung bat. Mir war diese Neckerei auch peinlich; um etwas Anderes an die Tagesordnung zu bringen, sagte ich daher: Sie haben Recht, man nannte mich Karl. Aber ich heiße eigentlich nicht so. Ja, was werden Sie sagen, wenn Sie hören, daß ich eigentlich überall keinen Vornamen habe? — „Wie ist das möglich?" — Die Veranlassung war freilich, wie mir unsre alte Margaretha erzählt hat (denn meine Eltern sprachen nie mit mir darüber, ja meiner Mutter erinnere ich mich überhaupt kaum), seltsam genug. Mein Vater heißt Johann Garlieb; dieser letzte Name ist seit langer Zeit in unsrer Familie gebräuchlich. — „Und verdient es zu seyn," rief Luise. „Garlieb, gar lieb, gar zu lieb! Allerliebst. Nächst Fernando wüßte ich keinen bessern Vornamen für Sie." — Mein Vater verlangte, ich solle seine beiden Namen erhalten; meine Mutter wollte beide verworfen

wissen, Johann sey zu gemein und Garlieb zu spieß-bürgerlich. Das letztre besonders wollte meinem Vater nicht einleuchten. Er überwarf sich — das erste und letztemal — darüber recht ernsthaft mit meiner Mutter. Meine Taufe ward, auch das schon gegen die alte Sitte und zum Verdruß meines Vaters, von einem Tage zum andern aufgeschoben, weil man immer eine Vereinigung zu bewerkstelligen hoffte. „Es kamen Vettern, guckten Tanten," aber umsonst. Nach vierzehn Tagen erklärte mein Vater sich bereit, von beiden Namen einen abzulassen, und die Wahl des andern meiner Mutter anheim zu stellen, vorausgesetzt jedoch, daß der andre im Kalender stehe. Meine Mutter wollte durchaus, ich solle Richard Raimund getauft werden; und wenn sie auch ein Uebriges thun wollte, sagte sie, und einen Namen fahren lassen, wie würde sich Richard Johann oder Raimund Johann, oder Richard Garlieb, oder Raimund Garlieb ausnehmen? — Auf jeden Fall Johann Richard und Johann Raimund, oder Garlieb Richard, und Garlieb Raimund, versetzte mein Vater. Ich habe gegen den Namen Richard soviel nicht einzuwenden, nur muß der meinige billig vorangehen. — Es geht nicht, lieber Mann, sagte meine Mutter, Du fühlst es selbst, es geht weder so noch so. — Da ward mein Vater aufgebracht, und versicherte auf seinen Bürger-

eid: wenn sein Sohn nicht Johann oder Garlieb heißen solle, so lasse er mich ohne Vornamen taufen, die Stadt möge davon denken was sie wolle. Meine Mutter ließ es darauf ankommen; aber nach acht Tagen kam mein Vater eines Morgens zu ihr, legte die Uhr auf den Tisch, und betheuerte, wenn sie in einer Stunde nicht andres Sinnes werde, so halte er sein Wort. Damit ging er weg. Meine Mutter blieb fest. — „Das wäre ich auch geblieben," sagte Luise. — Mein Vater kam wieder, und kündigte an, daß sie es nicht anders gewollt habe. Nun hätte sie gern nachgegeben — „Das meint Ihr Vater," fiel Luise ein. — Aber der Bürgereid stand entgegen. Die Geistlichkeit fand die Sache zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unzulässig; und so ward ich auf meinen Zunamen getauft. Mein Vater nannte mich, denn das war nicht gegen den Bürgereid, Johann, meine Mutter Raimund. Eines Tages kam mein mütterlicher Großvater, der nicht in der Stadt wohnte, zum Besuch; er hieß Johann Karl mit Vornamen. Als dieser das Unwesen erfuhr, ward er sehr aufgebracht, und ließ nicht eher nach, bis ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem mir die Namen Johann Karl beigelegt, dies im Kirchenbuche bemerkt, und ich für gewöhnlich Karl genannt ward. Mein Vater bekam

auf diese Art seinen Willen, daß ich Johann heißen, und meine Mutter den ihrigen, daß ich nicht so genannt werden solle. — „Pfui," sagte Luise, „schämen Sie Sich denn gar nicht, Sich so über Ihre Eltern lustig zu machen? Und besonders über Ihre Mutter, die todt ist?" — Ich kann Ihnen betheuern, antwortete ich, daß man mir die Sache wörtlich so erzählt hat. Und inwiefern erscheint meine Mutter dabei lächerlich? Sie thut weiter nichts, als was jede Andre, und Sie selbst, wie Sie ja vorhin sagten, an ihrer Stelle gethan haben würden. — „Das wird immer schöner. Nun dürften Sie nur noch mit einem Gemeinspruch über unser Geschlecht schließen." — Und wenn ich das thäte? — „So würden Sie meinen und Miranda's, hören Sie wohl, Miranda's ganzen Zorn auf Sich laden; denn alle Gemeinsprüche über das weibliche Geschlecht sind uns ganz zuwider, und werden höchstens alten Junggesellen und Magistern zu Gute gehalten." — Aber es giebt ja auch so viele gute. — „Gut oder böse, einer ist so schlimm wie der andre, ich mag keinen." — Ich sehe doch keinen Grund — „Nun, ich will Ihnen den Gefallen thun, Sie einen Gemeinspruch zu lehren, den Sie gewiß noch nicht kennen: ein Mädchen hat keine Gründe, und hat die Freiheit, ohne Gründe gegen

alle männlichen Gründe Recht zu behalten. Haben Sie etwas dagegen?" — Nein, da muß ich mich wohl bescheiden. — „So ist es recht, und daran nimm Dir ein Exempel, Schwester. Uebrigens verdienen Sie für Ihre Geschichte bestraft zu werden. Die beste Strafe wäre, wenn ich nun die ganze Zeit die dritte Person hier spielte, aber so unbarmherzig will ich nicht seyn, weil die unschuldige Seele da darunter leiden würde. Diesmal sollen Sie so davon kommen. Ich gehe, und will dort unter den Bäumen meinen Gedanken nachhängen. Und weil ich vermuthen kann, daß Ihnen beiden die Zeit sehr lang werden wird, so will ich Sie bald erlösen, wenn nur die Tante mit den Gläsern klingt; Sie möchten das nicht hören können."

Sie ging. Wir setzten uns auf einen schattigen Platz hinter dem großen Thurm, wo man durch eine Schießscharte über den Wald weit hinab in das Land sieht. Erst bitte ich um einen Kuß, sagte ich, als Miranda den Platz bewundern wollte; wie lange sind wir nicht zusammen allein gewesen? es ist eine Ewigkeit. Du bist doch nun ganz versöhnt? Unter vier Augen habe ich darüber noch keine Versicherung erhalten. — „Ich bin es," versetzte sie, „aber nun sey auch bescheiden." — Das will ich seyn, aber laß mir die Freude, das Köstlichste, was

die Welt für mich hat, die ganze Welt, in meinen Armen zu halten. — „Aber Luise belauscht uns ganz gewiß.“ — Sie wand sich los; ich sagte: Unmöglich! Würdest Du das thun, Miranda? — Sie ward roth: „Wenn ich ganz aufrichtig seyn soll, das ist eine Gewissensfrage. Aber ich irre mich bestimmt nicht, Luise belauscht uns. Ich bin davon so überzeugt, daß,“ setzte sie leiser hinzu, „ich wetten will, sie bringt nachher in der Gesellschaft Worte an, die wir gesprochen haben.“ — Aber wie kann sie das thun? rief ich. Ich würde mich zu Tode schämen vor mir selbst, aber in kleinen Dingen seyd ihr Mädchen nicht gewissenhaft. — „Sieh' Freund, wir nicht in kleinen, ihr nicht in großen. Ihr duellirt euch, ihr prügelt Leute, ihr verhöhnt Andere, weil sie nicht soviel Verstand haben; o schweig' nur stille, ganz stille! Die Gemeinsprüche über euch sind von andrer Art; über uns lacht man, aber ihr kostet Thränen.“ — Nein, Miranda, ich will Dich keine Thränen kosten, kein Wölkchen von Betrübniß soll den Himmel deiner schönen Stirne verdunkeln. — „Das versprachst Du schon in deinem ersten Briefe, und brachst das Versprechen in demselben Augenblick; versprich nicht, was Du nicht halten kannst. Ja, darf ich es gestehen? eben jetzt. — Die Geschichte von deiner Taufe hat mich ver-

drossen, geschmerzt; Du hättest sie nicht erzählen sollen, wenigstens so nicht; Luise fühlte das so gut wie ich, was Du wohl nicht bemerkt hast. Gott, wer Dich nicht recht kennte, und auf Dich vertraute, der könnte in solchen Augenblicken an der Güte deines Herzens irre werden! Ich weiß ja, daß Du es nicht böse meinst; aber andre Menschen! Der Gedanke kränkt mich, daß so Viele dich so leicht verkennen müssen. Ich möchte Allen sagen: glaubt ihm nicht, er ist viel besser, als er sich macht; und wo ich das nicht kann, da drückt mich dieser Spott, der doch so oft Dinge trifft, die Dir heilig seyn sollten, wie eben deine Mutter." — Du liebst mich so; Miranda! wenn ich nur etwas dafür thun könnte, etwas kämpfen und durchsetzen für alle diese Seligkeit! Ich kann einmal nichts recht mein nennen, was ich nicht erworben habe. — „Du antwortest nicht auf das, wovon ich eigentlich sprach. Aber warum willst Du kämpfen und nach außen wirken, und nicht lieber gegen Dich selbst? Bezwinge Dich selbst, deinen Hang zum Zorn, deine Lust zu spotten, dann erwirbst Du mich, freilich nicht von mir, denn ich gehöre mir nicht mehr an, aber von Dir selbst, von meiner Mutter." — Ich will Dir antworten, Miranda. Die Lust zum Spotten, wie Du es nennst, kann ich nicht ablegen, ohne

eine Art Selbstmord zu begehen. Es ist das nur eine Art poetischer Lizenz bei mir, so wie andre Leute empfindsam sind. Irgend eine poetische Ader hat doch jeder, wenn auch grade keine Pulsader; und eine satyrische Ader ist so gut eine poetische, als eine lyrische oder sonstige. Wenn Du nur nicht zweifelst an meinem Herzen, so laß die Welt denken was sie will! Welcher Mann das Urtheil der Welt nicht verachten kann, den verachtet am Ende die Welt. — „Ja, Karl, man muß es verachten können, wenn es darauf ankommt; aber es muthwillig hintanzusetzen, ist das löblich?“ — Miranda, ich gehe meinen Weg, weil meine Weise so ist und nicht anders, und weil ich das Bewußtseyn habe, dies Wesen sey nicht übel an sich, es mag scheinen wie es will. Ich habe auch meine Gebrechen, das fühle ich, aber es muß mit mir in mir selbst besser werden, oder ich betröge mich selbst. Laß mir diese Art zu seyn, die wenigstens, das wirst Du zugeben, sich selbst nicht mehr schont als Andere. — „Ich glaube Dir, aber ich gestehe frei, daß ich dies nicht fassen kann. Ich begreife indeß so Vieles nicht an Dir, so wie es einzeln ist; aber sehe ich Dich ganz, so bist Du gut, und Du stehst wohl viel höher als ich, — ach, ich würde Dich auch lieben müssen, wenn Du schlecht wärest. Aber was

sagst Du zum Zorn?“ — Dazu habe ich nichts zu sagen, als daß ich mich nie über Kleinigkeiten erzürne, und meinen Zorn auch nie bereue, denn ich zürne nur, wenn ich Widerstand finde; indeß will ich Dir versprechen, daß ich sanfter werden will. Aber wie ernsthaft wir geworden sind! — „Ich bin viel ernsthafter, seit ich Dich habe, und ich werde es meist, wenn ich recht glücklich bin; es ist mir ein seltsam Gefühl, wenn ich hier hinab in das Thal und auf ferne Berge und Wälder sehe, auf Plätze, wo ich nie gewesen bin, und wo es vielleicht ganz anders und ganz neu ist, — wenn ich da so denke, daß ich mich ja gar nicht mehr dahin und dorthin zu wünschen brauche, daß ich in Dir alle Wünsche habe, und alle Sehnsucht vorbei ist; — ich war es so gewohnt, mich halb träumend nach Dir zu sehnen, und diese kindischen Gefühle sind mir so lieb geworden, daß ich mich in das Glück manchmal kaum finden kann; da werde ich wehmüthig und ernst und begreife mich selbst nicht.“ — Aber ich begreife Dich, rief ich, und liebe Dich unaussprechlich!

In diesem Augenblicke kam Luise und rief uns zum Essen. Das alberne Essen! Es ist die inhumanste von allen unseren Bestialitäten.

Indeß kamen wir unter Scherzen bei der Ge-

sellschaft an. Heinrich konnte während der Mahlzeit zu meiner Verwunderung seinen mir unbegreiflichen Ernst nicht ganz verscheuchen „Denken Sie nur, liebe Mutter," sagte Luise, „was Herr Berthold für ein Mensch ist. Erstlich hat er gar keinen Taufnamen. Zweitens hat er behauptet, die Frauen möchten nichts lieber als widersprechen, und machten sich kein Gewissen daraus, ein Paar Leute, die etwa gern allein seyn wollten, zu belauschen. Zur Strafe aber haben wir ihn allein gelassen, ganz allein, er hat die ganze Zeit unter einem Baum sitzen müssen, und sich an der schönen Aussicht ergetzt, während Miranda und ich Alles besehen haben." — „Ei, Herr Berthold," sagte die Mutter darauf, „dann ist es Ihnen ja schlimm ergangen," — sie schien es nicht zu glauben. — „Wir können uns nicht beklagen. Herr von Dannau hat uns auf das Angenehmste unterhalten." — Sie schien mir mehreremal auf ihre Weise zu verstehen geben zu wollen, Heinrich sey viel artiger und liebenswürdiger als ich, und müsse von mir zum Muster genommen werden. Ich konnte das unangenehme Gefühl, das mich früher bei einem ähnlichen Anlasse ergriffen hatte, nicht ganz unterdrücken. Von dem vorigen Glück blieb mir nichts übrig, als das stumme Gespräch mit Miranda. Wir brachten es

so weit darin, daß Vieles gewiß selbst Luisen entging. Halb in dieser Hinsicht, halb aus einem innern Vergnügen daran, that ich Alles, was Miranda that. Sie aß von diesem und ließ jenes stehen, ich ebenso. Sie trank, ich mit eben soviel Zügen. Wovon sie sprach, davon sprach auch ich, und meine Augen nahmen dieselbe Richtung wie die ihrigen. Mir ward klar, daß die guten stummen Thiere den Menschen nachahmen, weil sie ihn lieben, und daß auch dieser Trieb aus tiefen Naturgesetzen entspringt.

So vergingen die Stunden fast so schnell wie die Minuten, da ich mit Miranda allein gewesen war. Beide Mädchen waren heiter und wetteiferten in absichtsloser Liebenswürdigkeit, aber Miranda war verklärt durch die Liebe, weicher und inniger; überall hat sie wohl mehr Gemüth als Luise.

Nur zu bald mußte an den Aufbruch gedacht werden. Der Wagen hielt unten, die Damen wollten erst am Fuß des Berges einsteigen. Ich führte die Mutter und an den andern Arm hing sich mir Miranda an, weil es gar zu steil sey. Wie bemühte ich mich nun, fest und sicher zu gehen; sie strauchelte einmal, ich hätte vor Schreck beinahe die Mutter losgelassen.

Als wir allein waren, fragte mich Heinrich,

ob ich gewußt habe, daß diese Gesellschaft hier seyn werde. Ich bejahte es. „Und so konntest Du mich hintergehen?“ rief er. „Das war doch unredlich.“ — Ich war bestürzt über dies Wort, welches mir hart schien: So ernsthaft, sagte ich, nimmst Du mein bloßes Verschweigen dieser Kleinigkeit? — Heinrich versetzte: „Du wußtest, daß ich“ — er stockte — „daß ich erwartete, hier mit Dir allein zu seyn, denn ich habe ausdrücklich davon gesprochen. Du hast mich auch ohne meine Genehmigung als Mittel für deine Zwecke gebraucht, denn Du konntest hier nicht füglich allein erscheinen. Ist es nicht so?“ — Du nimmst es sehr hoch auf, versetzte ich. — „Das nicht, Freund; aber wenn Du so auf andrer Leute Unkosten liebst, so wirst Du am Ende auch deine Braut auf ihre eigne Unkosten lieben. Das ist Alles, was ich Dir sagen wollte.“ — Und das ist genug, und mehr als ich hören will und zu hören brauche. — „Wer soll Dir denn seine Meinung sagen, als der ältere Freund?“ — Mit deinem Alter! Ich muß es recht oft hören, daß Du drei oder vier Jahre älter bist! — „In unseren Jahren macht das auch viel aus. Glaub' mir, einen ältern Freund kann jedermann brauchen. Du hast es ja sonst immer geduldig hingenommen, wenn ich Dich ein wenig hofmeisterte;

und nun, wo ich mich mit Recht beklagen kann, willst Du mich nicht hören?" — Ueber mein Verhältniß zu Miranda will ich nichts hören; so weit gehen selbst die Rechte der Freundschaft nicht.

Er schwieg, und wir kamen in ganz andrer Stimmung zu Hause an, als wir es am Morgen verlassen hatten.

Neuntes Kapitel.

Den 29. August.

Ich habe mir heut überlegt, daß ich Heinrich gestern doch wohl Unrecht that. Zwar hätte er mir den Grund sagen mögen, weswegen er die Familie nicht sehen will, zumal da dieser Grund mir räthselhaft ist, und mich auf allerhand Vermuthungen bringt. Aber ich vergaß mich doch. Soll ich ihn nun um Verzeihung bitten? Das ist eine schwere Aufgabe; überhaupt, wenn ich nur meinem Gefühl folgen wollte, so ist mir's, als habe ich nicht Unrecht gethan, sondern gelitten.

Am Ende habe ich ihm ein Paar freundliche Worte gesagt, und er hat sie sehr gut aufgenommen. Und nun will ich auch suchen, das unangenehme Gefühl, daß ich ihm Unrecht gethan habe, zu unterdrücken. Es tritt noch immer störend zwischen uns. Ich möchte lieber selbst der beleidigte Theil seyn.

Den 30. August.

Wie ich heut Abend über den Wall ging, hörte ich in der Churenglischen Laube reden. Ich stieg

ganz leise hinunter, es war Miranda mit Luise. Luise sagte: Wenn wir sie Beide hier hätten, und die Mutter sitzt oben ganz ruhig, es wäre köstlich!" — Da haben Sie den einen, rief ich, trat näher, und küßte leise die, welche ich von den beiden weißgekleideten Mädchen für Miranda hielt. Aber es war Luise, sie wand sich schnell los und sagte: „Ist das ein Liebhaber? Gleich geben Sie Miranda einen Kuß." — Ich bin nicht so unschuldig dabei, als Sie glauben, fiel ich ein; Miranda nimmt mir das nicht übel? — „Für diesmal will ich es verzeihen." — „Nun setzen Sie Sich geschwind zwischen uns," sagte Luise; „diesmal muß ich schon bei Ihnen bleiben, sonst merkt die Mutter etwas." — „Wissen Sie schon die neueste Neuigkeit?" sagte Miranda. „In einigen Tagen kommt Herr Volland aus Kassel, und dann reisen wir in acht Tagen. Herr Volland hat unerwartet wieder Geschäfte in Kassel bekommen." — Mag er doch, dachte ich, und die Erinnerung an ihn ward mir um so verdrießlicher, weil sich nun an seine Erwähnung die Nachricht des nahen Abschiedes anschloß. — So schnell wollen Sie reisen? Damit wäre es vorbei, mit armseligen drei Wochen; doch armselig darf ich nicht sagen ohne zu lästern, mit drei Wochen soll ich aus Eden gejagt werden? — „Sie

sind wirklich Beide zu bedauern," neckte Luise. „Sie haben kaum einmal den Vollmond zusammen betrachten können; den nächsten hätten wir noch abwarten sollen." — „Du Spötterin," versetzte Miranda, „ich wünsche Dir das nächstemal, wo Du ihn mit Volland begucken willst, eine Mondfinsterniß. Nicht wahr, Herr Berthold, das war in Ihrer Manier gesprochen?" — Ich lehnte es ab, indem ich den Einfall lobte; aber Luise sagte eifrig: „Sagen Sie nur ja, und recht von Herzen ja." — Das will ich schon thun, flüsterte ich Miranden zu, wenn einst der rechte Mann danach fragt. — „Denn," fuhr Luise fort, „wenigstens was die Bosheit anbetrifft, fängt Miranda an, Ihnen ganz gleichzukommen, darüber läßt sich nicht klagen. Aber nun beichten Sie: hatten Sie das Zusammentreffen auf der Plessa vorgestern mit Miranda verabredet, oder war es zufällig? Doch was brauche ich danach zu fragen. Ihr Freund ist aber ein sonderbarer Meusch, daß er uns nicht besucht, und sich nur so am dritten Orte vor uns sehen läßt. Er ist hier lange nicht so galant wie in Wisbaden; darüber kann Miranda ein Wort mitsprechen. Vielleicht besucht er uns nicht, um Sie nicht eifersüchtig zu machen?" — Jedes dieser Worte drang mir durch Mark und Bein; es muß durchaus etwas in

Wisbaden vorgefallen seyn, was mir verborgen wird. Wie so? fragte ich. Was ist denn in Wisbaden vorgefallen? — „Ja, wenn Sie das wüßten," antwortete Luise. „Sie können Sich bei Ihrem Freunde bedanken." — Ich glaubte wahrzunehmen, daß Miranda sie anstieß; ich wollte weiter fragen, aber es kam jemand in den Garten, und wir mußten uns trennen.

Den 1. September.

Ich habe zwei ziemlich verdrießliche Tage verlebt. Zu Lindners mochte ich nicht gehen, es würde mir zu peinlich seyn, ehe ich von Miranda Aufschluß habe, was denn eigentlich mit Heinrich in Wisbaden vorgefallen ist. Frage ich ihn, so verrathe ich eine vielleicht sehr ungegründete Eifersucht, und muß mich schämen. Sonderbar aber ist doch seine Weigerung, mit mir zu Lindners zu gehen....

Ich schrieb also gestern Abend an Miranda, mit der Bitte, mir die Sache zu erklären, und heute finde ich folgende Antwort:

„Du mußt Luise nicht recht verstanden haben, mein theurer Karl, oder sie hat Dich auch necken wollen, und mehr gesagt als sie sagen konnte. Ich meine, sie sagte nur, dein Freund sey in Wisbaden sehr galant gegen uns gewesen und davon könnte

ich ein Wort mitsprechen. Weil nehmlich Damen in einem Bade ohne Begleitung von Herren immer genirt sind, so war dein Freund und sein Vater so gütig, sich unsrer anzunehmen, und wir konnten so manche Partie machen, die sonst hätte unterbleiben müssen. Volland konnte nehmlich nur acht Tage dort seyn. Eifersüchtig wirst Du doch nicht auf deinen besten Freund seyn wollen? Luise behauptet, Dn wärest es, aber ich glaube es nicht.

Die schnelle Abreise kann Dich unmöglich mehr quälen als mich. Wann werde ich Dich wiedersehen? Kömmst Du auch einmal zum Besuch nach **

(den Namen meiner Vaterstadt darf die Lesewelt nicht erfahren.)

so ist doch zu Hause Alles nicht so wie hier, und wir würden viel genirter seyn. Einen großen Trost werde ich in deinen Briefen finden. Du mußt aber sehen, daß Du die Erlaubniß mir zu schreiben kriegst, sonst sehe ich nicht ein, wie es möglich seyn wird; ich glaube, sie schlägt es nicht ab, die gute Mutter; Du scheinst jetzt doch etwas besser bei ihr angeschrieben zu seyn.

Ich habe noch etwas auf dem Herzen, lieber Berthold, und nimm es nicht übel. Ich bin sehr bange, und wenn es mir bei deinem und Vollands Charakter nicht so natürlich vorkäme, so möchte ich

sagen, es ahndet mir, daß Du Dich mit ihm nicht vertragen wirst. Denn das wäre ein großes Unglück, weil meine Mutter so sehr viel von ihm macht, wie er es vielleicht auch verdient. Liebenswürdig ist er freilich nicht, er hat etwas so Absprechendes — ertrag' es um meinetwillen, für die Du so gern etwas thun wolltest, und denke, es sey das erste.

Ich muß schließen; von unserem Schreiben weiß auch Luise nichts. Ich küsse deinen Namen, da wo theurer Karl und lieber Berthold steht, so mag er Dir meinen Kuß überbringen. Leb' wohl, einziger Mann meines Herzens.

Deine Miranda L."

Damit muß ich denn wohl zufrieden seyn. Ich merke aber, daß diese Luise außerordentlich scharfsichtig ist, und meine geheimsten Gedanken errathen kann. Mit ihrer Eifersucht! Aber sie hat im Grunde Recht, und ich lache mich selbst aus.

Den 2. September.

Ich machte heut einen Besuch bei Lindners. Als Miranda einen Augenblick das Zimmer verließ, besah ich ihre Arbeit. Es war ein Geldbeutel von rother Seide mit Silber durchwirkt, ein silbernes C und ein M verschlungen, in einem Myrthenkranz.

Also für mich! Als die Mutter kam, hatte Luise die Arbeit weggesteckt. Ich, als ein verzogener und glücklicher Liebhaber, habe noch an kein Geschenk gedacht. Noch heute will ich einen Ring bestellen. Wenn sie mir zum Tausch den Ring von ihrem Vater giebt, der mir so manche Sorge gemacht hat, will ich ihn so schnell an meinen Finger stekken, daß die köstlichste Wärme ihrer Hand, gleichsam ein zarter Theil ihres Selbst, in mich übergeht, und wie durch eine symbolische Tradition mein Eigenthum unbezweifelt, unbestritten und unwiderruflich wird.

Den 4. September.

Ich war auf heute zum Essen eingeladen. Volland war da, und ganz höflich. Des Vorfalls mit meiner Arrestation ward nicht erwähnt. In Streit kamen wir doch. Es war die Rede von seiner gehofften Anstellung in Kassel. Er selbst fand es traurig, der aufgedrungenen Regierung dienen zu müssen. Ich sagte, unter keiner Bedingung würde ich mich dazu verstehen, und setzte auseinander, daß wenn jeder brave Mann so dächte, die Franzosen es viel schwerer in Deutschland haben würden. Volland dagegen behauptete, dann würden sie es noch ärger machen, und allerlei schlechtes Volk das

Heft in Händen bekommen. Man könne so dagegen manches Böse verhüten, manches in der Ausführung mildern, und manches Gute stiften. Ich versetzte, man werde so allmählig selbst französirt, weß Brod man esse, deß Lied singe man u. s. w. Je mehr Böses sie stiften, desto lebendiger bleibe der Haß des Volks, und der müsse genährt werden. Nachdem wir uns lange gestritten hatten, erklärte der Mann mir ganz kaltblütig, wer nicht selbst Geschäftsmann sey, könne das in der That nicht ganz beurtheilen. Das ist gewöhnlich das Letzte, womit man jüngere Gegner bequem abfertigt. Gleichsam als wäre das praktische Leben eine Erhebung, da es doch vielmehr eine Erniedrigung ist gegen das theoretische. Ich that mir Gewalt an und schwieg, wofür mich ein zärtlicher Blick von Miranda belohnte.

Nach Tische fand ich im Garten Gelegenheit, ihr den Ring zu überreichen. Sie wollte mir den von ihrem Vater nicht geben, weil ihre Mutter es bemerken würde. Und wenn sie es bemerkte? sagte ich. Einmal muß doch mit ihr offen aus der Sache geredet werden, und ich bin entschlossen, es noch vor der Abreise zu thun, gleich auf der Stelle, heut Abend, damit ich Dich endlich vor der Welt, und nicht mehr heimlich und bittweise besitzen darf. —

Miranda war ängstlich. Ich konnte ihr nicht verhehlen, daß ich mich wundre, daß sie einen Aufschub wünsche, da durch Zeit hier nichts gewonnen werde. Sie bat, ich möge nur bis morgen oder übermorgen damit anstehen, sie wolle selbst erst die Sache der Mutter entdecken, damit sie nicht durch mich zuerst etwas Bestimmtes darüber erfahre. Ich mußte mich darin fügen.

Ich bat sie, mir den Ring wenigstens auf diese Nacht zu geben, aber sie that es nur, nachdem ich feierlich versprochen, ihn morgen in einem Briefe in den hohlen Baum zu legen. Da der meinige diesem Ringe ziemlich ähnlich ist, so wird die Mutter nichts bemerken. Ich solle einen andern haben, sagte; sie diesen müsse sie behalten.

Den 5. September.

Ich fand folgendes von ihr in der Laube:

„Ach, lieber Berthold, ich habe einen schweren Stand mit meiner Mutter gehabt. Sie kam immer darauf zurück, ich würde mit Dir nicht glücklich. Daß Du mich liebtest, glaube sie selbst, aber das sey nicht genug. Es sey ganz etwas Verschiedenes, sich lieben, und mit einander leben. Das kann ich nun gar nicht begreifen. Wie kann man mit einander leben ohne sich zu lieben, und wie sich

lieben ohne mit einander zu leben? Unsre sehr lange und ernsthafte Unterredung endigte sich damit, daß meine Mutter es zufrieden war, mit Dir selbst zu sprechen, und Du bekommst morgen früh ein Billet von mir, worin ich Dir anzeige, daß sie Dich morgen Nachmittag erwartet. Sey nur recht behutsam und nachgiebig, dann kann noch Alles gut werden. Dies ist die einzige Hoffnung deines ewig treuen Mädchens

Miranda."

Den 6. September.

Das Billet ist gekommen. Gott gebe mir nicht mehr solche pro forma-Billete von Miranda. Ganz unheimlich wird mir zu Muthe bei dem „Herr Berthold" und „Sie" und „ergebenst." Hol' der Teufel den Tand. Es ist als legte man sich en habit habillé bei einer wunderschönen Prinzessin, in Gegenwart des ganzen Hofes und ein blankes Schwert in der Mitte, per procura in's Brautbette.

Abends.

Ich ward in das nehmliche Zimmer geführt, wo ich vor ungefähr drei Wochen so glücklich war, als ich mit der Tante Piquet spielte. Die Ursache,

sache, hub ich an, weshalb ich Sie um diese Unterredung gebeten habe, kann Ihnen nicht entgangen seyn. Ich liebe Ihre Tochter; ich komme, Ihnen dies zu sagen, und um Ihre Einwilligung zu bitten; ja ich darf sagen, ich komme nicht allein, denn Miranda — „Sie sind sehr rasch," versetzte sie, etwas verwundert, wie mir schien, darüber, daß ich ohne Einleitung von Glück meines Lebens und von meiner Verdienstlosigkeit gleich mit der Sache selbst hervortrat; „sind Sie denn schon mündig und Ihr eigner Herr?" — Diese Frage beschämte und verdroß mich unbeschreiblich, denn ich hatte das gar nicht bedacht. Ich weiß nicht einmal, wann bei mir zu Hause die Mündigkeit eintritt. Ich versetzte: Mein guter Vater wird gewiß nichts dagegen haben; ich mache mich anheischig, seine Einwilligung zu schaffen. Mich dünkt auch, es kommt wenig darauf an; ich werde nie treulos seyn. — Sie ließ sich nicht irre machen. „Ueberhaupt," fuhr sie fort, „sind Sie noch viel zu jung, als daß ich Ihnen eine bestimmte Antwort geben könnte. Fordern Sie meine Tochter als Mann wieder von mir, dann wird sich's finden." — Verzeihen Sie meine Raschheit, antwortete ich. Ich dachte nicht an meine Jugend, sondern nur daran, daß grade der Jüngling am wärmsten liebt und auch wohl

so geliebt wird. Darauf kommt es doch wohl hauptsächlich an, wenn man heirathen will. Es versteht sich aber, daß ich an die Heirath selbst erst in einigen Jahren denken würde, wenn meine Studien vollendet sind. — „Ich sehe wohl, daß ich Ihnen meine Meinung ganz grade heraus sagen muß Ich meine es gut mit Ihnen, noch mehr aber mit meinem Kinde, welches zum erstenmal, also mit Blindheit, liebt. Ich kann Ihren Charakter noch nicht genug beurtheilen. So wie ich Sie jetzt kenne, würde ich Ihnen meine sanfte Miranda nur mit der größten Besorgniß geben; wahrscheinlich werden Sie mit der Zeit gesetzter und sanfter, und da Sie selbst sagen, daß von einer Heirath ohnehin noch nicht die Rede seyn kann, so dringen Sie nicht weiter in mich. Sie müssen Sich selbst sagen, daß meine Absicht gut ist, da Miranda im Verhältniß zu Ihnen fast ein armes Mädchen genannt werden kann." — Ihre Besorgnisse kann ich nicht anders widerlegen, als indem ich nachgebe. Aber erlauben Sie mir die Frage, wie lange denn meine Prüfungs- und Jakobsjahre dauern sollen? Seyn Sie darin gütig; ich will mich bestreben, mich als einen hoffnungsvollen jungen Menschen zu zeigen. — „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nichts Bestimmtes versprechen kann. Wenn Sie aber in

Ihrem fünf und zwanzigsten Jahre meine Tochter noch lieben, und meine Bedenklichkeiten gehoben sind, so will ich Ihnen nichts in den Weg legen. Meine Tochter aber betrachte ich eben so wenig als gebunden." — Wenigstens darf ich doch mit Miranda in einer solchen Verbindung bleiben, daß wir uns nicht fremd werden? ich darf ihr doch schreiben und sie mir? — Sie schien sich einen Augenblick zu besinnen; ich war im Begriffe etwas zu sagen, was mich vielleicht noch um fünf Jahre zurückgesetzt hätte, als sie erwiederte: „Dagegen habe ich vor der Hand nichts, es muß aber stets von mir abhängen; auch versprechen Sie mir, daß Sie auf keine Art Miranda zu einer früheren Heirath bereden wollen. Zwar kann ich mich ganz auf ihre Folgsamkeit verlassen, aber ich muß auch von Ihrer Seite sicher seyn." — Das verspreche ich. Und somit wäre denn der Pakt von allen Seiten gehörig perfekt und in Ordnung, und nichts bleibt zu wünschen übrig, als Ihnen Nachsicht und mir Geduld. — Ich küßte ihr die Hand — „O ja, etwas noch," rief sie, „daß nehmlich Sie, mein Freund, etwas mehr erkennten, daß ich Recht habe so zu handeln wie ich thue. Und dann noch eines: Miranda mag den Ring behalten, den Sie ihr geschenkt haben, damit Sie sehen, daß ich Sie nicht

kränken will; aber sie behält ihn nur als ein Geschenk und nicht als Ring," (ich mußte hier im Stillen den Scharfsinn der Frau bewundern, welche die symbolische Natur eines Ringes so gut von seiner äußerlichen zu trennen wußte) „und giebt Ihnen keinen wieder, da von einem Verlöbniß unter Ihnen für jetzt ja nicht die Rede seyn kann." — Ich bedankte mich für diese Erlaubniß, und wollte gehen, als sie mich selbst in den Garten zu Miranda führte, wo sie uns allein ließ.

Meine Empfindungen waren sehr gemischt; Miranda verscheuchte indeß bald jede Wolke von meiner Stirne. Sie nahm Alles viel leichter als ich. „Bleibst Du nur beständig," sagte sie, „so ist es ja so gut, als ob wir vor tausend Zeugen verlobt wären; ich bin Dein! und alle die Zweifel, die meine Mutter über Dich hat, wirst Du selbst verscheuchen, davon bin ich innig überzeugt. Mir ist unendlich viel leichter ums Herz als alle die Zeit her." — Ich bleibe beständig, sagte ich, ohne Verdienst; denn Beständigkeit in Allem ist mein eigentlichstes Wesen, die Leute nennen das Halsstarrigkeit. Wäre es möglich, daß ich jemals aufhörte Dich zu lieben, so würde ich mich wieder dazu zwingen, wie zu einer schweren großen That. Aber auch Du bleibst mir treu, ich weiß das so

gewiß, als ich es von mir weiß. Nur versprich mir, daß Du stets nicht bloß deine Mutter hören willst, sondern auch mich, es möge vorfallen, was da wolle. — „Das schwöre ich Dir," versetzte Miranda, „aber es ist ganz unnöthig, denn ich liebe Dich, und das würde ich thun, wenn ich auch heute auf ewig Abschied von Dir nehmen müßte!" — Thränen verhinderten sie, mehr zu sagen; ich zog sie an mich, und was wir in Worte nicht mehr fassen konnten, sprachen wir in Küssen und seligen Thränen aus.

Es ist mir, sagte ich endlich, als wäre diese Stunde unser Abschied gewesen, und als sähe ich Dich für diesmal nicht wieder so. Sollte es seyn, so ist hier der Ring zurück, den meinigen darfst Du behalten. Aber soll ich gleich keinen Ring von Dir haben, so bitte ich doch um etwas von Dir selbst, nicht als Andenken, aber damit ich für meine Sehnsucht einen Gegenstand habe, für meine Küsse etwas, das nur Dir angehört hat; was kann es seyn als eine Locke? — „Du sollst sie haben, aber Du hast schon ein Andenken von mir, was wohl nur mit Dir selbst vergehen wird. Wie? hast Du es vergessen? In Heidelberg erinnertest Du mich selbst daran." — Wirklich war mir die Narbe ganz aus dem Gedächtniß gekommen, seit ich so glücklich

in der Gegenwart lebte. — Es ist wahr, sagte ich, das Denkmal deiner süßen Zähne. Ich streifte den Aermel auf und besah die Narbe; Miranda küßte sie, und sagte: „Wenn Du wüßtest, wieviel Thränen diese Narbe mich gekostet hat, nie würdest Du sie vergessen können. Wie viel Vorwürfe machte ich mir über die Gartenszene, da ich Dich seitdem nicht wiedersah, und erfuhr, Du seyest meinetwegen von Hause weggeschickt! Wie ängstlich mahlte ich mir deine Lage unter fremden Leuten aus, und wie öde war es um mich her. Da ahndete ich zuerst, was Liebe sey, und begriff, daß ich Dich geliebt habe. Aber nun geh', wir dürfen hier nicht zu lange mit einander plaudern?"

Den 7. September.

Miranda schickte mir heute den Geldbeutel und die Locke, mit einem Briefe, den ich mich wohl hüten werde, der schnöden Lesewelt zu Theil werden zu lassen. Es fällt mir überhaupt schwer auf's Herz, wie ich die historische Treue des Tagebuchs mit der Pflicht gegen Miranda vereinbaren soll. Mechanisch habe ich mich an dem Ab- und Einschreiben ihrer Briefe in's Tagebuch bisher erfreuet, aber ich habe seit lange kein Manuskript abgesandt, und wie kann ich ihre Briefe abdrucken lassen? Ein

Elend ist es, und den Verleger setz' ich in Verlegenheit obendrein.

Den 9. September.

Die Mutter scheint die Abreise so sehr als möglich zu beeilen; sie soll schon übermorgen vor sich gehen. Dazu ist noch allerhand Besuch bei der Churengel gekommen, so daß Miranda mir kaum ein Paar Zeilen hat schreiben können. Morgen nehme ich mein Henkersmahl dort ein.

Den 10. September.

Nach dem Essen nahm mich die Mutter noch einmal bei Seite, und bat mich um das Versprechen, wenigstens die bevorstehenden Ferien nicht in meiner Vaterstadt zuzubringen. Sie stellte mir das so vernünftig vor, daß ich das Versprechen geben mußte. Vernünftige Vorstellungen sind eine unausstehliche Einrichtung für Liebende. Die Mutter war über meine Nachgiebigkeit, die sie nicht erwartet zu haben schien, sichtlich erfreut, drückte mir die Hand, und erlaubte mir, sie morgen bis Nordheim zu begleiten, da heute die größere Gesellschaft mir kaum verstattete, mit Miranda noch ein trauliches Wort zu reden.

Den 11. September.

Der Abschied ist nun gewesen; ich bin allein, und suche mich in mir selbst zu orientiren. Es ist aber eine solche Umkehrung meines ganzen Wesens und Daseyns in diesen vier Wochen in mir erfolgt, daß ich nothwendig hier für's erste mein neuntes Kapitel schließen muß.

Zehntes Kapitel.

Den 14. September.

Drei leere Tage verträumt. Mit Heinrich ist nicht viel aufzustellen. Er studirt beständig, und will in einigen Monaten promoviren. Ich studire nun auch jura ganz ernsthaft, und will im Winter diverse von den vortrefflichsten hiesigen Vorlesungen gewissenhaft hören und nachschreiben, was man hier allgemein für besonders nützlich hält. Versuchen läßt sich das, ich habe bisher lieber selbst gelesen und geschrieben, als nachgeschrieben was Andere lesen. Vermuthlich bleibt auf dem Wege vom Kopf bis zur Hand Verschiednes hängen, was man dann profitirt; umgekehrt, wie bei dem Mahler Conti in der Emilia Galotti, wo das verloren geht, was hängen bleibt.

Den 15. September.

Wenn ich, wie jetzt, mich sammeln und besinnen will, so lese ich alte Tagebücher und Aufsätze durch. Damit versetze ich mich in eine andre Zeit, und durch Vergleichung mit der jetzigen, unter Addirung der dazwischen liegenden Begebenheiten, finde ich leicht den noch unbekannten Factor des Jetzt.

Nun habe ich da folgende

Bruchstücke aus den Handelsbüchern eines alten ***schen Pfandwucherers

gefunden, dessen Testamentsvollstrecker mein Vater war, wodurch ich vor einigen Jahren hinter die Bücher kam und auf den Auszug verfiel. Ich nenne den Mann einen Pfandwucherer nur der Bezeichnung wegen, denn ein Wucherer muß er doch nicht gewesen seyn. Den Auszug aber theile ich hier dem Publikum auszugsweise mit. Der Mann suchte bei jedem Pfande zu erfahren, was die Veranlassung der Bestellung desselben sey, und schrieb das mit größter Genauigkeit nieder; soviel zum Verständniß.

179* den 2c.

No. 1. Ein seidner Frauenoberrock; worauf geliehen — — laut Pfandschein No. — — —.

NB! hat schon vorigen Sommer bei mir Gevatter gestanden; auch schon einmal im Winter bei Moses Koppel auf vierzehn Tage. Schämte sich dazumalen vermuthlich, zu mir zu kommen. Es sitzt keine Thräne daran. Ist leichte Waare. Ein hübsches Kind, eines Pastoren Tochter vom Lande. Du lieber Gott! Hier zu Falle gekommen. Ein junger verheiratheter Mann verführte sie und ließ sie sitzen. Das Kind ward in die Kost gegeben, und von einer alten Frau, die das versteht, todt

gefüttert; die Mamsell hat jetzt einen Liebhaber, der sie unterhält, und einen andern, den sie unterhält und für den sie den Rock versetzt. Du lieber Gott! Wenn sich solche Geschöpfe verlieben, so ist kein Auskommens mit ihnen.

No. 5. Ein completer schwarzer Mannshabit, worauf geliehen — — — — laut Pfandschein No. — — —

NB! Hieran sitzen viele Thränen. Der Mann ist ein Tischler, wohnt in der Nikolaistraße, hatte sein gutes Auskommen. Da ist aber das Lotto in und außerhalb der Stadt, und der Branntwein. Du lieber Gott! Die Pastoren sagen zwar jetzt, es gebe keinen Teufel; allein ich möchte die Herren Pastoren wohl fragen, wer denn anders als der Teufel das Lotto und den Branntewein sollte aufgebracht haben? Wenn die arme Tischlerfrau mit ihres Mannes Nachtmahlshabit bei mir ankommt mit verweinten Augen und zerschlagenen Armen, und ihren „Verscheel" vor Schluchzen kaum anbringen kann, so ist mir's immer als stehe der Böse draußen vor der Thür und hohnlache. Einmal war der Mann mitgegangen, blieb draußen stehen; es war ein Sturm, daß ich vor Rauch nicht einheizen konnte, zwei Ziegel fielen mir vom Dache, worüber ich fast einen Prozeß

bekommen hätte, wenn der Herr Lt. Berthold den Mann nicht ausgelacht hätte; Abends hatten wir hohes Wasser, und es regnete, als wenn der ganze Himmel eine große Gießkanne wäre. Er blieb doch draußen stehen, der Mann, — wollte sein Geld gleich in Empfang nehmen, damit das arme Weib für sich und ihre Würmchen nichts abziehen könne. Sie klagte mir ihre Noth. Nicht einmal des Nachts Ruhe, der Mann träumt dann von lauter Ternen und Quaternen. Dem Mann mochte es zu lange dauern. Er schrie, daß Sturm und Regen dagegen sanft klangen: Nun, wird's bald? Wie lange soll ich warten? Ein Schauer überlief mich; es war, als wenn der Böse das arme Weib abholen wollte. Viel anders war es auch nicht; sie ging wie ein armer Sünder zum Hochgericht, und sagte: Mein Gott, wenn doch das Geld nur erst wieder alle wäre, dann hat man ein Paar Tage Ruhe. Lieber Gott! Es dauerte mich. Ging den andern Abend hin, und brachte ihr die Kleider wieder, und strich die Schuld (S. das Buch von Anno 179*, pag. 112.). Verspürte nachhero bald, daß ich es hätte bleiben lassen können; in acht Tagen war die Frau wieder da, der Mann hatte die Kleider gefunden und konnte das Geld wieder gebrauchen. NB. NB! Jetzt wird

nur das halbe Geld von mir darauf angeliehen, so hat doch der Teufel nur die halbe Freude.

No. 11. Eine silberne Taschenuhr, mit Pettschaft und Schlüssel und einem Band von Haaren geflochten.

NB! Gehört dem jungen N., Sohn des reichen Banquiers in der ***straße. Ein bildschöner Bursch von vierzehn Jahren. Meine Frau konnte sich nicht satt sehen an den blonden Locken und dem Gesicht wie Milch und Blut. Wollte von wegen der Verordnung, die verbietet, an Unmündige Geld auf Pfänder zu leihen, nicht daran. Da fängt der junge Herr an zu betteln und zu flehen, ich solle es doch thun. Dachte schon, den hat gewiß irgend eine schlechte Person in ihr Netz gezogen; fragte, was er denn mit dem Gelde machen wolle. Er wollte nichts sagen, worauf ich ihm zu verstehen gab, so erhalte er nichts. Nun ging es an's Beichten. Sein Vater gebe ihm nicht viel Taschengeld. Nun habe er einen armen Schulkameraden, dessen Mutter fehlten noch fünf Thaler zur Miethe, die wolle er ihr geben, und von seinem Taschengelde nach und nach abzahlen. Wind! junger Herr, sagte ich. Fängt mir der Bursch an zu weinen und will fort, besinnt sich, sagt: ich könne der Frau das Geld selbst hinbrin-

gen, nur dürfe ich nicht sagen, daß er seine Uhr darum versetzt habe. Das ging ich ein, schleppte meine alten Glieder zu der Frau, erkundigte mich vorher, ob nichts dahinter stecke, und es verhielt sich wahrhaftig Alles so, und ich mußte mich schämen vor dem Jungen. Habe ihn aber nachher zappeln lassen, und dem Vater nichts gesagt. Er hat Alles selbst abtragen müssen, denn NB! NB! man muß den Engeln im Himmel ihre Freude auch nicht verderben.

Den 17. September.

Brief von Miranda:

*** den 14. September.

„Gestern Abend sind wir hier angekommen. Wenn mein Freund früher schon einen Brief von mir erwartet hat, so hatte er Recht dazu, aber vergieb mir, daß ich nicht geschrieben habe. Es war mir nicht möglich! Die unaussprechliche Leere in meinem Kopf, seit ich Dich verließ, erstreckte sich sogar auf meine Gedanken an Dich. — Ich bin erst heute, da ich in meinem alten Zimmer, in den Umgebungen, die ich so ganz anders verließ, eine Nacht zugebracht habe, wie aus einer Betäubung erwacht, und nun lös't sich Alles in den Gedanken an Dich auf. An Dich! O Karl, ich will Dich nicht stolz

machen, aber ich bin nicht allein darum so unendlich glücklich in diesem Gedanken, weil Du mich liebst, weil ich Dich liebe, Du Süßer, Lieber und Trauter (immer fällt mir das wieder ein), nein, hauptsächlich deswegen, weil ich Dich so hoch stelle unter allen Männern, weil ich deinen festen Willen, deine Begriffe von Ehre (bis auf Eines weißt Du wohl), von Freundschaft und von Liebe so bewundere und verehre. Sieh, geliebter Freund, wie offen ich bin, Du wirst doch nicht eitel? Aber wie könnte Dich das Lob eines gewiß partheiischen Mädchens eitel machen!

Wir sind gestern Abend alle um zehn Uhr zu Bette gegangen, um uns von der Reise, die mich doch nicht sehr ermüdet hatte, recht auszuruhen. Ich wachte schon um sechs Uhr auf, und konnte und wollte nicht wieder einschlafen. Da sitze ich nun an meinem kleinen Büreau am Fenster, die Sonne scheint in einem schmalen warmen Streif so lieblich auf eine Zeichnung von deiner seligen Schwester, und ich höre beim Schreiben dem Glockenspiel vom Thurm zu; — mir wird immer so still und so heimlich bei diesem Glockenspiel, besonders wenn ein heiterer schöner Tag ist; immer überließ ich mich dann meinen kindischen Phantasieen, und Du weißt wohl, wen sie, auch schon vor der Reise nach Heidelberg,

immer zum Gegenstande hatten. Es ist mir ordentlich unangenehm, daß Du das kleine niedliche Zimmer nicht kennst, neben der ehemaligen Kinderstube, wohin Du wohl kamest. Kenne ich doch dein Zimmer auch nicht. Aber ich denke es mir desto lebhafter. Jetzt wirst Du auch schon auf seyn und in irgend einem Folianten studiren; oder Du bist bei deinem Freunde und ihr fechtet, wie Du mir sagtest, daß ihr früh Morgens zu thun pflegtet.

Von der Reise weiß ich nicht viel zu sagen. Luise, deren Hochzeit nun wieder aufgeschoben ist, weil es sich mit Vollands besserer Anstellung in die Länge zieht, war so still wie ich, und Mutter wollte auch eine Ahndung haben, daß dies ihre letzte Reise sey. So sind wir denn einsilbig genug hieher gekommen, und ich glaube, daher kam es auch, daß wir nicht das geringste Abenteuer erlebten. Nicht wahr, wenn man nicht spricht, kann Einem auch nichts Neues begegnen? Da hast Du etwas, Dich über unsre Geschwätzigkeit lustig zu machen.

Rathe aber einmal, was das Erste war, das ich gestern Abend that? Ich lief auf mein Zimmer und suchte ein altes Tagebuch aus meiner Kindheit auf; ich mußte ein's halten, was mein Vater täglich las; deswegen schrieb ich meine kleinen Geheimnisse an den Rand mit Zahlenschrift: diese Geheim-

nisse

nisse waren es, die ich wieder lesen wollte. Da habe ich so Manches wiedergefunden und halb lachend halb weinend gelesen.

Aber es wird zum Frühstück geklingelt; nachher muß ich auspacken helfen, und es giebt noch soviel zu thun, daß ich den Brief nur zumachen will, damit Du nicht noch länger zu warten brauchst. Leb' denn wohl und schreib' bald wieder. Aber ich brauche Dich nicht darum zu bitten?

Deine M. L.

N. S. Mir fällt doch ein Abenteuer ein, was mir wenigstens Angst genug gemacht hat. In Brügge hatte ich beim Waschen deinen Ring abgenommen und auf den Tisch gelegt, wo ich ihn vergaß. Wir waren gewiß schon eine Viertelstunde weg, als ich ihn vermißte. Der Postillon erbot sich ihn zu holen, aber dann wären wir den Pferden überlassen gewesen; zum Glück fiel ihm ein, sie auszuspannen, und auf dem einen hinzureiten. Ich hätte mich gern hinter ihm aufgesetzt. Er brachte den Ring glücklich wieder, und so hatte ich bloß den Schreck davon und einen kleinen Verweis. Nun mache ich den Ring beim Waschen gar nicht mehr ab."

Den 19. September.

Ich antworte folgendergestalt:

Süße Freundin!

Daß Du glücklich in *** angekommen, ist mir lieb zu vernehmen gewesen *). Ich wünschte ebenfalls dort angekommen zu seyn. Zwar graut mir vor dem bürgerlichen Leben, selbst mit Dir, und als Advokat, was ich dort werden muß, kann ich mich mir fast nicht denken. Indeß jetzt, als freier Freier, oder vielmehr als Götzendiener deiner Schönheit, als Jungfernknecht, möchte ich dort seyn und bei Dir, besonders weil deine Mutter mir die Ferienreise verboten hat; als diable boiteux möchte ich auf deinem Dache nachtwandeln, als bijou indiscret deinen Rosenringfinger umschließen und gegen die Welt zu deiner Verherrlichung aus der Schule schwatzen; ja ich könnte mich von Prospero zu einem Kaliban entmenschen lassen, um den Preis, mit Miranda allein auf einer wüsten Insel zu seyn, was am Ende eine noch so volkreiche Hansestadt für Liebende auch ist.

Nicht Redensarten sind das, Geliebte, sondern darin eingehüllte Empfindungen.

---

*) Im Manuscript steht hier der Namen der Vaterstadt Bertholds. Der Herausgeber hat ihn zu unterdrücken für gut befunden.

Ich erwache nun allmählig aus dem Rausch deiner Gegenwart, und lebe Alles nüchtern noch einmal durch. Meine Sehnsucht steigt mit dieser Nüchternheit. Ich kann mir recht wohl erklären, daß die Enthaltsamkeit einem Trinker je länger je schwerer wird. Stoße Dich nicht an dieser Vergleichung als gemein und prosaisch. Der Mensch muß sich zwar nie betrinken, aber poetisch ist gleichwohl ein Rausch; und wäre das nicht, wie könnten die poetischen phantasie- mehr als thatenreichen Deutschen auch jetzt noch diese Untugend ihrer Vorfahren beibehalten haben? In einem Klima wie in Deutschland, wo der Mensch unaufhörlich gleich einer Sumpfpflanze begossen, gleich einem Stockfisch gewässert, und gleich einem Stücke Leinewand mehr vom Winde als von der Sonne getrocknet, und von letzterer nicht sowohl erwärmt als gebleicht wird — da muß gegen die vielen unangenehmen Reize von außen von Zeit zu Zeit mit einigen angenehmen Reizen von innen, als da sind Aquavit und Rauchtabak u. s. w. entgegengewirkt und Einhalt gethan werden, damit der Deutsche eine gewisse Persönlichkeit behalte und nicht von Wind und Wetter zuletzt zu einer lebendigen Vogelscheuche ausgegerbt und mazerirt werde. So denkt wenigstens Deutschland durch die Bank, und bearbeitet sich mit Succeß innerlich.

Doch dies Alles wollte ich eigentlich gar nicht sagen. Mein Unglück aber ist, daß sobald ich Feder und Tinte in der Hand und Papier unter derselben habe, ich gleichsam auf einem Pegasus sitze, den ich nicht zu bändigen weiß, und der in lyrischem Koller mit mir durchgeht, bis die Feder so abgeschrieben ist, wie die Wäschzettelfedern einer Frau, deren Mann kaum Zeit hat, für die seinigen das Federmesser anzusetzen — — — — —

Vielmehr wollte ich Dir noch Verschiedenes sagen, z. B. daß mein Vater seines Orts (schreibt er) seiner Zeit nichts gegen unsre Heirath haben wird; auch daß ich jetzt fleißig jura studire. Wäre die Sache nicht zu trocken und zu juristisch, so möchte ich Dir aus einem von mir infortürten Pandektentitel, den die Römer unromantisch übersehen haben, über das (von mir) sogenannte weibliche Eigenthum einige auserlesene Sätze vor- und zu deiner Genehmigung antragen. Es besteht aber das weibliche Eigenthum in männlichen Herzen und wird durch Eroberung erworben, und, seltsam genug, nie durch Gewalt erhalten. Fatal ist es freilich für Schönheiten, Schönste, daß alle diese Besitzungen in partibus infidelium, nehmlich im Männerreiche, liegen. Nichts destoweniger glaube ich im Titel das Möglichste gethan zu haben. Es wird darin der

Schönheit gehuldigt, die Häßlichkeit geschont, und doch unter gewissen Bedingungen eine freie Herzensjagd verstattet, und alle Widersprüche ausgeglichen, welche bisher zwischen dem Aetherischen der Liebe und Koketterie und dem plumpen Irdischen eines bürgerlichen Eigenthums an Herzen statt fanden und welche eine Vereinigung auch der geschicktesten Hand so unmöglich zu machen schienen, als es leider jetzt meinen sehnsüchtigen Lippen ist, die deinigen zu küssen. Nach dem Titel würdest Du mir deduziren können, ich dürfe nichts dagegen haben, daß Du z. B. offenbar auch in Heinrichs Herzen einen Sattelhof, mindestens aber ein Vorwerk besitzest mit Brau-, Mühl-, Dienst- und anderem Zwang sammt sonstigen Pertinenzen, Rechten und Gerechtigkeiten ohne Zahl. . . . . .

Den 22. September.

Gestern bekam ich einen fast groben Brief vom Verleger und Nachdrucker. Ich lasse sie und den Setzer sitzen, meldeten die Männer, und sie würden mich setzen und sitzen lassen müssen, bis ich gesetzter werde und Manuskript liefere. Aehnliches sey in Leipzig schon ganz anderen Gelehrten widerfahren als mir. In dieser Noth schrieb ich wieder an

Miranda. Aus diesem Brief nehme ich nur nachfolgendes Fragment auf:

— — — — — — Mein letzter Brief ist bis auf den Umstand, daß ich darin der Lesewelt verrathen habe, aus welcher freien und Hansestadt Du und ich sind, vielleicht einer der besten, die ich je geschrieben. Ich weiß nicht, habe ich Dir gesagt oder nicht gesagt (in letzterm Falle sage ich es Dir jetzt) daß ich nicht nur ein Tagebuch halte bis zum 30. Januar künftigen Jahres (falls Gott den Tag giebt) sondern es auch drucken lassen? Da wir längst keine Ohren- und kaum überall noch eine Privatbeichte mehr haben, so entschloß ich mich zu meiner und Deutschlands Erbauung eine Weltbeichte zu erfinden und mich ihr sofort zu unterziehen. Was würde auch alles Predigen ohne Exempel geholfen haben? Ich denke, die Sache findet Beifall und Nachfolge; aber freilich wird nicht jedermann so schöne Begebenheiten und Briefe, z. B. von Dir, zu publiziren haben. Nur kann ich das doch nicht thun ohne deine Einwilligung, um die ich bitte. Bedenklich kann Dir dieser Abdruck bei verstellten Namen, und da eine Braut eigentlich keine andere Rücksichten hat als auf ihren Bräutigam, wohl nicht seyn. Uebrigens wird mir niemand die Neuheit der Erfindung streitig machen, da es nament-

lich mit Rousseau's Konfessionen eine so gar andre Bewandniß hatte, indem er sie, unter andern, erst nach seinem Tode drucken ließ. — — —

Den 24. September.

Ich kann mich von den erschütternden Stürmen dieses Tages kaum fassen. Diesen Mittag erhielt ich folgenden Brief von Sanne aus Frankfurt:

„Sag mir, alter Bursch, bist Du noch immer so jämmerlich verliebt in die schöne Hanseatin? Schön ist sie, das ist wahr. Das fand auch der Herr von Dannau, mit dem ich Dich zu meiner Verwunderung bei deiner Durchreise hier ganz freundschaftlich verkehren sah. Doch

„laß Caveto dir Rathgeber seyn"

sagt irgendwo Shakspeare. Mißdeute mir die Freundeswarnung nicht. Herr von Dannau machte ihr in Wisbaden, zwar nur im Stillen, denn es ward durch die Leute seines Vaters bekannt, daß er schon eine Braut hat, aber desto eifriger den Hof. Ich mochte Dir auf unsrer gemeinschaftlichen Reise nichts davon sagen, denn von deiner Bekanntschaft mit ihm wußte ich nichts, und wollte Dich nicht ohne Noth eifersüchtig machen. Daß die Sache aber wahr ist, kann Dir beiliegendes Billet beweisen. Ich fand es in einer Allee, und konnte es

nicht an die Adresse abliefern, weil die schöne Hanseatin schon abgereis't war, als ich ihre Wohnung erfahren hatte. Was das für ein Vorfall gewesen seyn mag, dessen das Billet erwähnt, kann ich nur vermuthen.

„Was denkst Du davon, sollte ich wohl in deiner Vaterstadt ein Unterkommen finden können? Man sagt mir, sie lassen da in Theologicis fünf gerade, den lieben Gott einen guten Mann, und den veralteten evangelischen Lehrbegriff dahingestellt seyn. Ich bin des Herumtreibens mit dem zügellosen Poeten müde und möchte wieder etwas Ordentliches anfangen. Sollte ich nicht als Kandidat auftreten können, so ließe sich doch wohl eine Frau nehmen und eine Pensionsanstalt oder Schule anlegen. Vielleicht verschaffst Du mir einige Empfehlungsbriefe an Pastoren, Professoren, Doktoren, Honoratioren und sonstige oren? Ich bin

dein treuer Freund

Wilhelm Sanne."

Eingeschlossen lag folgendes Billet von Heinrichs Hand, mit der Aufschrift: „An Demoiselle Miranda Lindner:"

„Es thut mir sehr leid, liebe Demoiselle Lindner, daß der gestrige Vorfall so sehr bekannt geworden ist. Die Schuld davon trage ich ganz allein,

da ich mich in dem Augenblicke zu sehr von meinem Gefühl hinreißen ließ. Ich bitte Sie deswegen recht sehr um Verzeihung. Um dem Gerede ein Ende zu machen, lege ich mir selbst die Strafe auf, Sie hier nicht wieder zu besuchen, da Sie ohnehin bald abreisen werden; auch meine Eltern finden dies angemessen, und empfehlen sich, wie ich, Ihrer Frau Mutter und Demoiselle Schwester angelegentlichst.

Heinrich v. Dannau.

Das ist also der christlich gesinnte Heinrich, der Freund, an den ich mit Stolz alle Liebe und Verehrung verschwendete, mit der ich gegen die gesammte übrige Welt so geizig war. Daher seine wenige Theilnahme an meiner Liebe, daher seine Scheu, mit mir zusammen in Mirandens Gesellschaft zu seyn. Ich würde noch zweifeln können, aber warum verbirgt er mir, daß er versprochen ist? Das kann doch Sanne nicht aus der Luft gegriffen haben. Nein, er verbirgt es mir, weil er sein Herz von mir gewandt hat. Und daß er Miranda zu sehen vermied, obgleich er versprochen ist, beweis't um so mehr seine Liebe zu ihr und sein böses Gewissen. Seiner abwesenden Braut we-

gen vermied er sie nicht; er hatte vielmehr einen Vorfall mit ihr, „bei dem ihn sein Gefühl zu sehr hinriß." Er war also seiner Braut ungetreu, und sollte den Freund nicht ebenso gut verrathen? Aber er scheute den anwesenden Freund.

Und Miranda? O Gott, dieser Verlust ist noch schrecklicher! Warum verbarg sie mir den Vorfall so sorgfältig, diesen Vorfall, mit dem ihre Schwester sie neckte, bei dessen Erwähnung sie mich so fein auszuforschen suchte, ob ich auch eifersüchtig sey?

Ja, ich bin es, und fühle alle Schrecknisse dieses größten Elends, das den Menschen betreffen kann.

Kaltblütig aber will ich verfahren und übermenschlich ruhig und vernünftig. Diesen Trotz will ich dem Unglück entgegensetzen.

Abends spät.

Ich komme von Heinrich. Ich fragte ihn: Hast Du eine Braut? — Er sah mich verwundert an: „Mein Gott, was ist Dir angekommen?" — Ich wiederholte ruhig meine Frage. — „Nun ja," sagte er; „ich habe eine Braut; ich habe Dir noch nichts davon gesagt." — — — Das verlange ich nicht zu wissen. Hast Du das geschrieben? (ich

reichte ihm das Billet hin). — Er schien betroffen. „Allerdings," sagte er; „aber wie kommt das Billet in deine Hände, und was willst Du überhaupt?" — An mir ist es jetzt zu fragen. Liebst Du Miranda? — Er schwieg, und sah mich groß an. Ich wiederholte auch diese Frage. — „Du bist außer Dir," sagte er. „Was ist denn vorgefallen?" — Ich will Antwort haben auf meine Frage. — „Laß Dich bedeuten, Karl, fasse Dich. Sag' mir nur, wie das Billet in deine Hände kommt, ich will Dir ja Alles aufklären." — Ausforschen willst Du mich, rief ich. Antworte nur mit einem kurzen runden Ja oder Nein auf meine Frage; das verlange ich und kann ich verlangen. — „Das geht weit," versetzte er. „Ich will aber wo möglich kälter bleiben als Du bist. Ich will Dir den Vorfall erzählen, dessen das Billet erwähnt." — Nachher, sagte ich. Jetzt will ich nichts wissen, Antwort will ich auf meine Frage. — „Und ich beantworte Dir die Frage nicht!" — Nun denn, so will ich Dir die Antwort morgen auf andre Art abfordern lassen. — „Ich schlage mich nicht mit Dir, Karl," erwiederte er mit einer Ruhe, die ich mir vergebens zu erhalten suchte; „vergiß nicht, was wir einst ausmachten: wir wollten nie als Feinde scheiden, wenn es möglich wäre, daß wir aufhörten, Freunde zu seyn.

Und wenn Du mich auch fordern ließest, die Frage beantworte ich Dir nicht, denn Du hast kein Recht, das zu verlangen.“ — Ich habe genug, sagte ich. Du hast schon geantwortet, und zwar mit Ja. Ich wollte das nur wissen. Gute Nacht. Morgen sollst Du mehr von mir hören.

Er schwieg. Ich ging.

Den 25. September.

Nach Entschlüssen über Entschlüssen in dieser wachend durchträumten Nacht, — nach qualvollem Wechsel zwischen Zorn und Wehmuth, — gelang es mir endlich diesen Morgen mich mehr zu fassen. Ich habe folgenden Scheidebrief an Heinrich gesandt:

Wir haben uns als Kinder und Jünglinge gekannt, und sind nun Männer; wenigstens bist Du es. Einen großen Theil unsres Lebens können wir gar nicht denken, ohne unaufhörlich der Eine an den Andern erinnert zu werden; ja es giebt Perioden, darin das innere Leben des Einen fast das des Andern bedingte. Und wie oft hat nicht auch dem Freunde über den Freund eine bestimmende Gewalt, selbst auf äußere Begebenheiten, beigewohnt.

Das ist nun Alles vorbei, todt, abgethan und vernichtet.

Du bist mein Freund nicht mehr; denn Du hast Geheimnisse vor mir, Geheimnisse in den wichtigsten Angelegenheiten deines und meines Lebens. Du verbirgst mir, daß Du versprochen bist. Du verbirgst mir, daß Du Miranda in Wisbaden oft gesehen, einen Vorfall mit ihr gehabt hast, der Aufsehen machte, und bei dem dein Gefühl Dich hinriß. Du wolltest sie hier nicht sehen, und machtest mir Vorwürfe, als ich, arglos und nicht ahnend, welche wichtige Gründe Du dagegen hattest, Dich in ihre Gesellschaft brachte.

Ich fühle es, ich habe nicht das Recht Dich zu fragen, ob Du sie liebst. Lieben konntest Du sie, aber Du mußtest offen seyn gegen mich. Das wäre unsrer Freundschaft angemessen gewesen, und bei Gott! ich hätte sie Dir geopfert, wenn Du es verlangt hättest. Ich mag keine halbe Freundschaft, kein aufgewärmtes Gericht von vorgestern, keine Brosamen von der Tafel des reichen Mannes, keine Liebe aus Gnade und Barmherzigkeit.

Ich will von alle dem nichts, und gebe Dir Alles zurück, was etwa noch in deinem Herzen als Nachklang aus der Jugendzeit, als poetische Reminiszenz, an Liebe für mich zusammenzustoppeln seyn möchte.

Glaube nicht, daß jener Vorfall in Wisbaden

mich bestimmt. Sey er so unschuldig wie er wolle, etwa nur eine ritterliche Galanterie, das ändert in der Sache nichts; und ich verlange nichts davon zu wissen.

Indessen mir wird es doch schwer, von Dir zu scheiden. Ich habe Dich bis auf den letzten Augenblick ganz geliebt. Ich werde auch noch einige Zeit damit fortfahren müssen. Ja, da der Tod einer Freundschaft dem Zurückziehen jedes mit dem Andern zu einem Ganzen verschmolzen gewesenen Geistestheilchens in den eignen Geist zu vergleichen ist, so verlohnt es sich der Mühe, darüber zu wachen, daß das zurückgekehrte Ich, annoch durchdrungen und gefärbt mit der Tinte des Freundes, nicht allzuschnell im übrigen Geiste sich wieder verwische, der todte Freund vielmehr, wiewohl dem Grabe anheim gefallen, in dem befreundeten Geiste noch seine vierzig Tage unter den Lebenden wandle. Deswegen schäme ich mich dieses Schmerzes keineswegs als einer Schwäche.

Berthold.

Heinrichs Antwort.

„Karl! Du hast mich schon mehrmals gemißhandelt, und diesmal mehr wie je. Und grade diesmal ist es mir am schmerzlichsten, denn ich bedürfte jetzt deines Glaubens an meine Freundschaft, um

mich in deinen Augen rechtfertigen zu können. Den hast Du nicht mehr. Mir bleibt also nichts übrig, als mich geduldig von Dir verstoßen zu lassen. Nach vierzig Tagen, wenn Du abgekühlt bist, werde ich aber anfragen, ob noch etwas von meinem Geiste in dem deinigen übrig geblieben ist, woran ein neues Leben sich anknüpfen läßt. Vielleicht wird Dir selbst die Frage dann willkommen seyn.

Nur eine Warnung noch! Bringe Dich nicht um deine Geliebte. Du hast dazu gar keinen Grund. Und eine Geliebte, wie die deinige, frägt nicht nach vierzig Tagen wieder an.

Heinrich von Dannau."

Für den guten Rath sollte ich mich wohl obendrein bedanken. Er scheint sie gut zu kennen, meine Geliebte. Ich habe ihr auch bloß Heinrichs Billet geschickt, mit den Worten:

Dieses, wie es scheint, zu seiner Zeit nicht an die Adresse gelangte Billet ist jetzt mir zugestellt worden, und ich eile es zu befördern. Schwerlich kann ich dies Billet so wie Luisen mißverstanden haben, und der Vorfall läßt sich zum zweitenmale wohl nicht abläugnen. Ich wünsche daher nun noch einmal ihn kennen zu lernen, den Vorfall.

B.

Den 28. September.

Die Sache wird immer besser. Diesen Morgen tritt der Herr Volland, mein präsumtiver Schwager! ins Zimmer, der nun seine Stelle, zwar nicht in Kassel, aber in Nordheim erwischt hat, und sie zu sich nehmen und antreten will. Er kündigt sich als einen Abgesandten des Herrn von Dannau an, und erzählt mir ganz trocken: ich habe es zwar um den Genannten nicht verdient, allein, um Unheil zu verhüten, lasse Herr von Dannau mir sagen, was denn eigentlich der Vorfall in Wisbaden auf sich gehabt. Darauf fährt er fort:

„Sanne schien eine heftige Neigung für Miranda, die er schon in Heidelberg kennen gelernt haben wollte, gefaßt zu haben. Er rühmte sich in Wisbaden ihres Wohlwollens, that mit der Familie sehr bekannt u. s. w., und äußerte sich mehrmals dahin, daß er diese hanseatische Göttin besitzen müsse, und sein Leben daran setzen wolle. Er meine das in allen Ehren, wolle ein solides Leben anfangen, und sie heirathen. Die Familie Lindner suchte ihn so fern als möglich zu halten. Dies ward schwerer, als ich fort war, da Sanne sich in allen öffentlichen Gesellschaften geltend zu machen wußte, und sich sehr anständig betrug. Daher schloß die Familie sich um so lieber an Herrn und Frau von

Dannau

Dannau an, welche nahe bei Lindners wohnten. Sanne sah sich zurückgesetzt, verschmäht, gab aber seine unsinnigen Hoffnungen nicht auf. An einem Ballabend, wo Miranda ihm einen Tanz nicht hatte abschlagen können, weil sie eine Szene mit ihm befürchten mußte, war sie nach geendigtem Tanz, um sich abzukühlen, mit ihrer Schwester in ein etwas entlegneres Nebenzimmer gegangen. Sanne hatte es bemerkt. Eine Magd aus Lindners Hause brachte einen Gruß von der Mutter, mit dem Befehl an Luise, doch gleich zu ihr zu kommen. Miranda wollte mitgehen, allein Luise bat sie zu bleiben, weil sie sehr erhitzt war, sie wolle ihr das Mädchen augenblicklich wiederschicken; der Mutter müsse etwas zugestoßen seyn, wenn die Bestellung richtig ausgerichtet worden, da sie sonst gewiß nach beiden Töchtern geschickt haben würde; Miranda möge indeß die Frau von Dannau aufsuchen. Da das Haus, wo Lindners wohnten, nur wenige Schritte entfernt war, so ließ Miranda sich bereden. Kaum war ihre Schwester fort, und sie schon in der Thüre des Zimmers, als Sanne hereintrat und die Thüre augenblicklich hinter sich zumachte. Er mußte mit der Magd einverstanden gewesen seyn, denn es fand sich nachher, daß diese gar keinen Auftrag von der alten Lindner gehabt hatte, sondern sich mit einer

Verwechselung entschuldigte. Sanne, dem der Zufall noch mehr zu Hülfe gekommen war, als er erwartet haben mochte, machte Miranden auf der Stelle eine höchst leidenschaftliche Liebeserklärung, so daß diese vor Angst und Schreck fast die Sprache verlor. Endlich vermochte sie es, ihm zu sagen: er solle augenblicklich das Zimmer verlassen. Das thue ich nicht, rief er, ergriff ihre Hand, beschwor sie, ihn nicht sogleich und gänzlich zu verwerfen, ihn nur anzuhören, und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Sie wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung, als plötzlich die Thüre sich öffnete, und Ihr Freund, der beide Schwestern allenthalben gesucht hatte, ins Zimmer trat. Miranda schrie um Hülfe. Heinrich riß Sanne in einem Nu von ihr weg, und zu Boden, gab ihm einige Fußtritte, warf ihn zur Thür hinaus, und drohte ihm mit öffentlicher Beschimpfung, wenn er sich je wieder da sehen lasse, wo Miranda sey. Es waren indeß mehrere Leute darüber zugekommen, und so ward die Geschichte, wenn auch nur zum Theil, bekannt, und gab zu vielem Gerede Anlaß. Man erzählte sich den andern Morgen in der Allee, daß Herr von Dannau die Beiden bei einem Rendezvous überrascht habe, daß er ihnen vielleicht sehr ungelegen gekommen sey, daß Miranda, um ihre Ehre zu retten, ihn pro

forma zu Hülfe gerufen habe, und daß er nun öffentlich gewiß als erklärter Liebhaber Mirandens auftreten und die Früchte seines Sieges zu erndten suchen werde. Daher das Billet, welches ein unglücklicher Zufall in Sanne's Hände gebracht haben muß.

„Herr von Dannau," schloß Volland, „hat Ihnen diese Geschichte verschwiegen, weil er Ihre Leidenschaftlichkeit kannte, und in Ihrem neuen Verhältnisse einen merklichen Hang zur Eifersucht bei Ihnen wahrnahm. Sie wissen überhaupt, daß er von dem, was er selbst gethan hat, dann am wenigsten redet, wenn es ihm auf irgend eine Art zum Ruhme gereicht, oder wenn er sich einen Andern dadurch verbindlich gemacht hat. Er hat es nicht um Sie verdient, daß Sie Sich so gegen ihn betragen, wie ich jetzt von ihm höre. Ueberhaupt, junger Herr," (er sagte das so, daß es Scherz *scheinen*, Ernst *seyn* sollte) „müssen Sie Sich die Hörner noch gar sehr ablaufen, wenn Sie durch die Welt kommen wollen. Ich, an Herrn von Dannau's Stelle, würde gar nicht so nachsichtig gegen Sie gewesen seyn."

Er schwieg, und schien eine Erklärung wie von einem verlornen Sohne von mir zu erwarten. Einige Scham und Reue fühlte ich auch im Herzen,

aber gar keine Versuchung, sie dem Junker Volland zu beichten. Vielmehr überwog sein insolentes Betragen in dem Augenblicke jedes andere sanftere Gefühl in mir. Auch mußte ich mir sagen, daß ich zwar Heinrich mit meinem Argwohn wegen dieses Vorfalls Unrecht gethan; aber räthselhaft blieb, nach wie vor, sein Verschweigen desselben und alles Uebrige. Der Grund, den man für jenes Verschweigen geltend machen wollte, war ganz unglaublich, und zeugte viel mehr gegen seine eigne Wahrheit als für sie. Ich erwiederte daher: Es liegt also wohl nicht in Ihrem Auftrage, was Sie da hinzusetzen? — „Allerdings nicht," sagte er. — Darf ich fragen, wie Sie denn mit mir verfahren haben würden? — „Recht gern. Ich würde Sie haben laufen lassen, mein lieber Herr Berthold. Das ist so meine Erziehungsmaxime bei verzogenen jungen Leuten; und das scheinen Sie mir zu seyn: Sie sind vom Glück verzogen." — Das sagte er mit der größten Trockenheit. Ich danke für Ihre Aufrichtigkeit, versetzte ich. Doch da Sie mir nicht zum Hofmeister bestellt sind, so muß ich mir dergleichen verbitten. — „Daran thun Sie Unrecht," sagte er. „Man kann nie auslernen." — Jetzt verlor ich die Fassung; ein Wort gab das andre, und das Gespräch endigte mit einer Herausforderung, die

er bereitwillig annahm, und nicht undeutlich zu verstehen gab, er hoffe, auf seine Lehren noch ein fühlbares Siegel zu drücken.

Den 30. September.

Ein Duell ist das kräftigste mir bekannte Reizmittel in der ganzen materia medica, obgleich es in derselben nicht erwähnt wird. Die Spannung vorher, die starke Entwickelung der Lebenskraft während desselben, und die Abspannung nachher beweisen es. Von dem Augenblick an, da die Klinge zuerst an der Klinge ertönt, empfinde ich eine Erhöhung meines Lebensgefühls, oder vielmehr eine Versetzung desselben, die ich mir vergebens ganz klar machen kann. Es ist ein durchaus sinnlicher, fast möchte ich sagen ein mechanisch tastender Zustand, ein Heraustreten des ganzen Ichs in Hand und Auge, gar verschieden von demjenigen, was bei Zornäußerungen eintritt; denn ein etwas geübter Fechter schlägt sich ohne Zorn. Um so wichtiger aber ist die Fechtkunst, ohne die man dann dem trügerischen Instinkt anheim fällt. Ich habe sie immer fleißig geübt. Diesmal fand ich einen mir gleichen, wo nicht überlegenen Gegner. Ich hatte mir, Mirandens wegen, vorgenommen, ihn zu schonen, ward aber bald inne, daß daran nicht zu den-

ken sey, denn ich bekam eine wiewohl unbedeutende Wunde am Oberarm. So geschah es, daß nach einem, zu großer Ergetzlichkeit der Zuschauer gereichenden langen Gefechte, mein Gegner einen ziemlich beträchtlichen Hieb ins Gesicht erhielt, der ihm die Hochzeit fürs erste versalzen wird.

Verdrießlich ist es aber doch, denn wie wird der Handel von unseren respektiven Bräuten und von der Schwiegermutter aufgenommen werden? Und meld' ich ihn, oder nicht?

Elftes Kapitel.

Den 1. October.

Ich bin überhaupt schlimm daran. Es kommt Alles Schlag auf Schlag hin, der Brief an Miranda mit Heinrichs Billet, und nun gar die Nachricht über Volland. Mir bleibt nichts übrig, als ganz einfach Alles zu schreiben, wie es sich zugetragen hat, und das Fernere abzuwarten. Volland will meine Besuche nicht annehmen.

Den 7. October.

Eine Woche ist vergangen, und ich bin ohne Antwort auch auf meine beiden ersten doch gewiß unverfänglichen Briefe. Das ist räthselhaft. Kein Professor lies't jetzt, kein Student ist hier, und mir wird die Zeit lang. Ich hatte zudem außer Heinrich hier eigentlich keine Seele, und mit dem Gebein der gewöhnlichen Studenten ist auch nicht viel Anderes anzufangen, als daß man es auf dem Fechtboden bläuet. Ich lese mich toll und voll, täglich acht bis zehn Romane oder Komödien, und zur Abwechselung einmal eine Wetzlarische Nebenstunde oder eine Strubensche, oder ein Bedenken, oder ein

Gundlingianum, oder einen error pragmaticorum, oder eine Meditation und ein opusculum. Aber bald greife ich wieder zur Feder statt zum Leder (der Bücher).

Den 10. October.

Noch kein Brief ist da. Was wird der durch die auserlesensten Begebenheiten verwöhnte Leser sagen? Was vollends die Verlagshandlungen? Ich muß mich entschließen, in meinem eignen Tagebuche als Schriftsteller aufzutreten. Seinen Nutzen hat das zwar nicht für die Selbsterkenntniß, aber doch für den Styl, und dem gemäß titulire ich diese schriftstellerischen Versuche

Erste Stylübung.

Nachträge zu Lichtenbergs Bemerkungen über deutsche Postwagen. *)

Auf dem Postwagen zwischen Hamburg und Lübeck sitzen zwei Soldaten, nicht sowohl um zu verhüten, daß Räuber die Passagiere umbringen, als um zu verhindern, daß diese sich nicht aus Verzweiflung selbst umbringen.

*) Wie sehr sich dies Alles jetzt geändert hat, braucht nicht erwähnt zu werden. Anm. des Herausgebers.

Die Höhe der Postwagen ist bekannt, und hat, wie jedes Ding, ein Paar Ursachen. Die eine, damit die Passagiere nicht schon gleich beim Abfahren aus Schreck über die Stöße wieder herunterspringen können. Die andre, damit sie bei dem häufigen Umwerfen den nöthigen Schwung erhalten, um nicht unter Pferde und Wagen zu kommen. Zugleich werden sie durch die Leiter, auf der sie den Wagen besteigen müssen, zwar nicht an Jakobs Himmelsleiter, aber doch an die Leiter in der Tortur erinnert und an die Galgenleiter, und so auf das Nützlichste zu erbaulichen Betrachtungen aufgefordert.

Werden es Studenten verübeln, wenn man sie unter den Uebeln deutscher Postkutschen aufzählt, da sie in denselben gewöhnlich alle einhundert und achtzig Privilegien geltend machen, welche ihnen Rebuffus (de privileg. scholasticorum lib. 3.) zuschreibt?

Auf einem Postzettel las ich den witzigen Druckfehler: Passagiere und Plackereien werden nur bis 10 Uhr angenommen. Nomen et omen.

Die Gassenjungen singen spottend folgendes Lied um die gelbe Kutsche in Leipzig, welche nach Dresden kriecht:

Fahre, Karetchen, fahre,
Unser Herrgott dich bewahre,
Und die lieben Engelein
Müssen um's Karetchen seyn.

Ein Preußischer Schirrmeister gab zu, man habe ein schlechtes Gefäß auf dem Wagen. Ich erwiederte ihm, man habe es gewiß, wenn man wieder heruntersteige.

Zweite Stylübung.

Verlorene Gedanken.

Sie werden so genannt, wie eine verlorene, d. h. einsam und gefährlich stehende Schildwache; doch ist ihnen nicht so ernsthaft zu Muthe, wie einer solchen.

* * *

Alte Eheleute sollen sich ähnlich werden in Zügen wie in Gesinnungen. Man könnte behaupten, daß wenn sie recht uneinig lebten, das Gegentheil statt finden müsse. So könnte man (wenn ersteres nicht ohnehin geschähe) aus einer schönen mit Zeit und Ehe eine häßliche Frau, und aus dem häßlichen einen schönen Mann machen, und sie tauschten diese Eigenschaften, statt sie zu verschmelzen.

* * *

Welch' ein Unterschied zwischen einem Mann,

der sich die ganze Windrose hat um die Nase wehen lassen, und einem andern, dessen Weichbild nicht weiter geht als er um sich spukt.

* * *

Er hat sich in das Schöppenstädter Unglaubens-System so hineingedacht, daß er darin sitzt wie ein Affe in Leimstiefeln.

* * *

Der Mann ist wieder gesund, könnte aber, nach seiner Kur zu urtheilen, ein Barometer abgeben, wenn man eine gehörige Skala an ihm befestigte.

* * *

Wenn er sich das Weltall denken will, so kommt er sich höchstens vor wie ein Erdenklos in der Weltsuppe.

* * *

Haecce opinio redolet praecipitantiam in judicando; und Ne subordinetur justitia prudentiae, las ich in den Heften eines südostdeutschen Professors der Philosophie.

* * *

Er hat sie in bona pice et pace, aber sine luce et cruce geheirathet.

* * *

Es ist mir lieb, daß ich noch keinen Trauring

am Finger habe, sonst machte der Kopfschmerz mich bedenklich.

* * *

Wenn wir es recht überlegen, so stecken wir doch alle nackt in unseren Kleidern, sagte der Doctor M. zu einer Dame, die ihm eine etwas derbe Aeußerung übel genommen hatte.

* * *

Derselbe sagte: von vielen Theaterstücken könne man nicht sagen, welches Stück, sondern welche Garderobe aufgeführt werde, z. B. heut Abend der Hermelinmantel u. s. w.

* * *

Derselbe meinte: Unverheirathete Leute machten kein gutes Haus, sondern nur ein gutes Zimmer.

* * *

Unsre Spießbürger heißen nun von den Spießen so, die sie nicht mehr führen, so wie lucus a non lucendo.

* * *

Sein Blatt hat sich gewendet, konnte man nach der Schlacht bei Jena von vielen Journalisten in Norddeutschland sagen.

* * *

Ein Bülletin giebt offizinelle Nachrichten für offizielle aus.

* * *

Regibus longae manus heißt jetzt: Manche große Herren machen lange Finger.

* * *

Serenissimus versprach mir, ich solle Kastellan in Spanischen Schlössern werden oder erster Violinist bei den Geigen, von denen der Himmel voll hängt.

* * *

In Paris sind die Leichensteine unter Zensur gestellt worden. Bequemer wäre es gewesen, die Satire unter Leichensteine zu stellen. Es kommt vielleicht Beides auf Eins heraus.

* * *

Er machte den grünen Donnerstag zu einem blauen Montage.

* * *

Er trinkt seine Nase an — wie: er raucht einen meerschaumenen Pfeifenkopf an.

* * *

Warum sagen doch die Deutschen niemals: Ihr Herr Mann, was doch so schön in unseren Zeiten an die alten freilich wilden durch Herrmann erinnern und so jeden Gemahl in dessen Abwesenheit zum Helden stempeln würde? Warum auch nicht Ihre Frau Frau? Gegen letzteres spricht vielleicht das zarte Gehör einer Sprache, der man ein gram-

matisches Ohr mehr an: als bisher zugeschrieben hat; aber gegen ersteres spricht nicht nur nichts, sondern ich schreibe jetzt dafür. Sollte Mann und Herr eine ähnliche Tautologie enthalten wie Frau und Frau? Ich bezweifl' es.

* * *

Gewisse Leute haben, wie die Krebse, statt andrer Dinge den Magen im Kopf, und das Fassungsvermögen nur in den Händen, wie jene in den Scheeren.

* * *

Wem Schiller zu hoch ist, dem ist Göthe zu tief oder zu gemein, Kotzebue und Lafontaine aber wasser: oder wagerecht.

* * *

Sie (die Romanschreiber) fischen im Trüben, nehmlich in Thränen, nehmlich Backfische.

* * *

Er war so poetisch, daß er bei Thauwetter soviel von ihm abhing zum Schmelzen des Schnees beitrug, um dem Frühlinge aufzuhelfen.

* * *

Wenn die Beine nicht wären und vorzüglich die Arme, sagte ein armer Gelehrter, so wäre ich der feinste Weltmann, und wenn ich auf einem Armstuhl sitze und die Füße unter ein Tischblatt

stecke, als ein Stichblatt gegen schlechte Späße, so habe ich soviel Anstand wie ein Graf.

Dritte Stylübung.

Unterthänigste Bittschrift deutscher Galgen an Rheinbündische Landesväter *).

In tiefe Trauer gehüllt und mit langen flatternden Flören metaphorisch umwunden, stehen die unterzogenen Supplikanten in einer Demuth, die in Hinsicht auf Tiefe und Umfang nur mit ihrem Schmerze verglichen werden kann, auf Ew. ꝛc. Feldern und vor Dero Städten da, und flehen um ihr so unschuldiges Leben. Wir wollen uns nicht weitläuftig darüber auslassen, welch' ein trauriges Schicksal uns bedrohet; denn die Sache ist zu stadt- und landkundig, als daß sie nicht selbst bis in jene glückliche Abgeschiedenheit sollte gedrungen seyn, in welcher Hochdieselben, den fabelhaften Göttern des Alterthums nicht ungleich, in ungetrübter Ruhe die Polster Ihrer erhabenen Throne zu drücken pflegen. Aber mit wenigen und bündigen Zügen sey es uns

*) Man erinnere sich daran, daß zu jener Zeit in dem ephemeren Königreich Westphalen und in vielen anderen deutschen Ländern alle Galgen abgebrochen wurden. Anm. des Herausgebers.

vergönnt, das Gemählde unserer gerechten Klagen und Vorstellungen zu Dero nicht minder gerechten Füßen zu legen.

Das philosophische Jahrhundert war es schon, welches in den Grundsätzen des Italieners Beccaria uns den ersten tödtlichen Streich versetzte; aber mit reißender Schnelle vollendet das gegenwärtige durch die gleich einem Krebse um sich greifende Guillotine und juristische After-Aufklärung den Mord desjenigen, was noch von uns bei Leben und Gesundheit geblieben war. In ganz Deutschland wird gegenwärtig jedermann erschossen, guillotinirt, und auch wohl noch geköpft; aber wer, allergnädigste Herren, wer wird gehängt? Werfen Sie uns nicht die Oesterreichischen Lande und deren Kriminalkodex ein; denn wir fragen mit Recht, ob diese Pfähle, welche dort zu Hinrichtungen auf wenige Stunden errichtet, und woran Missethäter mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden, — ob diese jämmerlichen einbeinigen Eintagsfliegen, die uns ungestraft in's Handwerk pfuschen, und mit einem unerträglichen Stolze, gleichsam Parvenüs, die aus gemeinen Schand- und höchstens Brandpfählen zu Edelleuten von Galgen geworden sind, auf ihre älteren Mitbrüder mitleidig herabschauen, — ob diese Aftergalgen nicht vielmehr gleichfalls zu unseren Feinden und

An-

Antagonisten gehören? Und doch sehen wir die schreckliche Zeit kommen, da wir alle uns zu ihnen werden schlagen müssen statt mit ihnen, wenn Ew. rc. nicht großmüthig unsre uralte Familie von der drei- und zweibeinigen Linie durch eine edle Unterstützung auf ihren drei und zwei Beinen zu erhalten geruhen.

Glückselige, dreimal glückselige Zeit, da noch ganze Zünfte von Obrigkeitswegen zu unsrer Erbauung und Renovirung zusammenberufen, und gezwungen wurden, Hand an uns zu legen, aber nicht eine feindselige, sondern eine sanfte und schaffende! Glückselige Zeit, da Reichsstädte uns mit patriotischer Eifersucht kaum von Fremden wollten betreten oder vielmehr beschweben lassen, sondern uns bauten für sich, ihre Kinder und Kindeskinder! Glückselige Zeit, da das Volk uns mit einem geheimen Grausen betrachtete, selbst unsre Splitter für offizinell hielt, und sich scheuete, unter unseren ausgespreizten Beinen durchzugehen! Glückselige Zeit, da man uns mit den freiesten Plätzen und den höchsten Bergen rings im Lande belehnte, und als Symbole der obwohl blinden doch stets wachenden Themis neben Kapellen und Heiligenbilder an die Landstraßen setzte! Glückselige Zeit endlich, da man von dem Eigenthum eines Andern nur fünf Goldgülden zu sich ge-

nommen zu haben brauchte, um dem unsrigen anheimzufallen, und da, durch diese weise Sorge für das Beste unsrer Familie, mit wahrhaft altdeutscher Gastfreiheit unsre Tafel ohne Aufhören den Vögeln unter dem Himmel gedeckt seyn konnte!

Ach! Diese schöne Zeit ist verschwunden, und in die tiefe Nacht nie wiederkehrender Vergangenheit gesunken. Statt von Zünften erbauet zu werden, sehen wir uns an Bauern zum Abbrechen verrathen und verkauft; statt auf Enkel und Urenkel fortzuerben, werden wir überlebt von der gegenwärtigen Generation; statt der Scheu, mit der man sich uns nahte, läßt man mit frevelndem Muthwillen sogar unsre Spuren durch den Pflug aufreißen; nicht als schreckendes Warnungszeichen, sondern als ohnmächtige Popanze stehen wir noch hie und da da, und die schmarotzerischen Raben besuchen uns nur, um uns mit spottendem Gekrächze unsre unverschuldete Armuth vorzuhalten.

Allergnädigste Landesväter! Geruhen Sie huldreichst den mannichfaltigen Nutzen zu erwägen, welchen wir von jeher für Land und Leute gestiftet haben. Nicht nur war unsre Oeffentlichkeit und die Art wie wir straften und die Strafe zu langem Abscheu zur Schau trugen, der alten und einzigen Abschreckungstheorie so vorzüglich angemessen, sondern

wir hatten auch Vorzüge, deren sich unsre Usurpatoren auf keine Weise rühmen können. Zuvörderst haben wir den Ruhm, welchen Redner dem alten Griechenland vorbehalten wollten, als sey dasselbe mehr wie alle andre Länder der Welt mit den herrlichsten Denkmälern der Bau- und anderen schönen Künste ausstaffiret gewesen, auch unsrem Deutschen Vaterlande gleichmäßig verschafft, ja denselben übertroffen. In den anmuthigsten Umgebungen, in der Fülle der üppigsten Natur standen wir da, als memento mori und ernsthafte points de vue, zugleich durch die schlanke Einfachheit unsrer wagerechten Querbalken an die älteste Dorische Baukunst erinnernd, und mit würdigen Inschriften geziert, und so in vollem Maaße die Griechischen Grabmäler, Tempel und Hermen des Hippias ersetzend. Wir dienten ferner dem müden Wanderer, er mochte nun in mittäglicher Sonnenglut nach Wein und Bier schmachtend sich sehnen, oder in mitternächtlichem Frost auf den polnischen Bock eines Deutschen Postwagens gespannt, gähnend nach Kaffee und Bett verlangen, als sichere Verkündiger des nahen Endes seiner Leiden, der Labung versprechenden Stadt. Wir haben auch nicht bloß durch eine Menge der brauchbarsten Zusammensetzungen unsre gute Sprache bereichert, sondern auch zu den auserlesensten Sprich-

wörtern Anlaß gegeben, welche mit uns aussterben werden. Von welcher Kraft kann z. B. das alte und so noble eines von Dero Vorfahren, des Markgrafen Joachim zu Brandenburg: „Es muß gessen seyn, und wenn auch der Galgen für der Thür stände" bleiben, wenn der Galgen nicht einmal vor dem Thore mehr steht? Wer wird nach unsrer Ausrottung eine Galgenfrist von einer Sächsischen unterscheiden können, da letztere doch um volle sechs Wochen länger ist?

Zwar ein Einwurf fällt uns zentnerschwer auf's Herz: der, daß es ja auch so vielen Kirchen heut zu Tage nicht besser ergehe. Läugnen läßt sie sich nicht, die Sache. Kaum hat mancher Staat eine säkularisirte Kirche erworben, so wird sie für baufällig erklärt, dem Erdboden gleich gemacht, und der Fiskus nimmt die Einkünfte zu sich. Ist man auf diese Weise erst in Geschmack gekommen, so wird eine Kirche nach der andern erst als überflüssig angezapft, dann als den Einsturz drohend anrüchig gemacht, und endlich abgethan.

Allein bei näherer Erwägung erscheint dieser Einwurf höchstens als ein Einfall. Wie viele gewichtige Gründe stehen nicht uns zur Seite, die den Kirchen allzumal abgehen! Eine Kirche kostet viel zu unterhalten, und wo eine Kirche ist, da hält

die Einfalt auch einen Prediger für nöthig. Nicht bloß dies damnum emergens vermeidet man, sondern die Staatskasse führt sich auch das lucrum cessans zu Gemüthe beim Abschaffen von Kirchen. Wir aber kosten wenig oder nichts, die seltenen Galgenpredigten müssen umsonst gehalten werden, und Galgengut giebt es nicht, wie Kirchengut, sondern nur Galgenpack, womit niemanden gedient ist. Wenn ferner der Teufel neben jede Kirche auch eine Kapelle bauet, so geht mit jeder Kirche auch eine solche Kapelle ein, und es kann Nutzen und Schaden sich ausgleichen; ja, da viele dieser Kapellen weit in die Kirchen hineingebauet sind, und recht viele Kanzeln sogar mitten in diesen Kapellen stehen und die festesten Throne des Aberglaubens sind, so könnte das Eingehen mancher Kirchen mehr Nutzen schaffen, als das Gegentheil. Auch ist es endlich wohl an der Zeit, daß man dem in den Gothischen Gewölben verdumpften Volke es sinnlich macht, daß Gott nicht wohnet in Tempeln von Menschenhänden gemacht, sondern überall; an der Zeit auch, daß der Mensch in seiner erhabenen Entwickelung zur Gottähnlichkeit und Freiheit im Gebiete des Geistigen nicht länger durch äußere Formen und Satzungen aufgehalten werde. Der rationell gebildete Mensch bedarf in der That zwar gewiß eines Galgens, nehm-

lich nicht für sich, sondern zum Schutz gegen irrationelle Bösewichter, aber fürwahr keines Sonntags, keiner Predigt, keines Sanges und Klanges. O Landesväter, welche Perspektive eröffnet sich uns beim beiläufigen Verfolgen dieser Gedanken! Wäre Enthusiasmus nicht so ganz gegen die feinere Sitte der Welt, er ergriffe uns hier und verzückte uns! Ausmalen müßten wir dann das Glück des Staates, der die Kirche mit allen Kirchen endlich als ein fremdes, störendes Ingrediens aus sich ausgestoßen hätte und beseitiget! Ueberall hat sich schon der Krummstab in einen geraden weltlichen Kommandostab und Unteroffiziersstock ausgereckt; auch die Kreuze sehen wir schon zu Kreuze kriechen, sich strecken und wieder zu nützlichem Scheitholze werden, die Altäre zu Tischen, und die Kanzeln zu Kathedern, wo man lehrt, wie die Bibel, durch logische Auslegung statt der grammatischen, aus einem gefährlichen und unverständlichen Buche wenigstens erträglich und unschädlich gemacht und die krassen Dogmen veralteter Bekenntnißschriften dahin gebracht werden können, mit der Vernunft zu fraternisiren und zu egalisiren.

Ja wenn diese schöne Zeit gekommen ist, dann wird jede zu Grabe getragene Kirche als ein Galgen wieder auferstehen. Dann wird die viel erhabnere Idee des Rechts endlich wieder zu wohl-

verdienten Ehren kommen, und der Staat wird es durch vervollkommnete Polizei dahin bringen, daß er wegen so vieler ihm bisher unzugänglicher Verbrechen nicht erst auf eine im höchsten Grade ungewisse andre Welt hinzuweisen braucht. Verbrechen und Strafe wird auf einander folgen, wie Blitz und Schlag, und weit mehrere in dieser Welt schon gerichtete und bestrafte arme Sünder werden nicht mehr vor den Schrecknissen einer unbekannten Zukunft zu zittern brauchen.

Sollten aber dem Allen ungeachtet Hochdieselben unseren Untergang unwiderruflich beschlossen haben, und wir ohne Gnade in diesen sauren Apfel, nehmlich in's Gras beißen müssen, so bitten wir, uns wenigstens eine Fortdauer nach dem Tode durch die schönen Künste angedeihen zu lassen. Wie leicht könnten Hochsie einem Galgen oder überhaupt einem Hochgericht, dessen Hauptbestandtheil wir ausmachten, eine Stätte in Ihren Parks anweisen, und von welchem Effekt würden wir hier auch noch im Scherze seyn! Wären wir in der Wirklichkeit ausgestorben, so hätten wir als Ruinen und Antiken ein doppeltes Interesse in einem Park, und niemand würde sich an uns stoßen, als der Bösewicht, den jede Erinnerung an eine strafende Gerechtigkeit zittern macht. Wir würden zahllose Gartenfrevel

dann bloß durch unsre Gegenwart verhindern, wir würden Priape werden, und doch bliebe unsre Gestalt die keuscheste. Oder Ew. ꝛc. könnten einen neuen Justizorden stiften, dessen Emblem, ein Galgen, an einem hanfenen Bande um den Hals getragen würde, nicht um anzudeuten, daß der Träger eigentlich an der Dekoration hängen sollte, sondern daß er durch einen würdigen richterlichen oder fiskalischen Scharfsinn eine gewisse Anzahl Verbrecher, wenn auch nicht an den Galgen so doch unter dessen Substituten, gebracht habe.

Mit diesen Bitten und Wünschen ersterben wir (wenn es seyn muß) in tiefster Demuth als

Ew. ꝛc.

tiefbetrübte Galgen Deutscher Nation.

Den 15. October.

Noch kein Schreiben! Die Lust, meinen Styl ferner auszubilden, ist mir vergangen. Ich ahnde nichts Gutes, sonst schriebe Miranda. Lange ertrage ich diese Ungewißheit nicht mehr. Ich will noch eine Woche warten.

Den 19. October.

In einer Stunde, welche die Post haben muß, um sich zu besinnen und anzuspannen, setze ich mich

in den Wagen. Bis dahin schreibe ich den Brief ab, den ich so eben bekommen habe.

„Herr Berthold!

Nachdem meine Schwester lange überlegt, durch wen sie auf Ihre vier letzten Briefe sollte antworten lassen — weil sie fühlte, daß sie es selbst nicht mehr dürfe — hat sie mich darum gebeten. Obgleich Sie selbst Sich sagen können, mit welchen Gefühlen ich diesen Auftrag ausrichte, so versichere ich Sie doch, daß ich jede Bitterkeit wenigstens in meiner Feder unterdrückt habe, und daß Miranda diesen Brief gelesen und wörtlich genehmigt hat. Auch soll von mir und meiner Gesinnung darin mit keiner Sylbe weiter die Rede seyn.

Schon Ihr erster Brief vom **19.** September hat Miranda tief gekränkt. Ihnen graut vor dem bürgerlichen Leben selbst an Mirandens Seite; Sie halten der Trunkenheit eine Lobrede, und schließen eine unverständliche Auseinandersetzung zu Gunsten der Koketterie (wie uns wenigstens scheint) mit einer Aeußerung von Eifersucht auf Ihren besten Freund. Und das Alles antworten Sie auf die unbefangenen Aeußerungen der treuesten innigsten Liebe! Und noch dazu in dem ersten Briefe nach Ihrer Trennung von meiner Schwester! Ihr zweiter Brief hat wenigstens bei unsrer Mutter und bei

mir die Besorgniß erregt, daß Sie (ich bitte den Ausdruck zu verzeihen, aber ich weiß keinen andern zu finden) entweder Ihrer Sinne nicht mächtig waren, als Sie ihn schrieben, oder daß Sie einen übel angebrachten Scherz mit meiner Schwester treiben wollten. Es übersteigt unsre Begriffe, wenn Sie anzeigen, daß Sie ein Tagebuch drucken lassen, worin der Name unsrer Vaterstadt vorkommt, und wenn Sie wünschen, auch die Briefe meiner Schwester darin aufnehmen zu dürfen. Selbst Miranda kämpfte mit sich selbst, ob sie nicht schon nach diesen beiden Briefen einer Liebe entsagen müsse, die auf eine solche Art erwiedert wird. Die aus dem dritten Briefe sprechende heftige Leidenschaft über einen Vorfall, der Ihnen bloß um Unglück zu verhüten verschwiegen ward, war kränkend, aber verzeihlich, und wenn Ihnen der wahre Zusammenhang nicht jetzt schon bekannt wäre, so würden Sie ihn durch mich erfahren. Betrübend war für meine Schwester auch hiebei besonders das, daß Sie mehr Mißtrauen gegen sie zeigten, als gegen den, der Ihnen wahrscheinlich das Billet des Herrn von Dannau geschickt hat, und vor dem Sie mehrmals gewarnt waren. Die Nachrichten Ihres letzten Briefes endlich, und die Art, wie Sie diese so ganz kahl und nackt ohne allen Schein einer Entschuldi-

gung, wie einen erfochtenen Sieg erzählen, haben meine Schwester fast noch mehr aufgebracht als mich, und Mirandens letzte Zweifel über Ihren Charakter gelös't.

Sie läßt Ihnen daher durch mich sagen, daß sie jedes Verhältniß mit Ihnen als aufgehoben ansieht, weil sie einen Mann nicht lieben kann, von dem sie nicht recht weiß, ob sie ihn fürchten oder verachten muß, und daß sie es Ihnen überläßt, mit Sich auszumachen, wer von Beiden sich über diese Trennung Vorwürfe zu machen hat.

Zugleich schickt sie Ihnen Ihre Briefe und einen Ring zurück, und bittet sich dagegen das aus, was Sie von ihr in Händen haben. Ich bin

Ihre ergebene Dienerin,

Luise Lindner."

** den 16. October 1808.

Zwölftes Kapitel.

. den 21. October Abends.

Angekommen in der finstern trüben Vaterstadt, die schon in der Entfernung nach Torf stinkt. Ich mußte meinem Vater die Sache erzählen, und hatte Mühe ihn abzuhalten, daß er der Mutter nicht morgen früh selbst einen Besuch macht. Es thut mir doch wohl, daß mir hier noch jemand wohl will, z. B. auch die alte Magd.

Ich will vor allen Dingen versuchen, ob ich schlafen kann

Es ist in diesem weitläuftigen Hause ein eigner Geist der Ordnung und des Hergebrachten, der meinem fieberhaften Zustande zusagt. Diese Fußteppiche, auf denen man keinen Tritt hört, diese Lampen mit ihrem milden sanften Lichte, diese schimmernden Tische scheinen mir freundlich zuzureden, daß vom Leben wohl noch etwas für mich zu hoffen sey. Es wird sich ja morgen ausweisen.

Den 22. October.

Nachdem Miranda meinen Besuch nicht angenommen, schrieb ich ihr folgendermaßen.

Miranda!

Wenn ich je Ihrem Herzen werth gewesen bin, wenn nicht mein ganzes Leben ein lügnerischer Traum war, aus dem ich nun zum Wahnsinn erwachen soll, wenn ich Sie wirklich in diese Arme gefaßt und diese meine Lippen auf die Ihrigen gedrückt habe, so beschwöre ich Sie bei der Wahrheit dieser Dinge, verdammen Sie mich nicht ungehört! Erinnern Sie Sich an das, was Sie mir schwuren, als ich bei Ihrer Mutter um Sie angehalten hatte: Sie wollten nie Ihre Mutter allein hören, es möge vorfallen was da wolle. O Miranda, konnten so wenige Worte und eine sehr zu entschuldigende That es dahin bringen, daß ich Sie an Ihre Schwüre erinnern muß? Eine Unterredung mit mir wird Ihre schrecklichen Zweifel lösen. Noch ist die Wand, die man zwischen uns mauern will, nur schwach; wird aber den geschäftigen Händen mehr Zeit gelassen, o Gott! so wird diese dünne Mauer eine chinesische, und mit keinen Thränen, keinem Flehen, keinem Gebet werde ich die starren Kiesel erweichen und ihre Fugen auflösen können. Muß ich denn nicht noch glauben, daß nicht bloß das Glück meines Lebens von dieser Unterredung abhängt? Ich kann auf diesen Glauben nicht Verzicht leisten; denn fühlte ich mich

Ihrer unwerth, bei Gott! ich verlangte nicht, mich zu entschuldigen.

Karl B.

Ihre Antwort:

„Sie irren Sich, Herr Berthold, wenn Sie glauben, ich hätte jemand anders gehört als Sie und mich. Was Sie auch zu Ihrer Entschuldigung sagen können, Sie werden mich von dem Gefühl nicht befreien, das mich von Ihnen zurückstößt und mir deutlich sagt, daß wenn Sie nicht schlecht sind, ich Sie doch nie werde fassen können, und daß ich den nicht lieben darf, der sich dem Bräutigam meiner Schwester auf Tod und Leben entgegenstellen konnte. Es ist daher heilige Pflicht für mich, Sie zu fliehen. O wäre ich meinen wiederholten Ahndungen früher gefolgt! Schonen Sie mich also. Ich habe keine Empfindungen gegen Sie geheuchelt, und bedarf der Schonung. Da ich indeß meinen Schwur nicht vergessen habe, so erwarte ich Sie diesen Abend um sechs Uhr, wenn Sie auf Ihrem Rechte bestehen wollen. Lassen Sie mich darüber Bescheid erhalten. Ich werde ja, wenn es seyn muß, die Kraft zu dieser Unterredung auch da finden, wo ich die Kraft gefunden habe, Ihnen zu entsagen.

Miranda L."

Ich ging zur bestimmten Stunde hin. Ich wollte erst die Mutter sprechen, um zu erfahren, wie viel oder wie wenig diese feindselig gesinnt sey, aber ich ward nicht angenommen. Miranda war im Zimmer ihrer Mutter. Ich zitterte, wie ich hineintrat und ihre Blässe bemerkte. Auch sie schien vor mir zu erschrecken. Ich habe, sagte ich, hier den Brief Ihrer Schwester. Ich will ihn Punkt für Punkt beantworten. Dann fällen Sie mein Urtheil. Einem Studenten ist es wohl nicht so hoch aufzunehmen, wenn ihm das bürgerliche Leben verhaßt scheint. Selbst an Mirandens Seite. Das sagt doch wohl: so sehr ich Miranda auch liebe. Was ich über die Trunkenheit schrieb, war Ironie; daß Miranda dies anders verstehen werde, hielt ich trotz des Vorfalls, da Volland mich arretiren ließ, für undenkbar. Die Eifersucht auf meinen Freund wäre vielleicht nie in mir entstanden, wenn man mich nicht unter Vormundschaft genommen und mir den Vorfall mit Sanne nicht verschwiegen hätte. Das Tagebuch ließ ich drucken, aber ich betrachtete Miranda als die meinige. Den Druck habe ich übrigens jetzt unterdrückt. Sanne schickte mir das von ihm gefundene Billet mit ein:r freilich tücki-schen Warnung, aber der Schein sprach zu sehr für ihn. Die Züchtigung dafür soll nicht ausblei-

ben. Und doch verdient er Mitleid, denn er liebt Miranda. Zu dem Duell hat mich Volland im höchsten Grade gereizt; den Ausgang hatten wir Beide nicht in unsrer Macht. Wenn ich die ganze Sache schrieb wie sie war, so geschah das theils in dem unerschütterlichen Vertrauen auf Mirandens Liebe, theils im Schmerz über die Sache selbst. Aber ich sehe wohl, Ihre Mutter und Schwester stehen Ihrem Herzen näher als ich; das muß ich mir gefallen lassen; nur ganz verdrängen, ganz verstoßen sollen Sie mich nicht. Volland wird geheilt werden, warum wäre Versöhnung unmöglich? Wir würden ja nicht einmal an demselben Orte wohnen. — Ich faßte ihre Hand, sie zog sie zurück. „Es ist hart von Ihnen,“ sagte sie, „wenn Sie mir immer wiederholen, ich lasse mich von meiner Mutter und Schwester leiten.“ — Sie sagte das sichtbar bewegt. Dann fuhr sie ziemlich fest fort: „Ich hätte gegen Ihre Entschuldigungen Vieles einzuwenden. Aber wenn ich sie auch gelten lassen müßte, mein Entschluß ist fest. Ihre Art zu denken kann ich nicht fassen, es liegt etwas Furchtbares für mich darin. Ich mußte mir das immer heimlich sagen, wenn auch Ihre Gegenwart es unterdrückte. Wollte ich auch diese Furcht gläubig bezwingen, so haben Sie bewiesen, daß Sie in der

Hef=

Heftigkeit zu jeder That fähig sind. So gut wie Volland hätten Sie meinen Bruder herausfordern und tödten können. Sie sagen ja selbst, der Ausgang hing nicht von Ihnen ab. Vor Gott sind Sie ein Mörder, oder damit ich nicht richte, Sie sind es in meinen Augen. Wollte ich auch an mich nicht denken, ich habe Pflichten gegen meine Mutter und gegen meine Schwester. Sie werden das Schwäche nennen. Ich," setzte sie fast weinend hinzu, „fühle mich heute zum erstenmal in meinem Leben stark. Und nun leben Sie wohl. Ich habe mein Wort gehalten." — Sie stand auf. Miranda, rief ich außer mir, Du hassest mich noch nicht, nein, Du liebst mich noch, Du opferst Dich selbst indem Du Dich losreißest. — „O Gott," sagte sie schluchzend, „schonen Sie mich." — Schone Dich selbst, Geliebte. Wirf sie von Dir, diese Furcht, diese Zweifel. Aus deinem Herzen kommen sie nicht. Wenn Du mich noch liebst, so folge mir. Mein Vater wird uns schützen. Verlaß dies Haus, wo deine grausame Mutter dein Herz zerreißt. Bleib' bei meinem Vater. Noch heute Abend reise ich dann wieder ab. Du wirst glücklich seyn mit mir, mein Herz ist treu. Ich will Alles thun, was Du forderst; ich will deine Mutter, deine Schwester um Vergebung anflehen. Aber aufgeben

kann ich Dich nicht, werde ich Dich nicht. — „Nein, nein,“ rief sie weinend. Ich bemerkte nicht, daß die Mutter hereingetreten war. Ich umfaßte Miranda und hielt sie fest in meinen Armen. „Sie werden mein Kind tödten,“ sagte die Mutter. Ich nicht, versetzte ich. Aber Sie! — Miranda ward in meinen Armen ohnmächtig, ich trug sie auf den Sofa, drückte einen Kuß auf ihre blassen Lippen, und ging.

Den 23. October.

Miranda liebt mich noch. Und so lebt auch noch meine Hoffnung. Ich will einen neuen Versuch machen, sie zu sprechen. Wenn sie Zeit bekommt, in ihrem Vorsatz fest zu werden, so ist Alles verloren.

Ich ging früh in den kleinen Garten hinter meines Vaters Hause. Noch war Alles wie sonst. Ich konnte noch die Stelle finden, wo ich mit ihr über die Befriedigung gestiegen war. Ich blickte lange nach ihrem Fenster. Endlich öffnete sie es, trat aber schnell zurück, als sie mich gewahr ward.

Ich schrieb ihr Folgendes:

Ich bin weit entfernt, den Unwillen zu tadeln, der Sie, geliebte Miranda, ergriffen hat. Allein wenn mich nicht Alles täuscht, so halten Sie es,

gegen Ihr Gefühl, für Pflicht, mich zu verstoßen. Aber auch das Pflichtgefühl ist nicht untrüglich, und zudem kann es der Liebe keine Gesetze vorschreiben. Einst in einer seligen Stunde (o daß ich Sie so daran erinnern muß!) sagten Sie mir: „Ich würde Dich auch lieben müssen, wenn Du schlecht wärest.“ Mehr als dies kann doch jetzt nicht eingetreten seyn. Ich bin schlecht und verächtlich in Ihren Augen. Aber ich besitze noch Ihre Liebe. Die Liebe kann Alles. Ganz vorzugsweise kann sie selbst auf den größten Verbrecher wirken. Sie kann ihn bessern, und sie allein. Ist das nicht eine herrliche göttliche Bestimmung? Sie sollen einen gelehrigen Schüler an mir finden. Ich bereue meine Heftigkeit gegen Volland. Gewähren Sie mir nur noch eine Unterredung, bei der wir nicht gestört werden können. Ich werde sanfter und ruhiger seyn als gestern. Meine Leidenschaft hat durch die Rührung über Ihren Schmerz bei dieser schrecklichen Trennung zwar nicht an Stärke, aber an Heftigkeit verloren, und ich schäme mich Ihnen gegenüber anders als resignirt zu erscheinen. Es ist Todesangst die mich treibt, wenn ich nicht ablasse von Ihnen! Ich begreife die Möglichkeit nicht, wie ich Ihnen entsagen soll; darum halte ich die Hoffnung und den Glauben, Sie noch wie-

dererwerben zu können, als Geißel in mir zurück. Auch über meinen Charakter und über meine Art zu denken hoffe ich Sie ganz zu beruhigen, wenn Sie nur nicht an meiner Offenheit zweifeln, wie Sie gewiß nicht thun. Denn hätte ich geheuchelt, so wäre ich vielleicht noch glücklich.

B.

Abends.

Ich bekomme jene Zeilen mit folgenden Worten unerbrochen zurück:

„Nachdem ich gegen Sie meine Pflicht erfüllt habe, erbitte ich mir dasselbe auch von Ihnen. Ihr gestriges Betragen war nicht dazu geeignet, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Noch einmal, schonen Sie mich, da Sie mich schon so unglücklich gemacht haben. Muß ich Sie auch daran erinnern, daß Sie noch immer im Besitz meiner Briefe sind?

Miranda L."

Manche Worte waren verwischt und fast unleserlich, was ich auf Thränen deuten muß bei ihrer Nettigkeit im Schreiben wie in Allem.

So wäre denn wirklich Alles aus?

O warum geht meinem Schmerze der Zorn ab, der einzige Freund, der ihn mildern könnte?

Warum muß ich selbst diese unselige Verblendung noch immer mehr lieben? Warum muß mir zu Muthe seyn, als lasse sie sich als Nonne einkleiden, und ich sehe es an in ohnmächtigem Jammer?

Ich will noch einmal schreiben. Meines Vaters Schreiber soll die Aufschrift machen, und ein fremder Mensch das Billet hinbringen, so erbricht sie den Brief doch. Und gewiß, dann lies't sie ihn auch.

Manchmal denke ich an irgend eine gewaltsame Handlung, die mir ihren Besitz verschaffen könnte. Aber wie glücklich wäre ich, wenn eine andre Gewalt sich mir widersetzte als ihr eigner Wille!

Den 24. October.

Statt einer Antwort schickt mir die Mutter den Brief, jedoch erbrochen, mit diesen Worten zurück:

„Da meine Tochter bei ihrer Trennung von Ihnen für sich gehandelt hat, so habe ich zu Allem geschwiegen. Jetzt, da Sie nicht einmal so viel Achtung für mein armes Kind zeigen, um sie mit Zudringlichkeiten zu verschonen, wird es meine Pflicht, als Mutter zu reden. Ich verbitte mir es daher, daß Sie an meine Tochter schreiben, und fordre die Briefe und Sachen zurück, die Sie von

ihr in Händen haben. Noch Eins! Meine Tochter läßt Sie bitten, Sich nicht an Sanne zu rächen.

Ergebenst

C. E. Lindner."

Ich habe Alles eingesiegelt und übersandt. Es war mir, als hätte ich Miranda erst unwiederruflich verloren, als dies geschehen war.

Den 25. October.

Die alte Margaretha erzählte, mein Vater sey gestern Abend selbst bei der Mutter gewesen. Der gute Vater wollte es mir verbergen. Er hat Miranda selbst gesprochen, indem die Mutter ihn an sie verwiesen; sie hat mit tiefer Rührung wiederholt, was sie mir gesagt, und ihn gefragt, ob ich wisse, daß er hier sey. Als er es verneint, hat sie versetzt: das sey ihr lieb. Dann hat ihn die Mutter gebeten, mich von hier zu entfernen, worauf er mit einiger Empfindlichkeit sie an mich verwiesen hat. Ihr Wunsch indeß soll erfüllt werden. Nur nach Göttingen kann ich jetzt noch nicht zurück. Ich will auf das Landhaus meines Vaters.

Dreizehntes Kapitel.

November.

Wie leer in einem Leben, dessen ganze Bewegung innerlich und von außen auf Einen Punkt gerichtet war, ein Tag sich an den andern reihet, wenn dieser Kardinalpunkt verschwunden ist! Es liegt etwas Furchtbares in diesem scheinbaren Stillstand der Zeit, so daß ich oft nicht begreife, wie ich aufstehen mag, gewiß mich niederzulegen, ohne an irgend etwas als an der Uhr zu bemerken, daß ich einen Tag verlebt habe. Und doch schlafe ich jede Nacht so fest, lege mich so ermüdet zu Bette, als ob ich mich aufs Aeußerste angestrengt hätte. Ich erwarte die Stunde des Mittagsessens mit wahrer Sehnsucht, denn ich reite dann nach einem Speisehause in der Nachbarschaft, wo ich mich den unbedeutendsten Menschen, Ansprüchen, Neuigkeiten hingebe. Damit vergehen ein Paar Stunden, und das ist viel gewonnen. Nachher spiele ich Billard. Mir graut vor dem Augenblick, wo ich wieder allein bin, und doch zieht es mich immer wieder bald zur Einsamkeit hin. Vormittags, ehe der Morgen grauet, besteige ich ein Boot, und segle viele Stun-

den mit einem alten oft betrunkenen Matrosen auf dem Strom umher. Je ärger das Wetter tobt, desto lieber ist es mir, wie ihm. Denn die äußere Aufmerksamkeit auf Steuer und Segel, die dann nöthig wird, hindert mich zu denken, und je gleichgültiger mir das Leben ist, desto mehr Lust finde ich, mit Sorgfalt und Vorsicht in der Gefahr zu Werke zu gehen. Gleichsam, sage ich, als sey mir recht viel daran gelegen, daß ich nicht ertrinke.

Es muß nur keine Windstille eintreten.

* * *

Heute war eine, bei dickem Nebel. Wir ließen uns von der Fluth treiben, und als wir der Stadt gegenüber waren, beschloß ich, bei meinem Vater zu speisen. Auf der Rückfahrt, von der ich meinem Vater nichts sagte, ging eine frische Kühlte aus Südwest. Der alte Jakob war so betrunken, daß er über Bord fiel, wie er die Fockschote aufziehen sollte. Ich zog ihn heraus und befahl ihm, sich platt im Boot niederzulegen. Ich konnte das Segel selbst wahrnehmen. Er schlief bald, aber ich hatte viele Mühe, in der immer zunehmenden Dunkelheit zu steuern, zumal da der Wind stärker ward und die Wellen hoch gingen. Da fiel mir ein, wie abgeschmackt ich lebe, und da ich hin- und herdachte, ob dem je anders werden könne, mußte ich mir

mit solcher Ueberzeugung Nein sagen, daß mir der Tod höchst wünschenswerth erschien. Ich konnte ins Wasser springen und das Fahrzeug mit dem Matrosen an's Land setzen, indem ich das Steuerruder fest band. Ich verlor mich in diesem Gedanken. Er ward immer ernstlicher in mir. Mir war, als müsse ich beten, um ihn unterdrücken zu können. Dann, als ich den Wind im Tauwerk pfeifen hörte, glaubte ich Klagetöne zu vernehmen, und dachte an Mirandens Schmerz. Darüber war mir das Ruder entschlüpft. In einem Augenblicke war das Boot vom Winde ans Ufer getrieben, und die Wellen füllten es mit Wasser. Ich mußte den Alten wecken. Wie unleidlich war die Anstrengung, uns wieder flott zu machen. Wir brauchten über eine Stunde. Seine Fragen beseitigte ich durch Schelten über seine Betrunkenheit; aber die Nässe, die schwere Arbeit, der kalte Regen waren mir so beschwerlich, daß mich die äußerste Ungeduld ergriff. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich meinen Gedanken ausführen wollen, und als wäre mir das mißlungen. Und das war sehr peinlich.

* * *

Jeden Abend um acht Uhr fällt ein Schuß von einem im Flusse liegenden Kriegsschiff. Man sollte Kanonenuhren haben. Der todverkündende

Schall würde sehr passend an das unaufhörliche Sterben der Zeit erinnern. Im Grunde freilich läuten auch Glockenschläge die Stunden zu Grabe.

* * *

Ich beschäftige mich seit zwei Tagen viel mit der Erziehung zweier junger Dachshunde, die ich Waldmann und Waldine nenne. Dieses Geschwisterpaar lebt in rührender und recht viele menschliche Geschwister und Eheleute beschämender Eintracht. Sie lassen sich an, recht bissig zu werden, und ich lege es darauf an. Der Dachshund scheint sich zuweilen bis zum Humor zu erheben, und kann bei aller Ernsthaftigkeit mit seinen krummen Beinen fast satirisch aussehen.

* * *

Die beiden jungen G. nahmen mich heute mit auf die Jagd. Man nennt hier Jagd einen Spazirgang mit Hunden und Flinten, wobei man nichts Schießbares zu Gesicht bekommt. Denn es giebt zu viele Dilettanten. Am Ende wird ein Gewehr auf eine Krähe oder auf einen Sperling abgeschossen. Wenn es nicht knallte, so würde auch das wohl unterbleiben. Es ist bloß eine Abwechselung der Langenweile.

* * *

Die erste Angst, nur gar nicht zu mir selbst

zu kommen, ist schwächer geworden. Ich sah Miranda im Traum eine Nacht. Sie trat vor mein Bett; es war, als läge ich todtkrank im Fieber. Mit himmlischem Lächeln sagte sie: „Ehe Du sterben sollst, will ich Dein seyn.“ Da fühlte ich ganz deutlich, wie mit dieser Hoffnung neue Kraft zur Gesundheit in mir rege ward. Ich wollte mich aufrichten, aber noch zu matt sank ich zurück und glaubte wieder einzuschlummern. Seitdem ist an die Stelle der Angst, von der ich zuweilen mit Hoffnung dachte: so müsse einem zu Muthe seyn, ehe man wahnsinnig würde, eine unendliche Sehnsucht getreten. Ich suche nun, nur an Miranda und an die Zeit mit ihr zu denken. Wohl tausendmal habe ich mein Tagebuch gelesen, und jedesmal mit neuer Freude. Ich glaube, ich könnte wünschen, sie unbemerkt wiederzusehen.

* * *

In dem jetzigen Zustande gefalle ich mir auf andre Art auf dem Wasser. Seine düstre Fläche ist ein vertrauter Spiegel meiner Empfindungen. Die einförmige Bewegung der Wellen, die sich ewig am Strande brechen, sich hinaufwälzen, als wollten sie sich das Land zu eigen machen, dann vergeblich zurücksinken und immer mit neuer Kraft wiederkehren, ist ein Bild meines nie verlöschenden Schmer-

zes mit seinen ewig vergeblichen Träumen und Wünschen.

* * *

Mein Vater hatte mich gestern besucht und beredet, mit ihm in eine Gesellschaft zu gehen. Wie ich nun vor dem erleuchteten Hause stand (ich sollte früher hingehen als er es konnte), und das Geräusch der Fröhlichkeit mein Ohr traf, ergriff mich eine Scheu vor dem Eintritt in die glänzenden Gemächer, wie wenn das Alles nur angestellt sey, um mich wider Willen aus der großen stillen Welt der Phantasie in die lästige einer groben Wirklichkeit zurückzuziehen, was die Menschen, denen vor der Erhabenheit des Schmerzes bangt, aufheitern nennen. Ich ging am Hause vorüber, als gehöre ich nicht hinein, und ein eisiger Regen, welcher meine Wangen empfindlich traf, kam mir fast erquickend und erhebend vor. Mitten unter dem Gerassel der Wagen und dem gellenden Geschrei später Verkäufer verlor ich mich in Phantasien. Ich dachte mir, ich sey nun endlich gestorben, aber meine Seele hatte den Körper noch nicht verlassen. Der Tod war wie ein großes Glück, an das man gar nicht glauben will. Die Thränen meines Vaters erregten in mir eine verklärte Wehmuth; wie denn aller irdische Schmerz mit einem

leichten Flor verhüllt war. Nur als die Geliebte kam, mich noch einmal zu sehen, und ihre Thränen, die sie bisher nur einsam geweint hatte, auf mein Antlitz flossen, wieder einsam wie sie glaubte, fürchtete ich in's Leben zurückkehren zu müssen. Aber bald beruhigte ich mich, da ich einen Kuß, den sie scheidend auf meine Lippen drückte, nur wie im Traum empfand. Sie umwand mein Haupt mit einem Kranz von Myrthenreisern, und wie sie es emporhob und wieder sinken ließ, war mir, als erwache ich in einer langen Winternacht und als schlafe ich wieder ein, froh, daß der Morgen noch so fern sey. Nun hörte ich ein Glockengeläute von unbeschreiblicher Harmonie. Die Glocken aber sangen mit ihren ehernen Zungen immer die Worte: Glücklicher, Du liebst nicht mehr. Und ein Gedanke in mir antwortete: Ihr betrügt euch, er liebt noch, aber ohne Schmerz. Wie man mich in die Erde senkte, und sie dumpf über mir zusammenfiel, hörte ich von dem Gesang der Glocken mehr und mehr nur noch einzelne Worte, dann Töne; es ward finster und finstrer, still und stiller um mich her, und ich legte mich zum Schlaf hin, mit einer so seligen Gewißheit nicht wieder zu erwachen, daß mein ganzes Wesen sich in süße Wehmuth auflös'te und ich alle Wonne völliger Vernichtung empfand.

Stundenlang mochte ich so meinen Gedanken nachgehangen haben, als ich mich vor dem Hause der Geliebten fand; — ein halbbewußtes Gefühl mochte meine Schritte geleitet haben. Da war ich wieder auf der Erde, und der alte Schmerz erfüllte meine Brust; — ich lehnte mich, dem Hause gegenüber an einen Eckstein, und blickte nach den kaum erleuchteten Fenstern; — plötzlich fuhr eine Kutsche vor das Haus, die Thüre öffnete sich, und drei weibliche Gestalten traten heraus und stiegen in den Wagen. Ich konnte Miranda deutlich erkennen; die wird nun auch zu der Schlachtbank der Zerstreuung geführt, sagte ich mir, in eine Fraubasengesellschaft, wie Du. Ihr seyd Beide unglücklich und seyd es durch einander, und es hinge nur von ihr ab, es nicht zu seyn, denn sie liebt Dich noch immer; — ihr Unglück ist aber nicht so groß wie deines, denn ihr steht der allmächtige Wille zur Seite. — Und doch ergriff mich inniges Mitleid mit ihr, wie ich mich in ihre Seele hineindachte. Und sie geht so geduldig zur Schlachtbank, dachte ich, und muß gewiß ihren Schmerz und ihre Liebe selbst vor ihrer Mutter und Schwester in sich verschließen. Sie ist wohl noch unglücklicher als Du — — —

Ich ging nach Hause, und holte meinen Vater zur Gesellschaft ab.

* * *

Trennung, dem Körper nach, ist für Liebende nur ein Tribut, den man der Sterblichkeit zollt, eine vorübergehende Krankheit. Aber solche Trennung der Geister, wie wir erleben mußten, ist mehr als vorübergehend. Eine Trennung im Geisterreich wo Raum und Zeit wegfällt, oder sich doch ganz anders gestaltet, — sollte man kaum für möglich halten. Der Gedanke ist furchtbar. Eine solche Trennung ist zugleich eine Art Selbstvernichtung, weil der Geist an ein Doppelleben gewöhnt war, welches nun gewaltsam aufhört.

* * *

Wenn ich oft im Gewühl der Stadt oder unter vielen geputzten Menschen in einem hellen Saale aus einem langen Traum erwache, und alle diese Wesen wie eine Schaar von Puppen todt an mir vorüberziehen sehe, und ich dann fast schreckhaft bemerke, wie allein ich bin, so begreife ich nicht, wie ich diese Trennung habe überleben können. Im Grunde habe ich sie auch nicht überlebt. Der bessere Theil meines Lebens ist bereits dem engen menschlichen Daseyn entflohen mit unaussprechlicher

Sehnsucht. Meine Wünsche haben aufgehört, etwas mehr zu seyn, als Spiele der Phantasie in wehmüthiger Erinnerung. Was noch von mir lebt, ist ein Nachklang verhallender Töne, ein trübes Bild meines Wesens, welches die gröberen Theile meiner Seele, denen noch nicht vergönnt ist die schwere irdische Hülle zu verlassen, dem eigentlichen Ich in dumpfer träumerischer Bestrebung nachzubilden sich abmühen. Auch die Geliebte ist für mich aus der Reihe der Dinge verschwunden. Sie ist nur noch ein Symbol meiner unsterblichen Liebe, eine allegorische Person.

* * *

Wenn ich hier an diesem meinem Schreibtische meinen armen Verstand sammt meinem bischen Christenthum verlieren könnte in einem Nu — und also auch alle Erinnerung an die Schmerzen der Freundschaft — und einen Ideentauschkontrakt eingehen könnte, nehmlich alle alten Ideen und Gedanken und Einbildungen sammt Vorstellungen hinzugeben gegen den einen Fixstern von Ideen, sie liebe mich wieder wie vormals: — den Kontrakt schlöß' ich ab. Als ein königlicher Bettler, eine kleine stählerne Halskette, so sie getragen und ich besitze, ein Symbolum und Anspielung auf meine Sklaverei und Arrest (wie man arretirten Schiffen

eine

eine kleine Kette um den Mast legt) um den Arm gewunden, zöge ich in meinem Gott und Unsinn vergnügt durch die Welt; — zunächst bettelte ich bei ihr selbst, jedoch ohne sie zu kennen, sondern ich hätte mir das nur noch während dieser Vernunft und Beschreibung vor=, und mit in die Tollheit hinübergenommen; — nachher träumte dann dem Tollen, er sey wirklich bei ihr gewesen, und sie habe ihn mit ihren leiblichen Augen angesehen, und zwar liebreizend (natürlich!) und liebreich; und er bettelte sich (immerhin möchte er in jetzigen Zeiten das Geld auch bei sich führen) in diesem einen langen Traum bis zu Dir (nehmlich Heinrich) hin, den er fände und kannte. Ohne Zweifel ließest Du Dich bereden, deinen Verstand auch an den Nagel zu hängen und ad acta zu legen, und deine Erinnerungen auf die lange Bank zu schieben; — fechtend zögen wir dann zurück zu der Geliebten, wo Du denselben Traum erlangen könntest; und Eifersucht bliebe eben so fern von uns als lichte Augenblicke. Und wenn uns vernünftige Staaten und Obrigkeiten ins Tollhaus setzten, so begönne eine Periode der Wuth und Raserei, nicht schlechter wie der erste stille Wahnsinn, nur kräftiger durch Zorn und Widerstand; — immer und unablässig behielten wir die geliebtesten Züge, toll und thöricht wie wir wären, unsrer Erin=

nerung eingeprägt; und jugendlich frisch, wenn sie draußen in der verständigen Welt lange veraltet und verwelkt wäre, lebte sie, wie in Marmor gehauen, in ihren zwei treuen unvernünftigen Liebhabern fort, die augenscheinlich nach solchem (wiewohl ohne Fichte's Anweisung dazu) geführten seligen Leben keinen andern Tod als den der Vernichtung zu erleben, oder vielmehr zu sterben verlangen, also auch hoffen könnten.

Im Dezember 1808.

Ich will nicht wieder zur Stadt. Mir ist besser in dieser Einsamkeit, die täglich mehr verwildert und einwintert. Seit heute kann ich nicht mehr segeln, so stark geht der Fluß mit Eis. Ich werde starr mit ihm. Der Schmerz will sich gar nicht mehr erweichen. Man sagt, ein Fixstern, der verlösche, würde uns doch noch Jahre lang glänzend erscheinen können. So leuchtete die helle Sonne der glücklichen Liebe, obgleich untergegangen, noch eine Weile in die Nacht hinein. Aber nun ist auch dieser Schein vorbei, und in die lange Winternacht fällt kein Strahl mehr, weder der Erinnerung noch der Hoffnung.

* * *

Durch mein Leben ist immer der Wechsel ge-

gangen, daß sich die Traumwelt öffnete, jemehr die wirkliche sich verschloß. Ich träume selten oder nie im Glück. Aber je ärger es in der Wirklichkeit stürmt, desto lieblichere Traumwindstille tritt ein, und so lebe ich zwar nicht in halzyonischen Tagen, aber doch in solchen Nächten. Die Geliebte erscheint mir fast jede Nacht, und dann ist nicht die Rede unter uns von Mißverständnissen und Verschmähung. Bald ruht sie in meinem Arm, und duftende Blumen sprießen unter ihr hervor; ich pflücke sie und bedecke die Schöne mit Kränzen, und es wachsen immer neue herrlichere Blumen nach. Dann führe ich sie in einer dunkeln stürmischen Nacht; sie schmiegt sich ängstlich an mich, ich zittre mehr wie sie, und plötzlich leuchtet der Mond. Heut' Nacht war mir, als zeigte ich ihr ein Gemählde; sie drehte sich schnell um, und so berührten meine Lippen ihre Wangen; ich küßte sie leise, sie schien verwundert, aber sie erzürnte sich nicht; es war mir, als bräche da zum erstenmal meine Liebe gewaltig und entschieden aus; ich bekannte sie mit einer Rührung, die aus einem seltsam beklemmenden Gemisch von Hoffnung und Resignation entstand; mir war dabei gar lieblich und still zu Muthe. Wie da ich mich noch geliebt glaubte!

* * *

Von allen Schmerzen, die sich in mir erzeugen, und deren emsige Selbstbeschauung mich jetzt beschäftigt, kommt am Ende keiner an Schadenfreude und Qual diesen belobten Träumen bei. Die ewig wiederholte Täuschung hat mich selbst träumend gegen die Träume mißtrauisch gemacht, und ich frage mich immer: Ist das nun wieder Lug, Trug, Traum?

* * *

Alle Abend so müde seyn von Schrittschuh- und anderem Laufen, daß man in einen körperlichen Schlaf verfällt, wenn auch die Phantasie noch so geschäftig ist, das ist und bleibt eine der größten Wohlthaten dieses kargen Lebens.

* * *

Wie so gar kurz hat meine Liebeslust gedauert, und wie lang dauert der Schmerz! Der Schmerz allein ist unsterblich in der Liebe. Das Uebrige hat seine Jahrszeiten.

* * *

Der wäre der größte und nützlichste Philosoph, der für jeden gegebenen Fall eine Gedankenreihe erfände, die mit einer sichern fixen Idee schlösse und ihren Durchdenker wahnsinnig machte. Wie eine algebraische Formel, mit der man unbekannte Größen findet. Beliebige Tollheit ist auch die unbe-

kannteste und größte unbekannte Größe. Solche Tollheit wäre viel vernünftiger als Tod, weil man ja nicht weiß, inwieweit der Lethe eine poetische Figur ist, oder mehr. Aber hier weiß ich, daß so lange ich lebe und toll bin, mein Glück blüht und der Frühling gar nicht ausgeht mit seinen Rosen und Nachtigallen. Dabei wäre denn die größte Schwierigkeit für den Erfinder, nicht mit seiner Gleichung selbst fortgerissen zu werden, wenn nehmlich der Mann ein Philosoph bleiben wollte, und seines Orts nicht liebte Er könnte im schlimmsten Fall einen Schlüssel haben, eine unfehlbare Ideenassoziation, zu erwecken durch etwas vorher Bereitetes, die ihn den Weg wieder zurückführte.

* * *

Der wäre zweitens mein Mann und Philosoph, der durch eine Gedankenreihe wie durch eine chemische Operation die Seele zersetzen könnte. Gewisse Gedanken, wenn man sie denken könnte, müßten ohne Zweifel einen geistigen Tod herbeiführen können, an den sich nicht wieder die Qual eines neuen Lebens anschlösse. Also nicht bloß die Gedanken müßten hier erfunden werden, sondern auch die Art sie in sich aufzunehmen. Indeß die Sache läßt sich hören, denk' ich, und lesen.

* * *

Ein rechter Schmerz, sagt das Christenthum, kann zur Bekehrung, und diese zum ewigen Leben führen. So wäre denn ein solcher Schmerz eine auf ein gutes Haus gezogene Anweisung auf Unsterblichkeit. Giebt es aber gar kein Papier auf Sterblichkeit? NB! kurzsichtiges?

Vierzehntes Kapitel.

** den 10 Dezember 1808.

Diesen Morgen bekam ich folgenden Brief von Heinrich:

„Dannau.

Die vierzig Tage sind lange vorüber, und ich habe nicht bei Dir angefragt. Oder komme ich auch jetzt noch zu früh? Ich hoffe es nicht. Schon in Göttingen erfuhr ich von Volland, der, wie ich vermuthe, selbst ein Vorwort für Dich eingelegt hat, obgleich er deinen Besuch nicht annehmen wollte, die Ursach deiner schnellen Abreise. Als er bald darauf auch abreiste, konnte ich weiter nichts über Dich erfahren. Ich würde Dir geschrieben haben, aber eine Trauerpost rief mich nach Hause. Ich fand meinen guten Vater auf dem Todbette und verlor ihn wenige Tage nach meiner Ankunft. Ich war weder fähig, an mein Versprechen zu denken, noch konnte ich zu irgend etwas Muße finden, als zur Anordnung der Angelegenheiten meiner Mutter und meiner Geschwister. Eine Last von Geschäften aller Art, mir ganz neu, nahm mich in Anspruch. Kürzlich meldet mir nun Volland, wie es Dir geht, und

wie sehr schmerzt mich das! Du führst ein sonderbares Leben. Ist es nicht Deiner unwürdig? Ich lade Dich ein, zu mir zu kommen und so lange bei uns zu bleiben als es Dir gefällt. Du wirst uns in dem verödeten Hause doppelt willkommen seyn. Nachher findet sich's, ob Du wieder nach Göttingen gehst. Ich rathe es, denn Du bist zu stark dazu, um den Erinnerungen an dein verlorenes Glück aus dem Wege zu gehen. Das ist doch immer eine Art von Feigheit, und nur im ersten Schmerz zu entschuldigen.

Ich kann und werde Dir jetzt auch jeden Zweifel an meiner Freundschaft und Treue lösen. Komm nur bald.

Dein Heinrich v. D."

Ja ich will kommen. Dieser Brief erinnert mich daran, daß ich doch wohl nicht Alles verloren habe. Schon lange habe ich mich, ohne es mir gestehen zu mögen, nach dieser Ueberzeugnng gesehnt. Welche Sechswochen habe ich gehalten! Auch mein Vater wird sich über diesen Entschluß freuen. Einige Tage will ich noch mit ihm zubringen.

Dannau den 18. Dezember.

Ich bin hier angekommen. Von der Reise nichts! Ich dachte nur an das Wiedersehen. Schon lange hatte ich mich darauf gefreut, Heinrichs Jugendland kennen zu lernen; das ist doch immer das Eden für's ganze Leben, und jeder, der es auch späterhin wieder betritt, wird wieder in Eden eingelassen, wenn er nicht allen kindlichen Sinn verloren hat, und kann sogar noch einige Freunde mitbringen. Zwar ist uns der Winter nun hinderlich, aber doch will ich mir jedes Plätzchen zeigen lassen. Ich fühle mich jetzt mehr aufgelegt, die Außenwelt auf mich einwirken zu lassen, als mich mit den Trümmern meines Innern zu beschäftigen. Das Tagebuch will ich fortführen, obgleich von Druck nun längst nicht mehr die Rede seyn kann. Die Schadensklage beseitigt mein Vater. Die Idee war schön, aber ich muß meiner Liebe die letzte Ehre erzeigen, daß ich ihr kein öffentliches Monument setze.

Dannau ist ein altes Schloß in einer reizenden Gegend, mit einem großen Park, der seine schönste Zierde von einem starken Bach erhält, welcher sich durch Wiesen schlängelt. Die Landschaft ist mehr idyllisch als romantisch, von kleinen anmuthigen Hügeln durchschnitten, und ziemlich reich an alten Buch-

wäldern. Ich fand Heinrich leider nicht allein. Es ist viel Besuch da, auch mehrere Schwäger Heinrichs mit ihren Familien. Mich langweilt das, ich erwartete es nicht. Es stört mich, neue Bekanntschaften zu machen; ich wollte mit der alten in neuen Umgebungen seyn, aber nicht unter so vielen neuen Menschen. Die Winterlandschaft läßt sich gemüthlich betrachten, sie macht nicht einmal soviel Ansprüche als im Sommer, wo so viele Farben, Klänge, Düfte mitreden wollen. Personen aber sind nicht so bescheiden, und sind doch gewöhnlich nicht einmal persönlich, sondern schlechte Kopien von anderen Personen, die sich ihres Orts wieder in die allgemeinsten Begriffe auflösen, z. B. Krautjunker, gute Landwirthe, ästhetische Fräuleins, geputzte Fräuleins, junge geschmeidige Hofmeister, die allerlei Spiele in Gang bringen, und dergl. Alle diese wollen nicht bloß reden und angehört werden, sondern man soll ihnen auch antworten, ja mit ihnen zu reden anfangen. Nicht einmal unausstehlich darf ich seyn, womit ich mir sonst zu helfen pflege, sondern liebens- und Heinrichs würdig.

Den 20. Dezember.

Viele von den Leuten sind doch wohl anders als ich sie zuerst betrachtete, besonders Heinrichs

Schwestern und der eine seiner Schwäger. Ich könnte den Mann lieb gewinnen. Er ist einer von den Wenigen, die noch nicht an Deutschland verzweifeln. Bis jetzt habe ich zu keiner ausführlichen Unterredung mit Heinrich gelangen können. Das gesellige Leben auf dem Lande erfordert weit mehr Zeit als in der Stadt.

Den 21. Dezember.

Heinrichs Braut, Klotilde von R., ist angelangt, ein Theil der anderen Besuche ist fort. Nun verändert sich der Ton der ganzen Gesellschaft. Klotilde scheint auch die Seelenlosen zu beleben. Sie ist weniger schön als anmuthig, voll Huld, trägt ihren Brautstand nicht zur Schau, wie so viele Mädchen. Die Unterhaltung richtet sich hier oft auf ernsthaftere Gegenstände. An rauschende Ergetzlichkeiten, wie man die gesellschaftliche Langeweile zu benennen pflegt, wenn man sie mit erkünstelter Lustigkeit übertüncht, ist ohnehin nicht zu denken wegen der Trauer. So geschah es, daß wir diesen Abend darauf zu sprechen kamen, welcher Platz unter den Erzeugnissen der redenden Kunst den Mährchen anzuweisen sey. Heinrichs Schwager wollte sie in dichterischem Betracht nicht gelten lassen, wenn sie nicht irgend einen historischen Boden hätten,

oder eine allegorische Bedeutung. Es sey, meinte er, ein bequemes Dichten, wenn man sich eine willkürliche poetische Welt erschaffe. Aber wie der Mahler an den Pinsel und an die Leinewand, der Bildhauer an den Meißel und Marmor gebunden sey, der Architekt an Richtmaaß und Material, so dürfe der Dichter auch die wirkliche Welt nie verlassen, und das Wunderbare stehe ihm nur insofern zu Gebot, als es eine geschichtliche Wirklichkeit habe, sollte diese auch nur im Aberglauben des Volks ihre Wurzel haben. Die Aufgabe der wahren Poesie sey nicht, Luftschlösser zu bauen, sondern Bauerhütten in anmuthige Landhäuser und Gemüsegärten in Parks umzuschaffen. Das Widerstrebende des Stoffes sey dem wahren Dichter so wenig im Wege, daß vielmehr dadurch das Werk des Dichters seine wahre Würze bekomme. Alles Irdische müsse den Boden, dem es entkeimt sey, nie verläugnen. Er lasse sich daher weder durch die herrliche Sprache in Göthe's Mährchen, noch durch die ahndungsvollen Anklänge des Mährchens im Heinrich von Ofterdingen irre machen; vielmehr sey er durch beide an beiden Dichtern irre geworden, wenigstens unzufrieden mit ihnen. Sollten beide Mährchen allegorische Beziehungen haben, wie man schwerlich bezweifeln könne, so hätte besonders Göthe, der das

Mährchen als etwas Vollendetes gebe, diese dem Leser nicht vorenthalten müssen, wiewohl auch dann eine so lang ausgesponnene Allegorie ihm persönlich nie zusagen würde.

Ueber diese und ähnliche Behauptungen entspann sich ein lebhafter Streit. Klotilde endigte ihn, indem sie vorschlug, daß jeder aus der Gesellschaft, der es unternehme, ein Mährchen erzählen solle, wovon er glaube, daß es neu sey oder doch nicht allgemein bekannt. Dann werde man nachher mit größerem Vergnügen den gründlichen Männern die Zergliederung des Erzählten überlassen können, wenn sie es nicht unterdeß müde geworden wären. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und man beschloß, das Loos darüber entscheiden zu lassen, wer den Anfang zu machen habe, und jedem Erzähler bis zum andern Abend Bedenkzeit zu gönnen, wenn er es verlange.

Das Loos traf mich zuerst, und ich erbot mich, gleich anzufangen, wenn man mir Nachsicht schenken wolle. Ich war gerade kurz vor meiner Abreise aus ** durch eine Reminiszenz aus meiner Kindheit an die Erzählung wieder erinnert worden, und begann:

Die Sage vom fliegenden Holländer kann zwar nicht eigentlich ein Mährchen genannt

werden, oder damit ich mich genauer ausdrücke, man könnte darüber streiten, ob zwischen dem Mährchen und der Volkssage nicht ein Unterschied statt finde, indem das Mährchen ein absichtliches künstlerisches Produkt, die Volkssage hingegen ein Geglaubtes sey, dessen Grund und Boden nicht gerade nothwendig auf dem Gebiete des Wunderbaren liege. — —

Die Damen ließen mich nicht ausreden, und verlangten die Erzählung, da man von einem Holländer vielmehr alles Andre erwarten könne, als daß er in eine fliegende Bewegung gerathe.

In meiner Vaterstadt, fing ich also an, lebt ein wunderlicher alter Mann, den man gewöhnlich den alten Schout-by-Nagt nennt, weil er einem Holländischen Seemann nach altem Zuschnitte gleicht. Er hat viele Seereisen, bald als Kapitain, bald als Superkargo gemacht, und sich schon mehrere Jahre vor der jetzigen Stockung der Seefahrt zur Ruhe begeben, da er ein ziemliches Vermögen besitzt. Er bewohnt ein kleines am Strom belegenes Haus, dessen Dach vollkommen einem umgekehrten Schiffe gleicht, und dessen Verzierungen ebenfalls von einem Schiffszimmermann angegeben zu seyn scheinen. Er selbst hat es bauen lassen. Das Innere entspricht dem Aeußern, und man glaubt in der reinlichen glänzenden Kajüte eines Ostindienfahrers

zu seyn, wenn man seinem bequemen Sorgestuhl gegenüber auf einer an der Wand angebrachten Bank sitzt, und durch die kleinen Fenster auf den breiten Strom hinblickt. Dieser Mann war ein Bekannter meines Vaters. Sein freundliches Wesen, die Näschereien, mit denen er immer versehen war, ein im Zimmer hängendes Straußenei, und manche andere Wunderbarkeiten aus fremden Zonen, die er gern vorzeigen mochte, zogen mich als Knaben oft zu ihm hin, und auch er schien sich nicht ungern mit mir zu beschäftigen. Eines Nachmittags im Spätherbst war ich noch kurz vor Einbruch der Abenddämmerung zu ihm hinausgegangen, und wollte eben an die Thüre des Stübchens pochen, als ein Bursche, den er zu seiner Bedienung bei sich hatte, und der sowohl durch seinen Anzug, als durch seine Manieren an einen Kajütjungen erinnerte, mir ernsthaft in den Arm fiel und mir Stille gebot. Ich hörte nun den alten Mann ein langes Gebet hersagen, und zwar, wie ich mir dachte, knieend. Wenigstens schloß ich dies daraus, daß ich, als das Gebet zu Ende war, ein Geräusch vernahm, als wenn ein Knieender mit einiger Beschwerlichkeit aufstehe. Gleich darauf öffnete der Schout-by-Nagt die Thüre, und fragte, wer gekommen sey. Ich trat hervor, und ward eingelassen. Ich bat ihn,

mir die Veranlassung seines Betens zu sagen, da ich wußte, daß er gewöhnlich um diese Tageszeit nicht zu beten pflegte, und sich überhaupt dabei sehr kurz faßte. Er wich aus, und vermehrte dadurch meine Neugier. „Du kannst es noch nicht Alles verstehen, mein Kind,“ sprach er, „was ich Dir erzählen müßte, um deine Frage zu beantworten. Indeß ich will Dir den Gefallen thun. Setz' Dich und paß' auf!

„Mein Sohn, es sind heute fünf und vierzig Jahre, als ich gerade um diese Stunde in der Falschen Bai beim Vorgebirge der guten Hoffnung Schiffbruch litt, und durch Gottes Gnade mein Leben wunderbarlich rettete. Es war meine erste große Reise als Superkargo, wiewohl nicht meine erste Seereise. Ich war drei Monathe früher mit einem englischen Ostindienfahrer von Bombay abgegangen, um nach London zurückzukehren. Die Hinladung war mit Vortheil verkauft, ich brachte reiche Retouren mit, und hoffte ein gutes Geschäft zu machen. Unser Schiff war bei der Abfahrt, wie wir Seeleute sprechen, dicht, hecht und gerecht, wohl gekalfatet, mit allen nöthigen Zubehörungen; die Masten und Pumpen mit Kragen und die Luken mit Persenningen wohl versehen, auch die Ladung gehörig gestauet und mit Holz unterschlagen; aber nicht

al=

allerdings so gut stand es mit unserem Schiffskapitain, der in Ostindien hatte angenommen werden müssen, weil der eigentliche Kapitain gestorben war. Jeder Schiffer zieht andre Saiten auf, sobald er die Anker gelichtet hat, und das weiß man, und spricht nicht viel mit ihm, fragt aber gar nicht; allein dieser zog gar keine Saiten auf, sondern er schien auf dem Holz zu geigen. Er konnte nichts sagen ohne einen derben Fluch, und das Stundenglas nicht umkehren ohne einen derben Trunk. Waren Wind und Wetter nicht Dienende, so war vollends kein Auskommen mit ihm. Doch verstand er seine Sachen gut, und keine Seele wagte es, ihm zu widersprechen. So gelangten wir bis auf die Höhe des Kap. Hier hätte unser Patron gern angelegt, denn er hatte in Bombay mit der Provision geknikkert, und das Wasser fing auch an gar schlecht zu werden, so daß wir nicht wohl bis St. Helena warten konnten. Allein die Tafelbai, in die man einlaufen muß, schien wie behext zu seyn; das meinte wenigstens der Kapitain. Wir konnten nicht einlaufen. Das Wetter war heiter, aber der Wind stille oder kontrair. Eines Morgens ward der Himmel trübe. Die See fing an unruhig zu werden, obgleich noch kein Wind zu spüren war. Bald aber erhob sich ein Sturm, der das Schiff vor sich her trieb; dann

folgte abermals Windstille, und kurz darauf neue Windstöße und furchtbare Schlagseeen. Das Wetter schien ganz seltsame Launen zu haben, und das ist denn zur See kein gutes Zeichen für den der's versteht. Die Segel schlugen prasselnd gegen die Masten, das Schiff schwankte hin und her, doch ohne sich von der Stelle zu bewegen. Gegen Abend fing es an zu blitzen und zu donnern; der Kapitain ließ ein Segel nach dem andern reeffen und einziehen, und als es dunkel ward, endlich beilegen, nicht ohne manche kräftige Verwünschung auszustoßen. Die Matrosen fingen an unruhig zu werden; wir sahen einer unangenehmen Nacht entgegen, und man bemerkte besonders unter den Passagieren nichts als lange Gesichter. Mir war es zu dumpfig in der Kajüte; ich hielt mich beim Steuer auf, wo auch der Schiffswundarzt, ein verständiger Mann, war. Die Wache auf dem Verdeck bestand aus vier Mann, von denen einer im Vordertheil Acht haben mußte, weil das Wetter so trübe war, daß man kaum zwei Schiffslängen weit sehen konnte. Ich nahm wahr, daß dieser Mensch oft umherging, als wenn er etwas Beunruhigendes genau betrachten wolle, und daß er, wenn ihn die Anderen fragten, keine rechte Antwort gab. Ich ging nach dem großen Mast, um ihnen näher zu seyn, und sie beobachten zu kön-

nen; da sah ich, daß die drei anderen Matrosen zu Tom hintraten, und daß er in die See deutete, worauf jene wie versteinert standen. Lange blieben sie sprachlos, dann riefen sie nach der zweiten Wache.

Die Mannschaft, die zum Theil schon in ihren Hängematten lag, murrte über diesen unzeitigen Ruf, und einige Stimmen fragten, was es denn auf dem Deck gebe. „Kommt selbst und seht," riefen jene; „auf dem Deck ist es nicht, aber vor dem Schiffe. — „Seht, seht," rief Tom! „Saht Ihr ihn bei dem letzten langen Blitz, wie er mit allen Segeln, nicht eines aufgerollt, durch die schäumenden Wellen dahinfuhr?" — Ich selbst glaubte, ein Schiff in vollen Segeln entdeckt zu haben, was mich bei diesem Wetter nicht wenig Wunder nahm. Nun was giebt es denn, fragte ich, was ist denn das für ein Unglück, das noch ein andres Schiff auf der See fährt? — „Ja, Herr," versetzte Tom, „ein andres Schiff! Aber dies Schiff hat wohl noch keiner gern gesehen! Es ist auch nicht gut davon zu reden, und Ihr thätet besser mit euren Fragen zu Hause zu bleiben. Ich werde nicht der erste seyn, der auf eure Frage antwortet, denn wer das Schiff zuerst nennt, den holt bei meiner armen Seele eine Brechsee über Bord, ehe die Sonne zum zweitenmale wieder untergegangen ist." — „Auch wenn er im Raum bleibt?"

fragte ein Andrer. — „Du Narr", versetzte Tom, „kann ihn der Teufel nicht auch im Raum holen? Ich für mein Theil mag mit dem verfluchten Holländer nichts zu thun haben."

Unterdeß waren immer mehrere Leute auf's Verdeck gekommen, auch einige Passagiere, und die Unruhe über das unheimliche Schiff, über welches die Matrosen größtentheils Bescheid zu wissen schienen, ohne sich darüber auslassen zu wollen, ward immer allgemeiner. Der Sturm nahm zu, und man konnte das Tosen der Wellen kaum von dem Rollen des fernen Donners unterscheiden. Ein heftiger Windstoß löschte die Leuchte beim Kompaß aus, und niemand wußte, nach welcher Richtung das Schiff sich bewege. Mich selbst hatte ein Grauen ergriffen. Fragen sollte man nicht, und doch war gerade das Unbekannte hier allein grausenhaft; ich konnte mir wohl sagen, daß Alles wahrscheinlich auf einen einfältigen Aberglauben hinauslaufen werde; aber mitten auf der See und in solchem Ungewitter, und wenn der Boden unter den Füßen bebt und kracht, die Taue heulen und die Segelstangen ächzen, und es dabei stockdunkle Nacht ist, so daß man nichts sieht, als den weißen Schaum sich brechender Wogen, dann muß es schon ganz besonders richtig unter dem dritten Knopfloch und insonderheit

mit dem Glauben an die Vorsehung vorzüglich gut bestellt seyn, wenn nicht selbst der dummste Aberglaube schreckhaft werden soll. Das sah ich recht an unseren Passagiers. Sie hatten das große Wort, als das Licht beim Kompaß wieder angezündet war, und man nun bemerkte, daß das Schiff jetzt mehr nach der Richtung des Windes lag als vorher, und lachten die Matrosen aus. Als aber im nächsten Augenblick ein furchtbarer Blitz die schwarzen Wolken durchschnitt, und jedermann ganz deutlich das geheimnißvolle Schiff sehen konnte, wie es, mit allen Segeln, wüthend vom Sturm gejagt, über die Wogen dahinflog, da schlich Einer nach dem Andern in die Kajüte, und kam nicht so bald wieder zum Vorschein. Der Wundarzt aber, der den Kleinmuth der Matrosen wahrnahm, holte ein Gebetbuch hervor, setzte sich neben den Kompaß auf's Verdeck, und verlas mit feierlicher Stimme ein Gebet und Fürbitte für die, so auf der See in Noth sich befänden. Der Mann pflegte bei der täglichen Andachtsübung, die auf solchem Schiffe gehalten wird, den Vorleser zu machen. Die Matrosen liebten ihn, und nannten ihn den guten Georg. Auch jetzt versammelten sich viele um ihn. Es war ein eigner Anblick. Das Licht, welches in der dicken Finsterniß blendend weiß von den Blättern des Buches

wiederschien, beleuchtete die von der Sonne verbrannten Gesichter der Matrosen nur halb, und manche von ihnen im Hintergrunde wurden nur sichtbar, wenn ein Blitz eine augenblickliche Helle verbreitete. Der zunehmende Sturm und eine über Bord schlagende Welle, die mehrere Personen niederwarf, störte die andächtige Versammlung.

„Herunter vom Deck, wer hier nichts verloren hat!" rief jetzt der Kapitain, dem es nun an der Zeit schien, das Steuer selbst in die Hand zu nehmen, aus der Kajüte hervortretend. „Was giebt es denn da? Ich glaube gar, hier wird Betstunde gehalten. Es giebt aber jetzt andre Dinge zu thun." Er traf mehrere Anordnungen. „Wie könnt Ihr über ein Bischen Wind solch Aufhebens machen? Nun, Tom, Du ziehst ja eine Fratze wie ein Junge, der zum erstenmal das Land aus dem Gesicht verliert. Marsch hinauf auf den Fockmast, und binde mir die Raa fest, die da solch' Katzenkonzert macht!" — Tom gehorchte. Der Wundarzt und ich stiegen aufs Kajütverdeck, um uns vor den Sturzseeen, die sich mehr und mehr über das Schiff ergossen, zu bergen, und dem brummenden Kapitain nicht in den Wurf zu kommen. Tom trat wieder zum Kapitain. „Nun," fragte dieser, „was hast Du gesehen? Will es sich noch nicht aufklären?" — „Hat sich was aufzuklä-

ren!" versetzte jener. „Eben sah ich wieder die Unglücksbrigg; so lange d i e ihr Wesen treibt, kann das Wetter nicht aufhellen." — „Welche Brigg?" — „Je nun, Ihr wißt ja wohl. Den Unglückskerl mit Holländischer Flagge! Der hat noch alle Topsegel auf, als wenn er des Windes nicht genug kriegen könnte." — „Träumst Du auch vom fliegenden Holländer, Narr?" entgegnete der Kapitain. „D a s Schiff möchte ich sehen, das bei diesem Wetter Topsegel führen kann. Ich nehme den Hut ab vor dem Kapitain, und wenn er auch ein verdammter Holländer wäre." — Tom sah sich scheu um. „Ihr werdet ihn noch zitiren," sagte er. „Seht Ihr's nun? Bei meiner armen Seele, da ist er wieder, und viel näher, als da ich auf der Vorbramstenge stand." — Man sah wieder das Schiff im Schein des Blitzes. Der Kapitain schwieg. Es hatten sich nach und nach, seines Befehls ungeachtet, wieder einzelne Leute auf dem Verdeck eingefunden. Die Angst ließ sie nicht ruhen. Er schien sie nicht zu bemerken. Das Gewitter nahm ab, weniger der Sturm. Tom, sagte ich, nun erzähle mir, was es denn für eine Bewandniß hat mit dem fliegenden Holländer? — „Herr, jetzt will ich es thun," antwortete Tom. „Es ist ein behexter Holländischer Ostindienfahrer, der hier in dieser vertrackten Gegend vor hundert und

mehr Jahren weggekommen ist; man weiß selbst nicht wie und wohin. Der Kapitain war ein Mann, der sich den Teufel selbst nicht anfechten ließ. Ihn überfiel hier ein Sturm. Seine Offiziere riethen, in die Tafelbai einzulaufen. Er ward zornig, und schrie: Ich will ewig verdammt seyn, wenn ich das thue, und sollten wir bis zum jüngsten Tage vor der Teufelsbai herumfahren. Das soll nun wahr geworden seyn. Er fährt noch immer herum, aber nur bei Sturm sieht man ihn. Es ist kein gutes Zeichen, wenn man ihn sieht. Aber wenn er beilegt und ein Boot aussetzt, so ist es noch schlimmer." — „Halt's Maul, altes Weib," schrie der Kapitain. — „Ja, wenn er ein Boot aussetzt," sagte ein andrer Matrose, „so hat er Briefe abzugeben an längst verstorbene Leute, die in Straßen wohnen, welche kein Mensch kennt. Annehmen muß man sie, sonst ist der zweite Verdruß schlimmer wie der erste. Aber diese Unglücksbriefe, die sich ganz leicht anfühlen wie ordinäres Papier, wiegen zentnerschwer im Schiff, und werden alle Tage schwerer. Man hat Beispiele, daß sie Schiffe in den Grund gezogen haben. Als ich noch mit der Phöbe fuhr, erlebten wir so was. Zum Glück ging es gut ab. Der Holländer schickte wirklich ein Boot mit fünf Mann an Bord, die baten und

flehten, wir sollten ihre Briefe mitnehmen. Kein Mensch wollte sie anrühren. Die Leute stiegen an Bord (wie sie aussahen, Gott sey bei uns! das mag ich nicht sagen,) und legten die Briefe hin, und ein Senkblei darauf, daß sie nicht wegwehten. Wir hatten einen alten Steuermann, der verstand mit so was umzugehen. Der Zimmermann sollte ein Stück von dem Nothsteuerruder, das noch kein Salzwasser gekostet hatte, darüber nageln, und als er nun das Blei wegnimmt und die Briefe unter das Stück Holz legen will, kommt ein Windstoß, das Schiff legt sich auf die Seite, und alle Briefe gehen über Bord. Sie waren auch gleich niedergesunken wie die Steine, das kann ich Euch sagen." — „Es war vielleicht Geld darin, Jäck," sagte der Wundarzt. — „Geld? Ja von dem Geld möchte ich nichts haben," sagte der Matrose. — „Also fünf Mann im Boot, sagst Du?" fiel Tom ein. „So ist es auch gewiß wahr, was mir der alte Jänky aus Boston erzählt hat, daß der fliegende Holländer, wenn er das Boot mit einer graden Zahl Leute aussetzt, keine Briefe abzugeben hat, sondern Leute abholen will. Er nimmt dann halb so viele von der Besatzung des Schiffes mit, das er anspricht, als er selbst im Boot hat. Was dann aus denen wird, weiß Gott oder vielmehr der Teufel.

Der Bootsmann vom Holländer aber legt an, und ruft die Leute bei Namen, die er haben will, und das sind immer die gottlosesten. Mit müssen sie, da hilft nichts. Ist aber die Zahl der Leute im Boot ungrade, so hat der Holländer nur Briefe abzugeben. Man kann also gleich sehen, was er will."

Unterdeß fing der Morgen an zu grauen, der Sturm hatte abgenommen. Aber die Unruhe des Schiffsvolkes wuchs, als wir das verdächtige Schiff, wiewohl noch in einiger Entfernung, beilegen, und ein Boot aussetzen sahen. „Vier Mann, bei meiner armen Seele," sagte Tom, und zitterte, daß ihm die Zähne klapperten. — „Vier Mann; also zwei von uns," rief Jäck. — „Vier Mann," wiederholten alle Matrosen. Fast die ganze Mannschaft kam auf's Verdeck. Der Kapitain sah aus, wie Kreide. — „Nun, Kapitain," sprach ein Laskar, den ich noch wenig gesehen hatte, in gebrochenem Englisch, „zwei Mann also holt er ab; wer sollten wohl die zwei Mann seyn?" — „Schweig, Schurke," stammelte der Kapitain. — „Ich will es sagen," fuhr jener fort, „wer die zwei Mann sind, es sind der Kapitain und ich." — „Schlagt den Hund todt," schrie der Kapitain, „werft ihn über Bord, daß ihn die Haifische fressen bei lebendigem Leibe." — Aber niemand rührte sich; es

war mir zu Muth, als würde Zeter geschrien und der Stab gebrochen über einen armen Sünder, wie der Laskar wieder anfing: „Sagen will ich es, den Trost will ich doch vorher noch haben. Ach hätte ich es früher gesagt! Du Mörder willst noch ein Wort reden? Denk' doch nur an die junge hübsche Schwarze auf dem Sklavenschiff voriges Jahr, die wir Beide über Bord warfen früh Morgens, weil sie nichts mehr von Dir wissen wollte aus Abscheu vor deiner Grausamkeit gegen die anderen Neger! Und war sie Dir nicht immer zugethan gewesen, Du Unmensch, und bat und jammerte sie nicht, daß es einen Stein hätte rühren mögen? Nur deine Geliebte wollte sie nicht mehr seyn, lieber sterben, und wir stopften ihr ein Schnupftuch in den Mund und warfen sie — — —" Wüthend sprang der Kapitain auf ihn zu, riß ihn zu Boden, befahl ihn zu binden und in den Schiffsraum zu werfen. — „Du magst es gethan haben," sagte der Kapitain, „und Du sollst dafür büßen." Man gehorchte schweigend. Das Boot des Holländers kam näher und näher. Der Kapitain befahl, die Segel aufzuziehen. „Es wird Tag," sagte er, „was kümmern uns die Holländischen Bestellungen?" der Wind ist gut, wir laufen in die Bai ein." — Die Matrosen blickten einander an, folgten aber dem

Befehl mit Freuden. Bald verloren wir Boot und Schiff aus dem Gesicht. Wir näherten uns gegen Mittag der Küste bei der Falschen Bai, als das Gewitter wieder aufstieg. Der Sturm ward viel heftiger als Tags zuvor, und schleuderte uns gegen Abend aller Anstrengungen ungeachtet auf den Strand. Das Schiff ging noch in der nehmlichen Nacht in Trümmer. Von einhundert und sechs und dreißig Mann der Besatzung kamen sechs und funfzig um, unter diesen der Kapitain. Der Laskar fand sich auch nicht unter Denen, die sich auf den Böten retteten, und ward wahrscheinlich im Schiffsraum vergessen. —

Die Damen fanden diese Erzählung zu gräßlich, und erklärten, es sey gegen die Abrede, solche Dinge noch kurz vor Schlafengehen vorzubringen. Heinrich behauptete, die ganze Erzählung gehöre nicht hieher, und könne weder für ein Mährchen noch für eine Sage gelten; ich müsse daher noch einmal erzählen. Doch dies ward mir auf meine Bitte erlassen, obgleich ich die Wahrheit der Behauptung nicht ganz bestreiten konnte. Es ward indessen ausgemacht, daß die Erzählenden sich künftig strenger an die Aufgabe halten sollten.

Den 22. Dezember.

Klotilde, welche das Loos getroffen hatte, begann diesen Abend:

Im funfzehnten Jahrhundert lebte in Augsburg ein Goldschmid, Namens Meister Guntram, ein nachdenklicher und stiller Mann. Sein Vater hatte ihm ein kleines Haus und eine mäßige Kundschaft hinterlassen. Seine Mutter hatte er früh verloren. Es ging das Gerede, sie sey eine Zigeunerin gewesen, deren Schönheit Guntrams Vater veranlaßt habe, sich um sie zu bewerben. Da sich nicht ausfindig machen ließ, ob sie getauft war, so hatte dies vor der Verbindung des Paares geschehen müssen. Seitdem, sagten die Leute, sey die Gabe der Prophezeiung von ihr gewichen, und mit ihren geheimen Künsten habe es nicht mehr fortgewollt. Irgend eine besondre Bewandniß mußte es allerdings mit ihr gehabt haben. Ihre Kleider und andre Sachen befanden sich in einem verschlossenen Dachstübchen, dessen Schlüssel Guntrams Vater stets bei sich trug. Nachbarn wollten dort manchmal des Nachts Licht gesehen haben, obgleich niemand auf das Stübchen kam. Auf seinem Sterbebette gab Guntrams Vater ihm den Schlüssel. „Mein Sohn,“ sagte er, „unter den alten Sachen deiner Mutter befindet sich eine Kostbarkeit, welche

Dir vielleicht beschieden ist. Wir konnten den Schatz nicht heben, und ich darf ihn Dir nicht näher bezeichnen. Du mußt ihn selbst ausfindig machen. Er liegt unter hunderten seines Gleichen, und ist sehr unscheinbar. Wenn er todt ist, so kann niemand ihn entdecken. Er wird aber lebendig, wenn eine Mondfinsterniß eintritt. Alsdann gehe in's Kämmerlein, setze Dich schweigend auf den Sessel, und rede nichts. Du wirst vielleicht Manches sehen, aber rede nichts. Licht darfst Du nicht mitbringen. Wenn Du zum drittenmale kommst, so kann der Schatz dein Eigenthum werden. Dann mißbrauche ihn nicht."

Vergebens war Guntram in seinen Vater mit der Bitte gedrungen, ihm über diesen Gegenstand etwas mehr zu sagen. „Ein Neugieriger," sagte der Vater, „erfährt dies und jenes, aber nicht das, worauf es ankommt, und wenn Du dieser Schwachheit nicht Herr werden kannst, so wird der Hausrath im Stübchen für Dich immer altes Gerümpel und das Stübchen selbst eine alltägliche Polterkammer bleiben."

Man kann denken, mit welcher Sehnsucht Guntram die erste Mondfinsterniß erwartete. Er verschloß die Hausthüre, schickte seine alte Magd zu Bette, und schlich sich im Mondschein auf das

Stübchen. Zu seinem Schreck paßte der Schlüssel nicht. Er drehte und rüttelte, aber vergebens. Plötzlich war ihm aber, als entschlüpfe der Schlüssel seiner Hand, und fahre von selbst in's Schlüsselloch; und nun paßte der Schlüssel auch, und die Thüre ließ sich mit leichter Mühe öffnen. Guntram vermuthete, die Mondfinsterniß habe nun wohl erst ihren Anfang genommen. Im Zimmer war Alles still. Guntram überwand eine Anwandlung von Grauen, die ihn beim Anblicke der umher hängenden Kleider seiner Mutter und manches alten Hausraths, und bei dem Gedanken an das Wunderbare ergriff, was er erwarten konnte, und setzte sich auf den einzigen im Zimmer stehenden Sessel. Kaum war dies geschehen, so fühlte er sich im Gesicht und an den Händen wie mit Spinneweben überzogen, und von diesen zarten Banden so festgehalten, daß er kein Glied rühren konnte. Schon wollte er einen Schrei des Entsetzens ausstoßen, als ihm die Warnung seines Vaters einfiel. Da durchaus nichts Unheimliches weiter sich ereignete, so faßte er bald wieder Muth, und beobachtete die ihn umgebenden Gegenstände genauer. Alles blieb still und unverändert. Guntram fing allmählig an, statt Furcht Langeweile und Verdruß zu empfinden, und schlief endlich gar ein. Ihm träumte nun, es

werde Alles im Zimmer lebendig. Eine Laute erklang, und spielte eine liebliche Weise, die Kleider verwandelten sich in Menschen und stolperten wunderlich tanzend umher, Truhen öffneten sich und zeigten köstliche Ringe und andres Geschmeide. Dann ward funkelnder Wein in goldenen und silbernen Pokalen umhergereicht, ein Tisch deckte sich, niedliche Speisen erfüllten ihn, ein Sänger trat durch die sich öffnende Wand herein, und sang ein seltsames Lied von einem Guntram sehr wohl bekannten und ihm sehr alltäglich vorkommenden kleinen Geräth, dessen kein Frauenzimmer entbehren könne, aber Guntram vergaß den Namen desselben und konnte sich auch auf den Inhalt des Liedes nicht wieder besinnen. Bloß die Worte blieben ihm im Gedächtniß:

Von Elfenbein
Gar zart und klein
Soll der Prinzessin Häuschen seyn.

Jetzt erwachte Guntram von einem empfindlichen Schmerz an der rechten Hand, es war, als habe er einen Stich mit der Spitze eines kleinen Messers oder mit einer Nadel erhalten; er sprang auf, was er ohne Hinderniß vermochte. Alles war still und stand unverrückt wie vorher; durch's Fenster schien der Vollmond, dessen äußerster Rand nur

noch

noch verfinstert war. Guntram setzte sich wieder hin, bis die Scheibe ihren vollen Glanz wieder erlangt hatte; dann verließ er das Zimmer und brachte den übrigen Theil der Nacht mit unruhigem Grübeln über das zu, was er auf dem wunderbaren Stübchen erlebt hatte.

Die Zeit bis zur nächsten Mondfinsterniß schien ihm unendlich. Nichts hatte Reiz für ihn, bis diese Räthsel sich gelös't haben würden. Tag und Nacht beschäftigte er sich mit Nachdenken über das Vergangene, und mit Vermuthungen über das, was ihm noch bevorstand. Endlich kam der ersehnte Abend heran. Alles begab sich anfänglich so wie das erstemal. Guntram hatte sich fest vorgenommen, sich diesmal des Schlafs zu erwehren. Er beobachtete jeden Gegenstand mit gespannter Aufmerksamkeit. Nach einiger Zeit fing Alles an, mit ihm herumzugehen. Ihn ergriff ein so heftiger Schwindel, daß er die Augen verschließen mußte. Kaum hatte er dies gethan, als er einen zierlichen Tisch vor sich sah, auf welchem ein Nadelkissen voller Stecknadeln, ein offner Kasten mit Fingerhüten, ein Kasten mit Spangen, und ein Etui mit vielen Stricknadeln lagen. Das Zimmer war erleuchtet. Guntram öffnete die Augen, und sah nichts. Er ergab sich also darin, sie wieder zu verschließen, und

sogleich sah er den Tisch wieder. Das waren nun lauter unscheinbare Dinge unter vielen ihres Gleichen, und es schien fast unmöglich zu errathen, wonach er das nächstemal, wenn sich die Erscheinung wiederholte, greifen solle. Er wäre jetzt gern wieder eingeschlafen, aber der Schlaf floh ihn. Alles blieb unverändert, und verschwand als die Finsterniß endigte.

Guntram hatte mehr als ein Jahr Zeit, über das Gesehene nachzudenken. Er glaubte sich bald für dies, bald für jenes entscheiden zu müssen. Endlich hielt er sich überzeugt, daß der Schatz in dem Nadelkissen stecken müsse. Hatte er doch das erstemal einen Stich bekommen wie mit einer Nadel, und deutete doch das Häuschen von Elfenbein offenbar auf eine Nadelbüchse. Allein die Schwierigkeit, die rechte Nadel ausfindig zu machen, blieb.

Er ließ sich gegen die Zeit der nächsten Mondfinsterniß eine schöne Nadelbüchse von Elfenbein machen, und begab sich mit klopfendem Herzen zu rechter Stunde auf das Zimmer, wo sein Schicksal sich entscheiden sollte. Hier ereignete sich Alles so, wie das zweitemal. Er schloß die Augen, und sah alsbald den Tisch wieder vor sich stehen. Allein die Wahl ward jetzt schwerer. Die Fingerhüte waren strahlende Diamanten, die Spangen leuchtende Ru-

binen, die Stricknadeln golden geworden; die Köpfe der Stecknadeln hingegen schienen zu glühen, und ihre Zahl war mit der Größe des Kissens unverhältnißmäßig gewachsen. Guntram indeß ließ sich nicht irre machen, sondern zog seine Nadelbüchse hervor. Jetzt glühten die Stecknadeln nicht mehr. Guntram beschloß nun, eine nach der andern herauszuziehen, überzeugt, daß wenn er die rechte treffe, dies sich wohl durch irgend etwas Besondres kund geben werde. Es waren nur wenige Nadeln mehr übrig, und der Muth begann ihm zu sinken, als er eine Nadel ergriff, die sogleich in seinen Händen glühend ward, und ihn empfindlich brannte. Er unterdrückte den Schrei, der ihm schon fast auf den Lippen schwebte, öffnete die Nadelbüchse und legte die fühlbar zappelnde und sich sträubende Nadel hinein. Kaum war dies vollbracht, als ein heftiger Donnerschlag ertönte; Guntram fiel zu Boden, und als er die Augen öffnete, war die Kammer gänzlich leer, und die Thür stand weit offen. Er eilte hinaus, die Thür schlug hinter ihm zu, der Schlüssel fand sich nicht wieder. Aber von diesem Tage an ließ sich die Thür wie jede andre öffnen und verschließen, und nichts Auffallendes zeigte sich weiter in der Kammer.

Guntram ging in sein Schlafzimmer, zog die

Nadelbüchse hervor, und nahm die Nadel in die Hand. Sie zappelte und glühte fortwährend, so daß er sie endlich nicht ohne Ungeduld wieder in ihren Behälter schloß, und sich, verdrießlich und zweifelhaft, ob er nicht doch vielleicht durch einen hämischen Kobold getäuscht worden sey, schlafen legte. Im Traum erschien ihm der Geist der Nadel, in der Gestalt einer wunderschönen Frau, und sagte ihm, daß er durch ihren Besitz der glücklichste Sterbliche sey, indem er nur jeden Abend beim Schlafengehen die Nadel herauszunehmen, sich so daß es blute damit zu stechen, und dann eine Frage zu thun brauche, um in derselben Nacht im Traum unfehlbar die Antwort darauf zu erhalten. Doch müsse die Frage vernünftig und nicht sündlich seyn, widrigenfalls bleibe die Antwort aus, und wenn das dreimal geschehe, so sey die Nadel unwiederbringlich für ihn verloren. Ei, dachte Guntram, der ganz andere Dinge erwartet hatte, weiter nichts als Frage- und Antwortspiel? Ist das der Mühe werth? Er erwachte am andern Morgen ziemlich verdrießlich, und beschloß, nun vor allen Dingen sein fast gänzlich vernachlässigtes Geschäft wieder eifriger zu treiben. Die Nadel auf die Probe zu stellen, fiel ihm kaum ein; er fürchtete ohne Antwort zu bleiben.

Es schien indeß, als halte die Nadel mehr wie sie versprochen. Ein besondrer Segen schien Guntram in all' seinem Thun und Treiben zu begleiten. Er konnte bald nicht Gesellen genug finden für alle Bestellungen, und war in wenig Jahren der erste Goldschmid seiner Vaterstadt. Seine Arbeit ward weit und breit berühmt, und jedermann wollte dies oder jenes von seiner Hand besitzen. Das Haus des Vaters ward ihm zu enge, und er sah sich nach einer größeren Wohnung um. Jetzt fiel ihm ein, ob es auch wohl gerathen sey, dies heilbringende Haus zu verlassen, und er beschloß, sich darüber bei der Nadel zum erstenmal Raths zu erholen.

Schon wollte er seine Hand mit der jetzt ganz kalten und leblosen Nadel ritzen, als es ihm schwer aufs Herz fiel, ob das nicht etwa eine böse Zauberei seyn könne. Er fand besonders das bedenklich, daß er jedesmal einen Tropfen Bluts dabei gleichsam zum Opfer bringen solle, denn er hatte die Sage gehört, daß jeder Pakt mit einem bösen Geiste mit Blut geschrieben werden müsse. Er beschloß also, die Nadel vor allen Dingen hierüber auf die Probe zu stellen. Er schlug sein Kreuz, betete ein Vaterunser, ein Ave und ein Credo, und stach sich dann in den Finger, daß das Blut hervorquoll, that die Frage: Geist der Nadel, kannst Du mir den

Namen nennen, der über alle Namen ist? und schlief dann ruhig ein. Nach einiger Zeit glaubte er zu erwachen. Ein hellstrahlendes Kruzifix von Gold und Silber mit köstlichem Gestein besetzt stand in seinem Kämmerlein. Vor demselben kniete der Geist der Nadel, rief dreimal den Namen des Heilandes an, und küßte das Kruzifix.

Nun war Guntram beruhigt. Er fragte den Abend darauf nach seinem Vorhaben, erhielt eine genügende Antwort, und vertauschte bald darauf sein väterliches Haus mit einem der schönsten in der Stadt.

Noch hatte Guntram die Macht der Liebe nicht kennen gelernt. Er war von Natur etwas scheu und blöde, und wußte sich holden Frauen nicht angenehm zu machen. Seiner neuen Wohnung gegenüber aber wohnte ein reicher Kaufmann, dessen einzige Tochter für die erste Schönheit Augsburgs galt. Auch verdiente die reizende Bertha diesen Ruhm, von dem sie allein nichts zu wissen schien. Oft belauschte Guntram sie, während er in seiner Werkstatt saß und sich das Ansehen gab, als blicke er emsig auf seine Arbeit. Lange wagte er nicht, sich ihr bemerklich zu machen. Eines Tages aber kam sie mit ihrer Mutter in sein Gewölbe, und kaufte ihm Geschmeide ab. Seit dieser Zeit grüßte

er sie freundlich, so oft sie sich am Fenster sehen ließ, und wagte es endlich, ihr, ohne sich zu nennen, eine Haarnadel mit einem köstlichen Demant zu schenken. Sie mußte ihn errathen haben, denn schon am andern Tage kam sie, diesmal nur von einer Zofe begleitet, wieder in sein Gewölbe, zeigte ihm die Nadel, fragte, ob er den Meister kenne, der sie gemacht haben möge, und äußerte, daß sie wohl gesonnen sey die Nadel zu verkaufen, wenn er ihr einen guten Preis geben wolle. Guntram kam in nicht geringe Verlegenheit, stotterte allerlei Verkehrtes, bedauerte am Ende gar, daß ihr die Nadel nicht gefalle, und vertraute ihr erröthend, daß jemand, den er nicht nennen könne, die Nadel bei ihm gekauft habe, um sie einer schönen Jungfrau zu schenken, und daß der arme Jüngling sich nun nicht wenig grämen werde, wenn sie das Geschenk verschmähe. „Ja, wenn das ist," sagte die Schöne mit einem durchdringenden Blicke auf Guntram, „so muß ich das Geschenk ja wohl behalten, und saget dem Geber, Herr Nachbar, daß ich ihn errathen habe." Damit verneigte sie sich und ging.

Guntram war außer sich. Das anmuthige Wesen, mit welchem Bertha die letzten Worte gesagt hatte, entzückte ihn, und er legte diese Worte auf das Günstigste für sich aus. Beunruhigt da-

gegen fühlte er sich desto mehr durch ihre anfängliche Neckerei, die ihm fast an Verschmähung zu grenzen schien. Daß sie ihrer Sache nur hatte gewiß seyn wollen, durchschaute er nicht. Er beschloß, die Nadel um Rath zu fragen, erfuhr, daß Bertha ihm gewogen sey, faßte sich ein Herz, hielt um sie an, und war in wenig Monathen ein glücklicher Ehemann.

Die Schaar der Verehrer, welche gewohnt waren, Bertha zu umflattern, suchte sich indeß allmählig auch in ihrem neuen Verhältnisse wieder geltend zu machen. Wider seine Neigung ward Guntram durch die Sippschaft seiner Gemahlin in manche gesellige Kreise hineingezogen, in denen er mit seinem stillen bescheidenen Wesen sich nicht recht heimisch fühlte. Wer hier seiner Bertha nicht Rede abgewinnen konnte, der kam zu ihm ins Gewölbe um etwas zu kaufen, und die Sitte der Zeit brachte es mit sich, daß die Hausfrau sich nicht erwehren konnte, den Kunden ihres Mannes dessen Waare vorzuzeigen und mit ihnen zu handeln. Auch das war dem guten Guntram nicht recht, obgleich seine Kundschaft seit seiner Verbindung mit Bertha sichtbarlich zunahm. Mancher Junker aus der Umgegend versuchte auch wohl, sich gegen die Frau des kunstbegabten Goldschmids, während dieser einen in

der letzten Fehde zerhauenen Buckel am Schilde oder eine Spange an der Rüstung neu vergoldete, mit einer Art von Vertraulichkeit, die nicht selten an Uebermuth grenzte, wichtig zu machen; und das schmerzte Guntram um so tiefer, je mehr er sich sagen mußte, daß Bertha keinen Anlaß zu einem solchen Betragen gebe. Er verschloß indeß all' diesen Verdruß in sich, und so oft er mit seiner Bertha allein seyn konnte, war Alles vergessen und er fühlte den ganzen Umfang des Glücks, von ihr geliebt zu seyn.

Eines Tages, als die Stadt Augsburg eine Fehde mit dem benachbarten Adel mit Glück ausgefochten hatte, und ihre Reisigen den Sohn ihres erbittertsten Feindes gefangen und verwundet einbrachten, stand Guntram mit Bertha am Fenster. Junker Odo war ein schöner Jüngling. Sein langes blondes Haar wallte unter einem halb zerschmetterten Helm hervor, Blut quoll die offene Stirn herab, Todesblässe deckte seine Wangen, kaum vermochte er sich aufrecht zu halten. Bertha's Vater kannte den Vater des Jünglings, der ihm einst einen wichtigen Dienst geleistet hatte; Bertha selbst schien Odo zu kennen. Sie drang in ihren Mann, sich des unglücklichen Ritters anzunehmen. Guntram fühlte sich selbst von Mitleid durchdrungen;

er bat und erhielt die Erlaubniß, den Junker Odo in sein Haus aufzunehmen und zu verpflegen. Bertha nahm sich nun des Fremden mit unermüdeter Sorgfalt an, Guntram mußte sie oft auffordern, die Rücksicht auf ihre eigne Gesundheit nicht zu vergessen, und es schien ihm, als vernachlässige sie sogar ihn und sein Haus über den schönen Kranken. Dieser war so schwach, daß er Guntram freilich keine Eifersucht einflößen konnte, man erwartete vielmehr fast täglich seinen Tod; aber wenn Guntram auch an der Treue seiner Bertha selbst unter anderen Umständen nie gezweifelt hätte, so meinte er doch eine entschiedne Neigung für Odo bei ihr zu bemerken, und dies war genug, ihn die Stunde verwünschen zu machen, wo er dem gefährlichen Kranken sein Haus geöffnet hatte. Eines Abends, als er in das Vorzimmer desselben trat, hörte er Bertha in Odo's Zimmer bitterlich weinen; er trat leise näher, und sah Bertha auf einem Schemel neben dem Bett des Kranken knien, und bald um seine Erhaltung ein inbrünstiges Gebet gen Himmel schicken, bald in Thränen ausbrechen und die Hände ringen. Odo schien in den letzten Zügen zu liegen. Guntram entfernte sich so unbemerkt wie er gekommen war, aber mit einem Stachel im Herzen, der ihm keine Ruhe ließ. Er richtete die Frage

an die Nadel, ob Bertha den Jüngling liebe. Zu seinem Schreck aber bekam er keine Antwort. Vielmehr sah er den Geist der Nadel in einem flüchtigen Traum nur vorüberschweben und ihm drohen. Er begriff zu spät, daß der Geist Recht gehabt hatte, die Antwort zu verweigern. Wenige Tage darauf bekam er durch den Tod Odo's doppelten Anlaß, seinen Vorwitz zu bereuen.

Bertha, die seinen Verdruß bemerkt haben mochte, wandte ihm ihre volle Zärtlichkeit wieder zu. Sie war einige Monathe vor Odo's Ankunft zum erstenmal Mutter geworden. Der Knabe wuchs zur stillen Freude der glücklichen Eltern kräftig heran; Guntram glaubte in seinen Zügen eine Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Mutter zu finden. Eines Tages, als Guntram sich bückte, um den Knaben auf den Arm zu nehmen, entfiel ihm die Nadelbüchse. Der Knabe griff sogleich danach, und fing an zu schreien, als Guntram ihm das glänzende Spielwerk nicht geben wollte. Bertha ward aufmerksam, und war nicht wenig erstaunt, zu entdecken, daß Guntram ein solches Geräth bei sich trage. Er suchte ihre Neugier durch einen Scherz abzulenken, aber vergebens. Sie drang in ihn; er schlug es ihr endlich rund ab, ihr die Nadelbüchse zu zeigen. Bertha aber ließ ihm mit der Beharr-

lichkeit, die man uns in solchen Dingen Schuld giebt, und von der die Geschichte allerdings einige Beispiele meldet, keine Ruhe; und wenn er auch nach einigen Tagen hoffte, sie habe die Sache vergessen, so fing sie immer wieder davon an. Ja es kam so weit, daß das bisher und besonders seit Odo's Tode fast ganz ungetrübte Glück des Ehepaares durch diesen unbedeutenden Vorfall gänzlich gestört zu werden drohte. Bertha konnte sich nicht beruhigen, und nachdem sie alle Mittel der Ueberredung erschöpft hatte, erklärte sie endlich: sie sehe nun wohl ein, daß irgend eine Zauberei, die vielleicht von Guntrams Mutter herstammen möge, dahinter verborgen seyn müsse, und sie werde ihn verlassen, um sich nicht vielleicht unschuldig mitzuversündigen. Da brach Guntram das Herz; er bat sie, ihn nicht unglücklich zu machen, er wolle es überlegen, ob er ihr das Geheimniß mittheilen dürfe, sie solle ihm nur drei Tage Aufschub zugestehen. Mit Mühe erhielt er die Frist, und fragte nun die Nadel, ob er Bertha das Geheimniß entdecken dürfe. Aber die Antwort blieb abermals aus. Der Geist schien es nicht einmal der Mühe werth zu halten, sich, selbst zürnend, sehen zu lassen. Guntram verwünschte die Schwachheit, die ihm diese Frage eingegeben hatte, und erholte sich

am andern Abend Raths bei der Nadel, was er in dieser Verlegenheit thun solle. Diesmal bat er nicht vergebens. Der Geist erschien ihm im Traum, und befahl ihm, die Nadelbüchse mit der Nadel unter Bertha's Kopfkissen zu legen, und sich künftig besser vorzusehen. Er that dies, und seitdem schien Bertha den ganzen Vorgang vergessen zu haben, wenigstens fing sie nie wieder davon an zu reden.

Guntram, der jetzt nur noch eine verkehrte Frage bei der Nadel zu Gute hatte, nahm sich fest vor, in der Folge mit der größten Bedachtsamkeit zu Werke zu gehen, um das Kleinod, dessen Werth er immer mehr kennen lernte, nicht zu verlieren.

Aber nur zu bald riß ihn ein Vorwitz, der vielleicht am erklärbarsten ist, wenn dem Menschen Blicke in das Geisterreich vergönnt werden, zu einer neuen Frage hin, deren Folgen für ihn sehr traurig waren. Bertha erkrankte. Ein schleichendes Fieber schien sie zu verzehren, kein Mittel schlug an, Guntram war in Verzweifelung. Ein Mal über das andre erholte er sich Raths bei der Nadel, aber er bekam die Antwort: die Mittel, welche die Aerzte anwendeten, seyen gut. Da aber Bertha's Kräfte immer mehr abnahmen, gerieth er auf die Meinung, sie werde sterben, und kein Mittel könne sie retten. Dann beruhigten ihn wieder die Ant-

worten der Nadel. Er wollte endlich Gewißheit haben, und legte der Nadel die Frage vor: ob seine Bertha von dieser Krankheit genesen würde. Die Antwort blieb aus, und als er am andern Morgen erwachte, war die Nadelbüchse leer und das Kleinod verschwunden.

Guntram war nun wieder auf sich selbst angewiesen. Er verwünschte seine Thorheit. Am meisten verdroß es ihn, daß er sich durch solche Fragen um den Besitz des wunderbaren Orakels gebracht hatte. Er konnte oft selbst nicht begreifen, wie er so verkehrt habe fragen können. Aber es war nun zu spät, und er mußte seinen Kummer noch dazu in sich verschließen.

Bertha genas, allein das Glück schien den Eheleuten den Rücken gewandt zu haben. Guntrams Schwiegervater verlor sein Vermögen durch den Sturz mehrerer Häuser in Venedig in Folge der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken. (Mache ich einen chronologischen Schnitzer, so kommt das auf Rechnung meiner Bonne, die mir das Mährchen einst erzählt hat). Guntram selbst setzte einen großen Theil des seinigen dabei zu. Der Rest schmolz zusehends, Guntram ward mißmüthig, der Ruf seiner Arbeit verlor sich, und er sah völliger Verarmung entgegen.

Um diese Zeit kam das kleine Haus, welches sein Vater bewohnt hatte, wieder zum Verkauf. Guntram, der längst beschlossen hatte, seine große Wohnung mit einer seinen jetzigen Verhältnissen angemeßneren zu vertauschen, verkaufte sein Haus, und erstand das väterliche wieder. Eine dunkle Ahndung sagte ihm, daß ihm hier oder nirgends ein freundlicheres Geschick wieder zu Theil werden könne. In der That erschien ihm auch schon in der ersten Nacht, die er hier zubrachte, der Geist der Nadel abermals, und zeigte ihm an, daß, da seine Fragen mehr vorwitzig und thöricht als sündlich gewesen, er sich ihres Besitzes wieder würdig machen könne; wenn er dann aber auch nur eine verkehrte Frage thue, so sey sie unwiderbringlich für ihn verloren. Ueber die Art, die Nadel wiederzuerlangen, ward ihm nichts eröffnet, und es zeigte sich keine Spur, die noch so entfernt darauf hingedeutet hätte. Das Bodenstübchen konnte nicht einmal verschlossen gehalten werden, theils aus Mangel an Raum, theils weil Bertha dann von Neuem etwas Unheimliches vermuthet haben würde. Auch schien der Geist gänzlich verbannt zu seyn. Guntram brachte verstohlen eine Nacht während einer Mondfinsterniß auf dem Stübchen zu, aber mit getäuschten Hoffnungen. Er beschloß endlich, sich

die Sache ganz aus dem Sinne zn schlagen, und allen Eifer auf sein Geschäft zu wenden.

Jahre waren auf diese Weise verstrichen. Eine Schaar blühender Kinder umgab das allmählig alternde Ehepaar. Guntram, der sein mäßiges Auskommen hatte, war zufrieden, und auch Bertha hatte sich an das stille häusliche Leben gewöhnt. Eines Abends, als Guntram und Bertha unter einer Weinlaube vor ihrer Hausthür saßen, sich an dem Fleiß ergetzend, mit welchem ihr ältester Sohn noch in der Werkstatt hämmerte und eine erwachsene Tochter die Spindel drehte, während die kleineren Kinder fröhlich umherspielten, trat ein zerlumpter Schneidergeselle zu ihnen, und klagte seine Noth. Er habe nichts mehr als seine Nadel, die er ihm abzukaufen bat. Bertha lächelte, und gab ihm eine Scheidemünze; die Nadel könne er behalten. Der Fremde aber forderte ein Goldstück; soviel sey die Nadel unter Brüdern werth. Guntram, dem sogleich seine Nadel einfiel, obgleich die angebotene eine Nähnadel war, ging schweigend ins Haus, holte das verlangte Geld, und gab es dem Schneidergesellen, ehe Bertha sich von ihrem Erstaunen erholen und rufen konnte: Du wirst doch nicht! Der Unbekannte warf ihr die Nadel in den Schooß, und entfernte sich eilig. Bertha hielt nun ihren

Un-

Unmuth nicht länger zurück, und las ihrem Manne in vollem Ernst den Text. Aber wie wuchs ihr Zorn, als sie die Nadel ergriff, und diese ihr sogleich in der Hand glühend ward. „Der abscheuliche Hexenmeister!" rief sie, und warf die Nadel weit von sich. Guntram suchte sie zu beschwichtigen, aber vergebens; sie schien auf ihren frühern Verdacht, daß Guntram vielleicht selbst mit Zauberei umgehe, wieder verfallen zu seyn, und war höchst ungehalten. Guntram benutzte, sobald es finster geworden war, den ersten Augenblick, um die Nadel zu suchen. Er fand sie auch bald in einiger Entfernung vom Hause, wo sie in einem dunkeln Winkel hell glühte, ergriff sie und brachte sie in Sicherheit. Man kann denken, daß er sie zuerst benutzte, um Bertha den Vorfall vergessen zu machen, auch die Kinder sprachen nicht weiter davon.

Guntram brachte eine schlaflose Nacht zu. Es fehlte nicht viel, so hätte er das Ereigniß verwünscht, das ihm den Besitz des Kleinods wieder verschaffte. Glänzend lag die Zukunft abermals vor ihm, aber diese Aussicht ward getrübt durch die Besorgniß, die Nadel bei der ersten verkehrten Frage auf immer wieder zu verlieren. Er beschloß, sie nur im äußersten Nothfall um Rath zu fragen.

Es begab sich bald darauf, daß ein ehrsamer

Bürgersmann um die Hand seiner Tochter anhielt. Guntram, der schon in vermehrter Kundschaft von Neuem den geheimen Einfluß der Nadel verspürte, sah sich im Geiste bereits wieder in seinem ehemaligen schönen Hause als einen der Ersten der Stadt. Ihm war daher der Antrag gar nicht willkommen, so zufrieden er auch wenige Monate früher mit dem Freier gewesen wäre. Er beschloß die Nadel zu fragen, ob er sein Jawort geben solle. Schon hatte er sich den Finger geritzt, als Zweifel über die Beweggründe der Frage in ihm aufstiegen. Es war an dem Mann nichts auszusetzen, Bertha war ihm gewogen, seine Tochter schien nicht abgeneigt. War es nicht Hochmuth, was ihn ungewiß machte? Oder war es, wie er sich gern hätte einreden mögen, wirkliche Sorge für das Glück seiner Tochter? Diese Zweifel raubten ihm abermals den Schlaf einer Nacht, so daß er endlich gegen Morgen sich mit einem feierlichen Eide gelobte, die Nadel nie und nimmer, es komme was da wolle, wieder zu befragen.

Jetzt hatte er seine Ruhe wieder, aber die Nadel schien gar nicht damit zufrieden. Sie neckte bald diesen bald jenen Hausgenossen durch allerlei Spuk, so daß Bertha ihrem Mann beständig anlag, die Unglückswohnung wieder zu verlassen. Al-

les was im Hause nähen konnte, hatte vollauf zu thun mit der Aussteuer, und doch schienen alle Nadeln gegen ihre Gebieterinnen verschworen zu seyn. Sie zerbrachen bei jedem Stich, und wenn man einfädeln wollte, so schienen sie kein Nadelöhr zu haben, oder der feinste Zwirn zu Bindfaden zu werden. Da sagte endlich Bertha: „Vorige Nacht träumte mir eine verwunderliche Geschichte von einem Schneidergesellen, der eurem Vater eine Nadel für ein Goldstück verkaufte, worüber ich recht böse ward; die Nadel könnte uns jetzt helfen!" Kaum hatte sie das gesagt, als die Zaubernadel ihr zwischen den Fingern war. So leicht war Bertha das Nähen noch nie von Statten gegangen wie jetzt, und ebenso ging es ihren Töchtern und deren Freundinnen. Ja, als Bertha die Nadel einen Augenblick aus den Händen legte, fuhr diese vor Aller Augen, alles Kreuzigens und Segnens der Versammlung ungeachtet, für sich allein zu nähen fort, und das mit solcher Behendigkeit, daß man nur zuzuschneiden brauchte, und in drei Tagen und drei Nächten die ganze Aussteuer fertig war.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht hievon durch die Stadt; jung und alt strömten herbei, um dem Wunder zuzusehen, und das Haus ward kaum des Nachts leer von Neugierigen. Aber

der Rath von Augsburg verstand die Sache unrecht; er ließ den Meister Guntram, dessen Mutter noch in üblem Geruch stand und über dessen frühern plötzlichen Reichthum man sich auch Manches in's Ohr raunte, festnehmen, und in kurzer Zeit ward Guntram (denn damals sollen die Kriminalprozesse, mit Erlaubniß der gelehrten Herren, viel kürzer gedauert haben als jetzt) als Zauberer zum Scheiterhaufen verdammt.

Guntram ertrug dieses Unglück mit seltner Standhaftigkeit. Er wollte sein Gelübde nicht brechen, so schwer die Versuchung auch war. Am meisten betrübte es ihn, daß bei den damals herrschenden Begriffen sein Unglück auch auf die geliebten Seinigen mehr oder minder zurückfiel; obgleich diese nehmlich freigesprochen waren, konnte er sich leicht sagen, was ihr Loos seyn würde. Schon war der grauenvolle Tag seiner Hinrichtung angesetzt, als in der Nacht zuvor der Geist der Nadel ihm erschien, und ihn freundlich fragte: ob er ihn denn ganz vergessen habe; er allein sey im Stande ihn zu retten. Guntram schwankte einen Augenblick zwischen der Liebe zum Leben und dem Eidbruch; dann wies er den Antrag unwillig zurück. Ein heftiger Donnerschlag erweckte ihn alsbald aus dem Schlummer, in den er gesunken war, Lichtglanz erfüllte seinen

Kerker, und zum ersten Mal sah er den Geist der Nadel, der sich ihm bisher immer nur im Traum gezeigt hatte, wachend, in himmlischer Schöne, vor sich stehen. „Ich danke Dir," sagte er, „ich bin nun frei. Du bist seit mehr als tausend Jahren der erste Sterbliche, der die Probe bestanden hat, die letzte Frage nicht an mich zu richten. Ich bin der Geist jener vornehmen Römerin, die ihren Sklavinnen zur Strafe für Versehen bei der Toilette Nadeln in die Brust zu stecken pflegte. Die ewige Vergeltung bannte mich an eine Nadel, unter den Bedingungen, die Du kennst. So oft ich verwunden mußte, empfand ich die Schmerzen, die ich damals zufügte. Wie ich gleichwohl schon vor meiner Erlösung durch Erkenntniß des wahren Gottes begnadigt worden bin, das und manches Andre kann dir erst da ganz begreiflich werden, wo alle Fragen ihre Antwort finden. Nun soll mein Glück nicht dein Verderben seyn. Nimm diesen Ring, er öffnet die Thür deines Gefängnisses; geh ruhig in dein Haus zu den Deinigen, die ganze Nacht steht dir zu Gebot; mache Dich auf und fliehe nach Oesterreich an den Hof Kaiser Friederichs, dort laß Dich unter anderm Namen nieder; Du wirst zu großer Ehre und Reichthum gelangen, aber den Ring laß nicht von Dir bis an deine Todesstunde; dann magst Du ihn

deinem liebsten Kinde schenken, doch ohne etwas von seiner Geschichte zu verrathen."

Der Geist verschwand, und Guntram zögerte nicht, seinen Rath zu befolgen. Er entkam glücklich mit allen seinen Lieben, und selbst der Bräutigam seiner Tochter folgte ihm. Alles, was ihm der Geist prophezeit hatte, traf ein; doch das versteht sich ohnehin von selbst, und ich schließe meine Erzählung. Man will behaupten, der Geist der Nadel habe den Sterblichen in der um jene Zeit bekannt gewordenen Magnetnadel noch einen Beweis seiner Dankbarkeit und seines Wohlwollens hinterlassen.

Klotilde endigte. Ich war entzückt, und vielleicht bestochen durch die Anmuth, mit der sie die Erzählung vorgetragen hatte, denn die strenge Kritik, die besonders der Schwager ergehen ließ, schien mir ganz unpassend und ungerecht.

Funfzehntes Kapitel.

Dannau, den 23. Dezember.

Heinrich begleitete mich auf mein Zimmer. „Bin ich nicht unaussprechlich glücklich?“ sagte er. „Du kannst durch diese Erzählung einen Blick in Klotildens Seele thun, denn sey überzeugt, daß sie selbst sie erfunden hat. Doch ich bin noch sehr in deiner Schuld. Laß uns einen Theil dieser Nacht anwenden, damit ich sie tilge.

„Ich lernte Klotilde vorigen Winter bei einem Besuch in Kassel kennen. Nicht so sehr ihr Aeußeres, welches mir auch jetzt noch mehr anmuthig als reizend scheint, zog mich an, als die Tiefe ihres Gemüths. Ihr Geist schien mir anfangs ein unauflösbares Geheimniß; und noch jetzt verstehe ich ihn ganz nur durch Kombination. Solcher Frauen giebt es jetzt nicht viele. Ich setzte die Bekanntschaft von Göttingen aus fort, und erwartete nichts weniger als Gegenliebe, als sie sich am Tage vor der Abreise ihrer Eltern, die den Sommer auf dem Lande zubringen, durch eine mir neue Leidenschaftlichkeit und Herbigkeit verrieth. Wenige Augenblicke ohne Zeugen reichten hin, uns zu verständigen, und da

ich geheime Verständnisse dieser Art nicht billige, so hielt ich gleich um sie an und bekam das Jawort. Meine Eltern waren ebenfalls mit dieser Verbindung sehr zufrieden, und es ward ein Rendezvous in Wisbaden verabredet. Ich war ganz glücklich. — — Klotildens geistige Ueberlegenheit, die ich anerkennen mußte, ohne daß sie es ahnden zu wollen schien, gab diesem Verhältniß einen unaussprechlichen Reiz; — ich tauschte Gedanken ein gegen Kenntnisse die ihr fehlten, und nach denen sie sich lange ohne rechte Befriedigung gesehnt hatte; — die Leute verständen ihre Fragen gewöhnlich gar nicht, klagte sie, und das ließ sich glauben; — ihre Erziehung, wie gewöhnlich nur auf das Aeußere gerichtet, war für diesen Geist ganz mittelmäßig gewesen; — nicht zu sagen ist es, wie sie abstrakte Dinge begriff und gleich individualisirte — am schwersten war es mir, auf ihre Fragen zu antworten, wenn sie ganz einfache Punkte betrafen. Ich lernte durch sie, wie unglaublich Vieles in aller Wissenschaft konventionell begründet ist, und wieviel selbst von Gelehrten nur nachgesprochen wird.

„In Wisbaden aber lernte ich Miranda kennen. Die Zusammenkunft mit Klotilden hatte sich nicht ganz nach Wunsch einrichten lassen, Klotildens Eltern konnten nur vierzehn Tage dort zubringen.

In die letzte Hälfte ihrer Anwesenheit fiel Mirandens Ankunft.

„Kaum mag ich es mir auch jetzt noch selbst gestehen, daß sie einen großen Eindruck auf mich machte. Ich hätte mich nicht für so schwach gehalten. Mich zog fast unwiderstehlich ihre große Schönheit und ihr einfacher spiegelheller Geist an; gerade das, worin sie sich von Klotilden unterscheidet. Unsre Unart ist so groß, daß wir leichter durch ein Mädchen zur Untreue verleitet werden, das mit unsrer Geliebten kontrastirt als durch ein andres, das unsrer Geliebten gleich steht oder sie übertrifft. Vergebens kämpfte ich gegen diese Neigung, ich vermochte nicht sie zu unterdrücken. Von Nichterfüllung meiner Pflicht war natürlich nicht die Rede, aber die Pflicht war zu einer zentnerschweren Kette geworden. Und ich sollte nicht bloß mein Wort halten, ich sollte Klotilden auch lieben. Ich liebte sie auch noch, aber nicht wie eine Braut. Ich kam in einzelnen Augenblicken bis zu der mich fast vernichtenden Ueberzeugung, daß ich heuchle, wenn ich zu Klotilden von Liebe rede. Fliehen konnte ich nicht; mein Vater bedurfte der Kur und zwar einer langen, und da meine Studien eigentlich schon vollendet waren, und ich nach beendigter Kurzeit früh genug wieder nach Göttingen kam, um dem Wunsche meines Va-

ters gemäß zu promoviren, so fehlte es mir an jedem Vorwande einer früheren Abreise. Wenn ich an Klotildens Abreise dachte, war mir's, als fiele mir ein Stein vom Herzen; dann aber ängstigte es mich wieder doppelt, ohne sie, deren Gegenwart mich doch stärkte und ermuthigte, den schweren Kampf zu bestehen. Klotildens Betragen blieb unverändert; sie schien sich selbst an der holden Miranda zu erfreuen, die sich wie an eine ältere Schwester an sie anschloß. Endlich kam der Tag ihrer Abreise. Wir begleiteten sie mit ihren Eltern bis zur nächsten Station, wo wir mit einander zu Mittag aßen. Klotilde war die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selbst; eine zuweilen durchschimmernde größere Weichheit schrieb ich auf die bevorstehende Trennung. Der Kaffee ward im Garten getrunken. Klotilde wußte es zu veranlassen, daß wir uns in einer dichten Laube allein fanden; ich vermied es mit ihr allein zu seyn, meine Unruhe war dann größer wie je. Sie setzte sich mir gegenüber. „Sie verlassen mich nun, lieber Freund," sagte sie, „und behalten ihr Geheimniß für sich, ist das recht?" — Als sie so redete, glaubte ich versinken zu müssen; ich war nicht von Schreck oder von Erstaunen, nein von Entsetzen ergriffen, stand auf, wollte reden und vermochte es nicht. „Noch nie hatte ich in diesem

Grade die Höllenangst eines bösen Gewissens empfunden. Sie bat mich, sitzen zu bleiben und sie ruhig anzuhören. „Sie lieben eine Andre," fuhr sie fort, „die ich nicht zu nennen brauche. Von Vorwurf ist nicht die Rede. Ich zweifle auch nicht mit dem entferntesten Gedanken an Ihrer Redlichkeit; so gewiß ich weiß, daß das wahr ist, was ich eben sagte, eben so gewiß weiß ich auch, daß Sie pünktlich im künftigen Frühjahr sich einstellen und mir Ihre Hand reichen werden, wie unsre Eltern es verabredet haben. Sie werden mich auch glücklich machen, aber vielleicht mit gebrochenem Herzen. Das ist doch schlimm für uns Beide. Deswegen geben Sie mir hier ihr Ehrenwort, daß Sie diese Verbindung so lange aufschieben wollen, bis Sie Ihrer neuen Liebe ganz Herr geworden sind, bis Sie mir sagen können: ich gehöre Dir ganz wieder an. Vielleicht kommt diese Zeit nie, dann müssen wir es als ein gemeinsames Unglück betrachten. Wenn sie aber kommt, so haben wir nur gewonnen. Schreiben Sie mir, aber nicht von dieser Sache; denn niemand darf von unsrer Uebereinkunft wissen." — Ich hielt mich nicht länger. Du hättest die unbeschreibliche Ruhe und Sanftmuth hören sollen, womit sie das Alles sagte. Ich stürzte zu ihren Füßen, umfaßte sie; was ich sagte, weiß

ich nicht mehr. Sie wand sich sanft los, und sagte: „Seyn Sie Mann, lassen Sie ein Mädchen nicht stärker seyn als Sie sind; mein Entschluß ist unerschütterlich, machen Sie ihn nicht wankend; — er hat mich Mühe gekostet,“ setzte sie mit innig bittenden Tone hinzu, und die lange verhaltenen Thränen stürzten gewaltsam aus den seidnen Wimpern hervor; dann stand sie schnell auf, reichte mir die Hand, legte den Zeigefinger auf ihren Mund, und ging. — Kein Wort ward mehr unter uns gewechselt, die Pferde waren angespannt, die Postillone bliesen zum Abschied die Melodie des Volksliedes: „Da droben auf jenem Berge,“ welches mich tief rührte; dann ärgerte ich mich wieder über diese des großen Moments unwürdige Rührung, und freute mich, als meine Eltern mich auf dem Heimwege meinen Gedanken überließen.

„Ich vermied nun Miranda soviel mir möglich war. Als aber Sanne kam, und sich höchst zudringlich bewies, ward das immer schwerer. Ich habe Dir das Uebrige durch Volland erzählen lassen. Wie Sanne mein Verhältniß zu Klotilden erfahren hat, welches wir geheim hielten, weiß ich nicht, doch hielt er von jeher gute Freundschaft mit Kammerjungfern, für die er unwiderstehlich ist. Ich glaube, er könnte es auch noch für Damen seyn,

wenn seine äußeren Verhältnisse besser wären und er selbst es ernstlich wollte.

„Als ich nun durch Dich selbst deine Liebe zu Miranda erfuhr, mußte die meinige mir doppelt sträflich erscheinen. Aber nein! Ich überzeugte mich bald, daß kein Pflichtgebot Lösung aus diesen Banden herbeiführen könne. Ich hätte ja nur eine Kette mit der andern vertauscht. Leidenschaft durch das Sittengesetz heilen wollen, heißt, wie ich irgendwo glaube gelesen zu haben, nichts Anderes, als einen Rasenden an Ketten legen. Er soll aber geheilt werden und frei. Das ist nicht das Werk des Gesetzes. Dahin kann nur auf einem andern Wege gelangt werden.

„Du wirst Dir nun meine Verschlossenheit und alles Uebrige leicht erklären können. Du schriebst mir zwar in deinem Scheidebrief, ich hätte Dir meine Liebe zu Miranda gestehen sollen; aber, mein Freund, ich war weder stark genug es zu thun, noch Du vielleicht stark genug es zu tragen. Klotilden giebt es nicht mehrere als die eine. Ebenso unmöglich war es mir, von Klotilde mit Dir zu reden. Das ganze Verhältniß erschien mir als ein heiliges Geheimniß, an das ich ohne Scheu kaum denken konnte. Ich hätte Dir auch den Wahn verletzter Freundschaft nicht benehmen können, ohne

Dir dies Geheimniß und damit meine Liebe zu Miranda zu gestehen.

„Jetzt ist denn nun freilich Alles ganz anders. Ich beklage Dich, obgleich ich einen solchen Ausgang schon früh befürchtete. Klotilde würde Dich begriffen haben; aber ich muß es wiederholen, es giebt nur eine Klotilde. Wir können uns mit einander trösten; vielleicht bin ich noch unglücklicher gewesen als Du.

„Doch jetzt darf ich sagen gewesen. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, und habe wirklich überwunden. Ich kann jetzt Klotilden wieder frei unter die Augen treten, und mit der festen Ueberzeugung, daß meine Liebe zu ihr nur wachsen kann. Lange verzweifelte ich an der Möglichkeit; selbst das Gefühl der freudigen Pflichterfüllung ward mir verbittert durch das Gefühl der Schuld, das ich davon zu trennen nicht vermochte. Erst als ich erkannte, daß dies Gefühl der Schuld nicht unterdrückt noch übertäubt werden dürfe durch vermeinte Selbsthülfe, ward es allmählig Tag in mir, und so erschien mir die wiederkehrende Liebe zu Klotilden nach nnd nach wie ein zwar fernliegendes aber doch erreichbares Ziel, welches seltsam genug nicht fest stand, sondern mir immer näher rückte, bis es endlich wie ein lang erwarteter Bote des Friedens und

des Heils in mein Herz einzog. Ich kann Dir, was ich erfuhr, nicht anders beschreiben. Das aber weiß ich, daß mir mehr gegeben worden ist, als ich durch meine Kraft je hätte erwerben können. Zugleich war auch meine Liebe zu Klotilden selbst so veredelt und geläutert worden, als hätte ich schon lange mit ihr in geistiger Ehe gelebt. Unser Briefwechsel ward nicht unterbrochen. In jedem ihrer Briefe, in denen sie sorgfältig vermied, von Liebe zu reden, war für mein Gewissen doch die Rede davon, und in der That ward wenigstens eine ehemalige Liebe und die Möglichkeit ihrer Wiederkehr fortwährend von uns Beiden stillschweigend vorausgesetzt, und das gab allen unseren Aeußerungen einen eignen Anstrich. Aber als ich ihr nun vor einigen Wochen schreiben konnte, daß ich ihr völlig wieder angehöre, da erst erkannte ich den ganzen Umfang dessen, was sie gelitten haben mußte, aus ihrer Antwort. Ich will sie Dir vorlesen, damit Du siehst, daß die alten Rechte unsrer Freundschaft durch die mehr als Sächsische Frist nicht verjährt sind. — Du wirst dies zu schätzen wissen."

Klotildens Brief an Heinrich von Dannau.

„So habe ich Sie denn wieder! Doch nein, nicht Sie, von nun an Du! Von nun an bis in

Ewigkeit Du! Sie ist etwas ganz Anderes als Du. Du ist so viel wie Ich; nur den Begriff eines zweiten Ich soll es ausdrücken. Sie hingegen ist erst das dritte, vierte, das hundertste, ja oft gar kein Ich, — ein Nichtich, wie Du sagst. Also Du, mein zweites Ich, nimm meinen Dank, meine unaussprechliche Wonne für diese Wiederkehr. Hast Du Gott schon dafür gedankt? Gewiß! Es war mein Erstes. Täglich habe ich darum gebetet, an einer eignen Stelle. Ich kann in der Kirche und an solch' einer eignen Stelle besser beten, und ich glaube, man sieht hierauf nicht genug. Meine Stelle war ein abgelegener Alkoven. Lache nicht! Meine Großmutter, der ich sehr gleichen soll, bewohnte diesen Flügel, und starb da. Ich war zugegen; sie hielt besonders viel auf mich. Seitdem blieb mir der Ort heilig. Merken lassen durfte ich mir ja von unserem Kummer nichts, ich mußte ein einsames Plätzchen für diesen Kummer haben. Da habe ich denn bald gebetet, bald mich ausgeweint. Ich habe aber Gott nicht gebeten, Dich mir wiederzugeben; das schien mir unschicklich oder unnöthig. Ich bat, Er möge die Binde von deinen Augen nehmen, Sein Geist möge Dich stärken in deinem Kampfe. Dies beruhigte mich mehr; denn wenn ich zuweilen beten wollte, Er möge

Dich

Dich mir wiederschenken, so trat wohl ein feindseliger Gedanke an die liebenswürdige Miranda dazwischen, die doch nichts dafür kann, und das störte mich. Mein Geist schwang sich dann gänzlich über diese irdische Welt empor; ich glaube, ich hätte Dir erscheinen können! Hast Du nie etwas gespürt, kein besonders freundliches Lüftchen, das Dir Blumendüfte zuwehte, wenn Du mit deinem Freunde spaziren gingest, kein verständliches Flistern von Blättern, kein besondres Flackern deines Lichts? Eines Tages habe ich Dich leibhaftig auf deinem Zimmer vor dem Klavier sitzen sehen; doch spieltest Du nicht, sondern hattest den Kopf in die Hand gestützt. Es war mehr als Phantasie, ein Gesicht! Ist das möglich hienieden? Ich schrie laut auf; da verschwand es. Ich hoffe Dich nun bald wirklich zu sehen, wo Du nicht verschwinden kannst. Wir sind diesen Winter auf dem Lande, aus gewissen Ursachen, die mich freuen; der abscheuliche Hof in Kassel war mir gar zu verhaßt. Wenn Du zu deinen Eltern kommst, so sind wir also nicht so gar weit von einander.

„Und nun noch Eins! Wenn ja in unserem Leben ein Augenblick käme, wo ich Dich an diese unsre erste Trübsal erinnern könnte, oder nur darauf anspielte, so verstoße mich wie eine schlechte

Magd! Ich wäre dann Deiner unwürdig, und ich schwöre Dir vor dem Angesichte Gottes, daß ich nie, — nie auch nur den Gedanken in mir will aufkommen lassen, als wäre ich darum reiner gegen Dich als Du gegen mich! Kann ich nicht vielleicht auch deiner Nachsicht bedürfen? Ich bin oft noch so sehr der Nachsicht bedürftig. Noch vorgestern war ich es. Uns besuchte der reiche baronisirte Jude M. aus B. Ich neckte ihn, er bemerkte es nicht, machte den Zärtlichen. Nun mystifizirte ich ihn den ganzen Tag, und als ich genug Bewunderung von der Gesellschaft eingeerntet hatte, behandelte ich ihn schnöde und unartig. Ich war lange nicht so vergnügt gewesen. Als ich allein auf meinem Zimmer war, dachte ich erst wieder an Dich, und nun erschien mir auch der arme M. in einem andern Lichte. Ich mußte, so ungern ich daran wollte, mir gestehen, daß ich aus Eitelkeit, aus Verdruß darüber, daß der Mann baronisirt ist, vielleicht gar aus Neid wegen seines Reichthums — einen Tag meines Lebens verloren hatte. Also habe nur künftig Geduld mit mir. Ganze Tage hoffe ich an deiner Seite doch nicht zu verlieren. Das klingt, als wollte ich sagen, ich wollte mich nicht ganze Tage mit Dir langweilen; aber Du verstehst es besser, und so will ich die Worte

stehen lassen, damit ich nicht noch mehr durchstreiche, als ich in der Freude und Verwirrung schon gethan habe.

Klotilde."

Den 25. December.

Die ganze Gesellschaft war heute mehrere Stunden vor Tagesanbruch ausgefahren, um den alten Sanne, der einige Meilen von hier steht, predigen zu hören. Mir stand ein ernster Tag bevor, mehr als ich erwarten konnte. Der alte Mann war sehr schwach, er ließ sich auf die Kanzel tragen. Aber er predigte mit großem Feuer, ohne doch enden zu können. Er redete zum Schluß gerade von der Wiedergeburt, und forderte auf, sich am heutigen Feste zu fragen, ob deren Stunde für jeden Einzelnen auch bereits gekommen sey, als er plötzlich hinsank, mehrere Minuten schwieg, sich dann aufraffte, ein lautes Amen rief, und abermals hinsank. Nie sah ich eine zahlreiche Versammlung so ergriffen. Wir erfuhren, daß der Greis schon öfter schlagartige Zufälle gehabt, und daß der Arzt ihm strenge untersagt habe, heute zu predigen. Ein bloßes Lächeln war seine Antwort gewesen. Wir verweilten noch einige Stunden im Wirthshause, um den Ausgang zu erfahren, und wollten eben

aufbrechen, als der alte Mann, der Heinrich in der Kirche bemerkt hatte, sagen ließ, er befinde sich besser, und bitte um seinen Besuch. Heinrichs Mutter, Klotilde und ich begleiteten ihn. Der ehrwürdige Greis saß in seinem reinlichen Stübchen im Lehnstuhl, und sah schon halb wie ein Verklärter aus. Heinrich stellte Klotilde und mich seinem alten Lehrer vor. Er bat für Klotilde und für sich um seinen Segen. Mit welcher Inbrunst ihm dieser ertheilt ward, war mir höchst rührend. Man sah, daß der alte Mann kraft seines Amtes an die Wirksamkeit seines Segens fest glaubte. Es ist doch ein eigen Ding um einen solchen Geistlichen; und was will man mit den jungen ästhetischen und ethischen Theologen aufstellen, wenn jene aussterben? Wo finden wir ein neues Christenthum wieder?

Wir wollten uns nach einem kurzen Gespräche entfernen, aber Sanne bat Heinrich, bei ihm zu bleiben. Er habe ihm noch Manches zu sagen, und zweifle sehr an seiner Genesung. Frau von Dannau und Klotilde empfahlen sich, und letztere bat Heinrich selbst, zu bleiben, sollte auch die Nacht darüber einbrechen. Ich möge, bat Klotilde, Heinrich nicht verlassen, damit er auf dem Rückwege nicht allein sey; ich war gern dazu bereit, und meine Gegenwart schien dem alten Manne nicht unangenehm.

„Mein Sohn,“ fing dieser an, als wir allein waren, „wenn mich nicht Alles trügt, so habe ich nur noch einige Stunden zu leben. Nehmen Sie Sich dann meines unglücklichen Wilhelms an. Ich hätte ihn gern noch einmal gesehen, aber ich weiß nicht wo er seyn mag. Für Aennchen ist gesorgt durch eine Leibrente; ich habe Wilhelm zwar enterbt, aber er soll die Zinsen seines Erbtheils bekommen, und wenn er sich bessert, auch das Kapital. Zu allem Diesem habe ich die Zustimmung der Obervormundschaft erlangt.“

Indem trat Aennchen, die sich bisher scheu in der Küche aufgehalten hatte, ins Zimmer. Ihr stierer Blick und ein eigenthümliches Lächeln verriethen ihren Zustand. Sie schien uns nicht zu bemerken, setzte sich ans Spinnrad und sang:

Du hast gesagt, Du wolltst mich nehmen,
Gleich wenn der Sommer kommt.
Der Sommer ist gekommen,
Du hast mich nicht genommen,
Geh nimm mich,
Geh nimm mich,
Gelt ja, Du nimmst mich doch?

„Ach Wilhelm, Wilhelm,“ jammerte der Alte, „noch in meinen letzten Augenblicken muß ich tragen, was Du verschuldet hast. Junger Mann,“

sagte er dann zu mir, „wenn Du je ein Mädchen betrügen willst, so erinnre Dich an diese Stunde; ich kenne Dich zwar nicht, — aber halten Sie es dem alten Manne zu Gute,“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Aennchen, so sing' doch ein geistliches Lied.“

„Ein geistliches Lied?“ lachte Aennchen. „Ei nicht doch, vor solchen Herren?“

„Sing' ein Lied aus dem alten Gesangbuch, mein Kind.“

Jetzt verstand sie ihn und sang:

Es spricht der Unweisen Mund wohl,
Den rechten Herrn Christum wir meinen;
Doch ist ihr Herz Unglaubens voll,
Mit That sie ihn verneinen.
Es steht ihr Trauen nicht auf Gott;
Sie rufen ihn nicht an in der Noth,
Sie wollen sich selbst versorgen.

Dann sagte sie: „Mein Wilhelm ist aber nicht so, der ist fromm und gut. Er kommt auch bald wieder heim. Dann stehe ich aus dem Grabe auf; ist bald Ostern?“

Sanne schwieg, faltete die Hände, und blickte zum Himmel. Indem kam ein großer alter Mann in den Hof geritten, schwang sich rüstig vom Pferde, und trat ins Zimmer. „Es ist der Doktor,“ sagte Aennchen. „Ei, ei, Herr Bruder,“ fing der

Fremde ziemlich barsch an, „Du hast heute gepredigt, wer hat Dir das erlaubt? Gleich zu Bett, und sich ruhig gehalten!“ — „Verschone mich mit dem Bett, Alter,“ sagte der Pfarrer. „Es ist doch wohl meine letzte Weihnachtspredigt gewesen, und Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang. Kommt es denn auf ein Paar Tage oder Stunden mehr so groß an hienieden?“ — „Bleib' auf deinem Posten, Schildwache, bis die Runde kommt und Dich ablöst!“ rief jener. „Es ist zwar verdammt kalt und windig auf dem Posten; hilft aber nichts! Ei ei, soll ich laïcus Dich das Gesetz lehren?“

Als der Greis zu Bette gebracht war, trat der Doctor wieder zu uns ins Zimmer. „Wie geht's, Herr von Dannau,“ sagte er zu Heinrich. „Wie bekommt der Brautstand? Geben Sie 'mal her!“ (Er griff ihm an den Puls). „Trifft mich der Schlag! Sechs Dutzend niederschlagende Pulver müssen Sie mir Tag für Tag einnehmen, sonst geht's mein Lebtage nicht gut. Na, na, die Hochzeit ist ja wohl bald? Und Sie, junger Herr?“ zu mir: „Sie sehen ja auch aus als wollten Sie verhimmeln. Das weiß die Schwe — still, nicht geflucht, Alter! das ist noch so ein alter Schaden,

den mir selbst unser Pastor hier nicht abgewöhnen kann; — ich weiß nicht, wie es zugeht, aber die jungen Leute sehen jetzunder alle so ernsthaft aus, als wenn alle Augenblick zum Abmarsch geblasen würde. Zu meiner Zeit war das anders. Der Siegwart, und wie das Zeug alle heißt, liegt der jetzigen Generation im Magen, wie eine Büchsenkugel. Hören Sie, Herr von Dannau, unser Alter hier macht's nicht mehr lange. Der sappermentsche Junge der! Das geht ihm zuviel im Kopf herum. Und Sie hätten den Jungen sehen sollen! Doch Sie haben ihn ja wohl gekannt. Wie Milch und Blut! Und einen Kopf hatte er, einen offenen, es war eine Freude. Das ist der eine Nagel zum Sarge des Alten. Und da ist er so ein Narr, und nimmt das Mädel zu sich, was der gottlose Junge hat sitzen lassen, und das ist so gut wie alle Tage zehnmal eine kleine Dosis Gift genommen (küssen möchte ich den prächtigen Alten doch dafür), denn wird er nicht alle Augenblick an den Taugenichts durch ihren Singsang und ihr Geplauder erinnert? Na, und den andern Nagel hat das Konsistorium kürzlich geliefert. Da plagt sie der Kukuk, daß sie unserm alten Pastoren hier mit einer zehn Ellen langen Anklage angestiegen kommen wegen Mystizismus und Orthodoxie und starrer Anhäng-

lichkeit an veraltete Lehrsätze, und Schisma, und was weiß ich Alles. Die alten Herren sind todt und die neuen wollen sich wichtig machen. Sie klären auf wie man Kaffee klärt, und meinen, was nicht wässerig sey, müsse als Bodensatz weggegossen werden. Meinetwegen! Thut den Plunder ab, wenn Ihr was Bessers habt, aber laßt uns alten Leuten unsre alten Grillen. Es ist zwar beim alten Glauben auch manches Aber, indessen wo sind keine Abers? Beim alten Glauben sind noch wohl reichlich so viel Weils als Abers; beim neuen sehe ich nichts als ein Aber über das andre. Es kommt mir manche Predigt und mancher Gottesdienst jetzt so vor, wie ein Neujahrswunsch, wo so 'n junges Mädchen mit einem Blumenkranze vor einem Altar steht, worauf ein Bischen spiritus vini, zu Deutsch Weingeist, brennt. Das heißt Andacht."

Heinrich und ich ritten nun zu Mittag nach Dannau zurück, mit dem Vorsatze, gegen Abend im Mondschein wieder herzukommen, und den alten Pfarrer, der von Neuem über die Abwesenheit seines Sohnes geklagt hatte, nicht zu verlassen. Als wir ziemlich spät wieder in der Pfarre ankamen, fanden wir den Kranken, der durchaus nicht im Bette bleiben wollte, in dem nehmlichen Zimmer sitzen, wo wir ihn am Morgen gesehen hatten.

Der Doctor, nach welchem geschickt worden war, wollte eben Abschied nehmen. „Wenn wir uns nicht wiedersehen sollten,“ sagte er zum Pfarrer, „so grüß' mir den alten Klopstock. Und nun sich geschont. Todesgedanken verbiet' ich Dir nicht, es wäre doch vergebens. Auch wirkt das bei Dir nicht mehr so wie bei den meisten Kranken, aber: wenig geredet und sich ruhig verhalten! Morgen früh komme ich wieder.“ — Ich begleitete ihn. „Ich werde nicht wieder zu kommen brauchen,“ sagte er. „Schicken Sie mir einen Boten, wenn er die Nacht überlebt hat.“ Dann zog er mich mit sich auf den Hof, sagte leise: „Junger Herr, heute Nacht können Sie lernen, wie ein Christ stirbt!“ und ritt davon.

Als ich wieder ins Zimmer trat, redete der Pfarrer mit Heinrich von Klopstock. Wir erinnerten ihn an die Vorschrift des Arztes. „Es ist ihm selbst nicht Ernst damit,“ sagte Jener. „Er weiß recht gut, wie nahe ich am Ziele bin, sonst bliebe er hier. Er ist kein Freund vom Abschied nehmen. Ja, ich freue mich Klopstock wiederzusehen. Oft ist mir's unbegreiflich, wie in unsrer Zeit sein Messias hat geschrieben werden können. Aber freilich, Klopstocks Jugend und selbst die Dichtung des Messias fiel in eine andre Zeit. Man glaubt nicht, wie

wenige von der jüngeren Generation den Messias gelesen haben. Die Zeit, wo man ihn lies't, wird auch wiederkommen. Klopstock war mein Freund. Er glaubte, was er sang. Gott verleihe mir einen solchen Tod wie er gestorben ist. Manche Stellen im Messias haben Beziehungen, die fast gar nicht bekannt sind. Den Tod seiner Meta und sein vorheriges Glück beschreibt er im funfzehnten Gesange, da wo von Gador und dessen Gattin die Rede ist. Von Adams Gesichten vom jüngsten Gericht, im achtzehnten und neunzehnten Gesange, hatte er mehrere im Traum gesehen, namentlich Eva ganz so wie er sie zu Anfang des neunzehnten Gesanges schildert."

Natürlich erzählte der Greis das nicht Alles so hinter einander weg, wie ich es zusammenstelle. Das Gespräch hatte ihn sichtlich angegriffen, und er ließ sich bereden, sich ins Bett zu legen, wo er einige Stunden sanft schlummerte. Dann ließ er uns rufen. „Verlassen Sie meinen Wilhelm nicht," bat er Heinrich abermals. „Er bedarf Liebe, obgleich er sie immer verschmähte. Auch in dem irdischen Leben sind bisweilen Stunden des Himmels, sagt Klopstock im Messias, und Minuten solcher Stunden werden auch dem gesunkensten Menschen zu Theil. Eine solche Himmelsstunde benutzen Sie.

Sagen Sie ihm, daß ich nur vor Einer Frage meines Richters zittere, vor der nach der Seele meines Sohnes, die ich zu verantworten habe. Ich muß es doch versehen haben. Vielleicht war ich zu nachsichtig. Früher glaubte ich wohl, seine späteren Lehrer trügen die Schuld allein, aber im Tode sieht Alles anders aus. Mein Heiland wird mir beistehen. Du thust mir kund den Weg zum Leben; vor dir ist Freude die Fülle, und liebliches Wesen zu deiner Rechten ewiglich. Und der Herr mein Gott macht meine Finsterniß licht."

Mit diesen Worten versank er wieder in Schlummer. Es mochte gegen Mitternacht seyn, als er abermals erwachte. „Sagen Sie meinem Sohn, daß ich in meinem Glauben sterbe" (sprach er) „wie ich gelebt habe. Lieben Jünglinge, bewahret euer Christenthum, wie ein theures Vermächtniß in der schlimmen Zeit. Bewahret es für Euch und eure Freunde. Die Zeit wird kommen, wo man nach dem verlornen Groschen suchen wird ohne ihn zu finden; dann laßt das Salz nicht dumm geworden seyn. Der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern. Aber das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise.

Von nun an ward die Stimme des Sterbenden leiser; er redete noch Manches, was wir nicht verstehen konnten. Einmal schien er zu träumen. Sein Gesicht ward wie verklärt. Mit geschlossenen Augen sprach er die Verse aus dem Messias:

„Die Gesänge der Himmel
— — — — kennen wir nicht. Bisweilen nur hört sie
Einer, der stirbt und mit ihnen das ewige Leben beginnet;
Nur der Prophet des verstummenden Lamms, Jesaia vernahm sie“ —
—

Hier schwieg er wieder. Nach langer Zeit richtete er sich noch einmal auf, und sagte: „Ich habe meinem Wilhelm Alles verziehen.“

Dann wieder aus dem Messias:

— — „Auch derer, die einst, o Du der ewigen Gnade
Ewiger Quell, nach Dir, weil sie Dich verkennen, nicht dürsten,
Derer erbarme Dich auch, und gieb ihm Flügel, zu eilen,
Jenem Tage der letzten Enthüllung der Herrlichkeit Gottes!“

Dies waren die letzten Worte, die ich verstehen konnte.

Der Morgen brach an, ehe der Greis vollendet hatte. Es ist der erste Tod eines Menschen, den ich sahe. Wie schwer ist doch der letzte Kampf! Wie fest klammert sich jede Kraft des irdischen Lei-

bes gleichsam an die fliehende Seele an, um sie festzuhalten! Ich glaube, die wenigsten Menschen, die sich der Todesverachtung rühmen, kennen den Tod. „Und wenn nun vollends auch die Seele leidet — wenn ihr höchster Trost eine armselige Resignation ist, daß man wenig oder nichts wisse über das Jenseits — wenn vielleicht gar ein Geistlicher dem sterbenden Freunde nur diese Eröffnung zu machen gewußt hat (ich weiß, daß dies geschehen ist, von sogenannten würdigen und aufgeklärten Pastoren) — wie muß es dann schwer seyn zu sterben, auch für den, dessen Gewissen ihm menschlichem Ansehen nach keine grobe Verschuldung vorhält," sagte Heinrich, dem ich meine Bemerkung mittheilte, nachdem wir lange stumm Hand in Hand neben der Leiche gesessen hatten. Da trat Aennchen mit einer alten Magd ins Zimmer, um uns zum Frühstück zu rufen. Die Magd konnte vor Thränen kaum sprechen; Aennchen schien ganz gleichgültig. „Wie ruhig der Vater schläft," sagte sie. „Warum weinet Ihr? Ihn begraben sie, und dann kommt Wilhelm. Der Vater war ihm sehr böse," setzte sie leise hinzu, „er blieb so lange aus."

Indem wir das Zimmer verließen, ging die Hausthür auf, und — wer schildert unsern Schreck! herein trat Sanne, der Sohn, übernächtig, verwil-

dert, mit ungestümem Wesen. „Was wollen Sie hier," (er wandte sich an Heinrich) „wollen Sie sich zwischen Vater und Sohn stellen?" Dann frug er, ohne die Antwort abzuwarten: „Lebt mein Vater noch?" — Wir wollten antworten, aber Aennchen, die ihn erkennen mochte und der plötzlich ihr wahres Verhältniß zu Wilhelm wieder klar zu werden schien, stürzte mit einem Schrei zu Boden und gerieth in den trostlosesten Zustand. Nach einigen Minuten raffte sie sich auf, und rief: „Weg mit dem Mörder, weg, weg! drinnen in der Kammer liegt der alte Mann, dem hat er den Hals abgeschnitten! Hört, das jüngste Gericht! schleppt ihn doch vor das jüngste Gericht, lieben Nachbarn!" Sie verfiel aus einer schrecklichen Phantasie in die andre, und mußte endlich, da ihr Zustand in völlige Raserei überzugehen drohte, mit Gewalt entfernt und nach der Stadt geschafft werden.

Sprachlos, wie ein überführter Verbrecher, stand Sanne da und sah diesen Auftritt mit an. Dann schien er sich zu fassen, und wiederholte die Frage nach seinem Vater. „Doch was frage ich noch?" unterbrach er sich, „er ist todt. Das ist ganz in der Ordnung. Sie, mein Herr Baron, sind doch ein Rechtsgelehrter; erlauben Sie mir die Frage: ob ein enterbter Sohn (vielleicht gar ein ver-

flüchter) einige Stunden im Hause des Vaters verweilen darf und seinen todten Vater noch einmal sehen? Sonst ist mir auch nichts daran gelegen. Meinen Weg will ich schon finden." — Heinrich suchte ihn zu beruhigen. Wir wollten ihn mit uns ins Zimmer nehmen, aber er verlangte, zuerst die Leiche seines Vaters zu sehen. Sichtlich unterdrückte er seine Gemüthsbewegung. Als er erfuhr, wie wenige Stunden vor seiner Ankunft sein Vater gestorben war, sagte er: „Da könnte ich ja eine Szene aufführen wie der Junker Rudenz im Tell." Allmählig aber, als Heinrich ihm mit einer Geduld und Sanftmuth, wie ich sie nicht gehabt haben würde, Alles erzählte und auseinander setzte, schien sein gewiß auch nur erkünstelter Starrsinn sich zu beugen; er bat uns, ihn im Vaterhause allein zu lassen, und es ward verabredet, daß wir am Tage der Beerdigung der theuren Leiche hier wieder zusammentreffen wollten.

Sech-

Sechzehntes Kapitel.

Dannau, den 26. December.

Auf dem Heimritt unterredeten wir uns über das Vorgefallene. Heinrich besorgte, es werde keinen wohlthätigen Eindruck auf Sanne machen; ich hoffte das Gegentheil. Dies führte uns auf Heinrichs Jugend, wo sie beide sich gekannt hatten, und auf ihre fernere Bildung. „Sie nahm eine ähnliche Richtung,“ sagte er. „Sein Vater confirmirte ihn und mich zusammen. Er kam auf die Schule zu A., ich erhielt einen Hofmeister; wir lernten Beide zur nehmlichen Zeit die neue Lehre, die der Pfarrer nur erwähnt hatte, ohne sich lange bei ihrer Widerlegung aufzuhalten, recht gründlich kennen. Mein Lehrer war ein wackerer Mann von höchst redlichem Gemüth und voll Eifers für das, was ihm Wahrheit schien. Er weihte mich daher gleich in seine Ansichten ein, die mich außerordentlich beunruhigten. Ich will Dir doch einen Traum erzählen, den ich in jener Zeit hatte, und der mir stets unvergeßlich bleiben wird.

„Ich war gestorben, und befand mich in einem großen sehr einfach verzierten Saale, dessen eine

Seite durch einen grauen Vorhang verschlossen war. Auch die hohen Fenster waren mit grauen Vorhängen versehen, die jedoch dem Zugang des Tageslichts nicht hinderlich waren. In der Mitte stand ein Tisch mit einer Decke von der nehmlichen Farbe, und einige Stühle. Noch betrachtete ich mir diese Gegenstände, als der Vorhang sich öffnete, und drei Männer, wie protestantische Geistliche gekleidet, hereintraten, sich um den Tisch setzten, und mich gleichfalls Platz zu nehmen aufforderten. Sie gaben sich mir als Läuterer oder Beseitiger des vermeintlich Uebernatürlichen im Christenthum zu erkennen, die beauftragt seyen, mir zur Vorbereitung auf meinen Eintritt in ein höheres Leben den nöthigen Unterricht zu ertheilen. Zu meinem Erstaunen waren sie sämmtlich noch lebende berühmte Theologen. Alles, was mein Hofmeister mir gesagt hatte, war gegründet. Alle positive Religion war irrig, und nur eine Hülle höherer Weisheit. Das neue Testament hing mit dem alten nur in sofern zusammen, als Jesus den Messiasglauben seiner Zeitgenossen benutzen zu müssen glaubte, um sich mehr Eingang zu verschaffen. Er war ein ausgezeichneter Reformator seiner Zeit, aber nur ein Mensch, und Gottes Sohn nur wie wir alle. Man hatte ihn über 1700 Jahre lang mißverstan-

den, und erst unsrem Jahrhunderte, und namentlich meinen drei Lehrern, war es vorbehalten, seine Lehre ganz zu begreifen und zu entwickeln. Schon die Apostel hatten ihn nicht verstanden, besonders Paulus und Johannes nicht, wodurch viel Unheil entstanden war. Die Versöhnungslehre war ein gefährlicher Unsinn, und der Mensch ward nur nach seinen Werken und nach seinem guten Willen gerichtet.

„Ich kann Dir mein Gefühl nicht beschreiben, als ich das Alles hörte. Obgleich ich mich nie hatte entschließen können, meinen alten Glauben aufzugeben, konnte ich mich doch einer geheimen Angst, daß mein Hofmeister Recht haben möge, in manchen Stunden nicht erwehren. Ich konnte dann wohl wider die Vorsehung murren, daß sie der Welt die Wahrheit so lange vorenthalten habe. Nun ward meine Angst zur Wirklichkeit. Meine liebsten Gedanken zerflossen wie Dunstgebilde; ich hatte meine edelsten Gefühle, meine schönsten Stunden jugendlicher warmer Andacht an ein Phantom verschwendet. Zugleich fühlte sich meine Eitelkeit tief verletzt darüber, daß mein Hofmeister Recht behalten solle. Ich blickte in mein Leben zurück; alle meine Fehler und Verirrungen thürmten sich wie ein Berg zwischen mir und einem unbekannten Herrscher auf, den ich als Gott verehren sollte,

ohne etwas mehr von ihm zu wissen, als daß er den Abstraktionen nothwendig entsprechen müsse, die der Mensch sich von ihm machen könne. Die Kluft zwischen ihm und mir war unermeßlich, und wenn es vielleicht Wesen gab, die in der Stufenleiter der Schöpfung zwischen Gott und mir standen, so wußte ich doch nichts von ihnen; denn was die Schrift lehrte, war Ausfluß orientalischer Phantasie, oder zeitgemäße Akkommodation an Vorurtheile des großen Haufens, und daran zu glauben, wäre eben so wahnsinnig gewesen als noch den alten Chaldäischen Satan fürchten zu wollen. Die etwanigen Engel waren mir so fremd wie Gott selbst. Ob es Weisheit gewesen oder Irrthum, und im ersteren Falle, ob es recht war, wenn Jesus seine Lehre so wenig dem gemäß vortrug, was eigentlich an dem war, wagte ich nicht zu entscheiden; aber er war ein Mensch wie ich, und konnte Gott vielleicht um etwas näher stehen wie der fromme Pfarrer oder wie mein Vater, aber auch er war ja nur ein Wurm der sich im Staube krümmt, gegen den Allmächtigen, vor dessen Angesicht ich treten sollte. Alle diese Gedanken und Gefühle stürmten auf mich ein, unendliche Wehmuth ergriff mich, ich zerfloß in Thränen, und nun erst fühlte ich alle Schrecknisse des Todes.

„Die drei großen Beseitiger redeten mich freundlich wieder an, und verkündigten mir, daß ich jeden Verstorbenen, von dem ich es wünsche, selbst sehen und sprechen könne, um mich weiter zu unterrichten. Dies gab mir etwas mehr Muth. Zugleich stieg ein dunkles Gefühl in mir auf, daß ich doch wohl nur in einer Art Antichambre sey. Ich wünschte, Moses zu sehen; ein Donnerschlag ertönte, der Vorhang fuhr auseinander, und ein würdiger Greis im alten Kostüme trat hervor. Ich fragte ihn, ob die eherne Schlange, die er in der Wüste aufgerichtet, eine mystische Andeutung des Opfertodes Christi gewesen, wie Johannes anzunehmen scheine, oder was sie sonst bedeutet habe? Er lachte, und sagte ziemlich grob: Du scheinst ein eben solcher Mystiker zu seyn wie der gute Johannes. Ist nicht durch einen großen Theologen deiner Zeit nachgewiesen worden, daß ich die Schlange nur aufrichten ließ, damit meine von Schlangen gebissenen Landsleute hineilen, und durch die starke Bewegung kurirt werden sollten, was auch anschlug?

„Als ich dies vernahm, beschloß ich, mich sogleich an Christus selbst zu wenden. Er erschien auf meinen Wunsch, abermals mit einem Donnerschlage. Er trug einen schwarzen Talar, wie ein junger feiner Rabbiner, und sein Gesicht erinnerte mich an

einen schönen Polnischen Juden, den ich kurz vorher auf einer Reise mit meinen Eltern in Leipzig gesehen hatte. Ich fragte ihn resignirt: Warum er eine Weissagung von dem Sohn Gottes im 110ten Psalm gesucht und dadurch so viel Leute irre geführt habe? Ich dachte an die Stelle Matth. 22, v. 42 fg. Da antwortete er: Daß man mich mißverstand, dafür kann ich nichts. Ich wollte den Pharisäern die Lehre geben, daß sie vergebens Prophezeiungen im A. T. suchten, und daß David in jenem Psalm nicht vom Messias rede. So nun David ihn einen Herrn nennt, habe ich auch nicht gesagt, obgleich dies die wörtliche Uebersetzung des Evangeliums ist, sondern ich sagte: Wenn anders David ꝛc. Das hat ein großer Theologe deiner Zeit endlich ausgefunden, freilich spät genug.

„Ich fragte hierauf: So warest Du nur ein Mensch wie andere? In diesem Augenblicke verschwand der vermeintliche Christus, die drei Beseitiger und alle Umgebungen mit einem furchtbaren Donnerschlage. Ein dichter Nebel umgab mich, ich hörte einen Chor aus Händels Messias singen, ohne mich nachher besinnen zu können, welcher es war. Noch nie hatte ich ähnliche Wohllaute vernommen, oder auch nur eine Ahndung von solcher Macht des

Gesanges gehabt. Da schritt eine Lichtgestalt auf mich zu. Ich verhüllte meine Augen vor dem Glanz. Die Gestalt sprach: Du wirst nun bald die Herrlichkeit des Sohnes sehen, und vor seinem Richterstuhl erscheinen müssen. Laß keinen Zweifel dein Herz bethören, wenn Du anders mit gläubigem Vertrauen vor deinen Richter treten kannst. Mich ergriff neue Angst, aber es war mehr das Gefuhl süßer Beklemmung und schüchterner Scham, als jene frühere Todesangst. Ich drückte mein Erstaunen aus, daß eine irdische Musik hier habe Zugang finden können. Die Gestalt versetzte: Sie dient, den Sterblichen auf höhere Wonnen vorzubereiten, auch ward nur H ä n d e l n und wenigen Anderen das Glück zu Theil, sich hier zu hören. Jetzt schreite vor, und blick' auf! — Ich that es, aber der heftige Glanz zwang mich, die Augen gleich wieder zu verschließen. Ein neuer Donner erscholl — und ich erwachte. Es war schon Tag geworden, ein heftiges Gewitter stand schwer am Himmel, dicke Tropfen hingen auf Blättern und Blumen, ich öffnete das Fenster, sog den balsamischen Duft der erquickten Gewächse mit vollen Zügen ein, und träumte wachend meinen wunderbaren Traum noch einmal durch."

Dannau, den 2. Januar 1809.

Als wir vorgestern zur Beerdigung des Pfarrers nach T. kamen, war Sanne nicht mehr dort. Er sey am Morgen früh abgereis't, hieß es. Bei unsrer Heimkunft in Dannau fand ich einen Brief von ihm vor. Ich will ihn zu diesen Blättern legen. Leider bestätigte es sich nur zu bald, daß es dem Unglücklichen gelungen war, sein Vorhaben auszuführen.

„Berthold!

Ich schwöre Dir, daß ich meinen Vater aufsuchte mit dem festen Vorsatze, mich zu bessern. Noch nie hat mich ein Unrecht so geschmerzt als das, was ich Dir zufügte. Ich dachte nichts Geringeres, als vielleicht die schöne Hanseatin für mich zu erobern. Als ich indeß erfuhr, daß es mir über Erwarten gelungen war, Dich mit ihr und mit Dannau zu entzweien, empfand ich bittre Reue. Dies ist eins der dummsten Gefühle in der Welt. Ich erkannte die Nichtigkeit meines Treibens, und meine Rechnung stand schlecht. Ich war moralisch eben so bankerott als leer mein Geldbeutel war. Das Geld ist ein Teufel, wenn man es bei Thalern hat, aber der letzte Groschen ist ein warnender Engel.

Siehe da fiel mir die Unschuld meiner Jugend wieder ein, und die selige Zeit, da ich noch reines Herzens war. Sie lag weit weit hinter mir, und der Cherub mit dem Flammenschwerte, der mich nicht wieder in Eden hineinließ, stand nicht vor diesem Garten Gottes, sondern ich trug ihn in meinem Herzen mit mir herum.

Ich hatte lange nicht gebetet. Ich empfand das Bedürfniß danach, aber wie viel Versuche mißlangen! Nur der reine Mensch kann beten, der gefallene muß betteln, der sich erhebende bitten; das sind sehr verschiedene Abstufungen desselben Begriffs. Ich hatte es fast bis zum Bitten wieder gebracht.

Vor allen Dingen aber wollte ich von meiner schweren Schuld wieder gutmachen, was möglich war. Ich wollte mich zu Aennchens Füßen werfen, und sie um Gotteswillen bitten, mir zu vergeben. Mein Vater sollte mir rathen, was ich beginnen könne, um als ehrlicher Mann mein Brot zu verdienen. Ich hätte mich als Tagelöhner verdungen, wenn sich kein andrer Ausweg fand. Der Verzeihung meines Vaters war ich gewiß.

O ich malte sie mir lieblich aus, die Rückkehr in das friedliche Dorf meiner Jugend! Ich wollte am Weihnachtabend eintreffen und am ersten Weihnachtstag meinen Vater predigen hören. Still und

unbemerkt wollte ich mich ins Haus schleichen, leise an die Thür des wohlbekannten Studirzimmerchens pochen, und bebend glaubte ich im Geist schon meines Vaters freundliches: Herein! zu hören. Mein Vater empfing mich wie Jener den verlorenen Sohn, und zum ersten Mal weinte ich seit vielen Jahren wieder Thränen, und zwar der Freude, und in den Armen meines Vaters. Scheu fragte ich nach Aennchen; sie war wohl eine kurze Zeit lang schwermüthig gewesen, aber längst völlig wieder hergestellt, und wir verabredeten, wie sie auf meinen Anblick vorbereitet werden solle.

Wie neugeboren nahm ich meinen Wanderstab in Frankfurt wieder zur Hand, Hoffnung beflügelte meine Schritte. Im December ist nicht gut zu Fuß reisen, besonders ohne Geld. Aber ein Tag reihte sich an den andern, und ich kam dem Ziele meiner Wallfahrt immer näher. Oft habe ich mich hungrig zu Bette gelegt, und zuletzt konnte ich nur eine Streu noch bezahlen, aber mein Muth sank nicht. Leider konnte ich in der rauhen Jahreszeit und bei der Kürze der Tage nicht am Weihnachtabend eintreffen. Von dem was mir bevorstand ahndete ich nichts. In der Stadt, wo Aennchen jetzt im Irrenhause sitzt (ich will das entsetzliche

Wort ruhig hinschreiben, damit ich mich an den furchtbaren Klang, den es in der Ewigkeit für mich haben wird, allmählig gewöhne) mußte ich, um mein Nachtlager bezahlen zu können, mein letztes Kleinod, einen Ring von meiner seligen Mutter, versetzen. Hier erfuhr ich, aber erst früh Morgens, daß mein Vater todtkrank sey. Nach Aennchen wagte ich nicht zu fragen. Ich raffte mich auf, und noch weiß ich nicht, wie ich die zwei Meilen gemacht habe.

Das Uebrige weißt Du.

Aennchens Anklage ist gerecht. Ich bin der Mörder meines Vaters. Aennchen habe ich mehr als gemordet; Lears Tochtermann blendete den alten Gloster, ich aber habe Aennchens inneres geistiges Auge zerstört, und vielleicht auf ewig! Wir können uns wohl denken, daß Wahnsinnige nach dem Tode ihre volle und selbst eine höhere Geisteskraft wieder erlangen, wenn die Ursache des Wahnsinns körperlich war. Aber was wissen wir von den Folgen einer wirklichen und wahren Geisteszerrüttung?

Du siehst, ich habe mich nicht gescheut, der Wahrheit in ihr furchtbares Gorgonenantlitz zu sehen. Die Zeit der Täuschung ist für mich zu Ende.

Mit gleichem festen Sinne habe ich mein ganzes Leben vor meine Erinnerung zurückgerufen; und die Zukunft ekelt mich an nach einer solchen Vergangenheit.

Ich habe meines Vaters Papiere in diesen Tagen durchgesehen. Da fand ich auch gar Manches, das als stummer Ankläger gegen mich auftrat. Unter andern einen Brief des alten Konsistorialraths, der mir nach meinem Examen Geld anbot, damit ich noch ein Jahr studiren könne. Darin meldet der Mann, was vorgefallen war, und wozu er sich erboten habe, und legt ein gutes Wort für mich bei meinem Vater ein, indem er wiederholt, daß er zwar nichts übrig habe, wie mein Vater wohl wisse, daß er aber auch jetzt noch bereit sey, sein Versprechen zu halten, wenn ich seinen Rath befolgen wolle. Wahrlich, so gewiß diese Männer in dem, was sie treiben, im Irrthume sind, so könnte man doch von ihnen lernen. Wir träumen da von Heilandskassen, und vergessen, daß die oft sehr spärliche Kasse dieser Leute zur Heilandskasse wird, wenn es gilt, eine wahre Wohlthat in ihrem Sinne zu erzeigen.

So fand ich auch einen angefangenen Brief meines Vaters an mich:

Geliebter Wilhelm,

Ja, so nenne ich Dich noch immer. Gieb doch ein Zeichen deines Lebens von Dir. Laß doch deinen alten Vater nicht darüber im Zweifel, ob dein Abfall (ich kann es nicht anders nennen) bloß Irrthum ist, oder böser Wille. Es giebt so manche redlich Irrende unter den Gegnern des alten Glaubens. Nur Eins (ich will nicht richten) macht mich stets besorgt über die Redlichkeit eures Irrthums, oder ich will lieber sagen, eurer Ueberzeugung. In England giebt es eine Sekte, welche sich Unitarier nennt; sie läugnet die Dreieinigkeit und lehrt reinen Deismus. Warum ist das dort eine Sekte, dort im Lande der Freiheit, und warum nicht bei uns? Hat denn ein Deutscher Unitarier ein weiteres Gewissen als ein Englischer? Kann er Eid und Pflicht mit seinem Glauben ablegen, wie ein abgetragenes Gewand? Warum bleibt Ihr in einer Kirche, die doch Anderes lehrt und Anderes von Euch fordert? Warum wollt Ihr uns euren Glauben aufdringen, indem Ihr uns für Schwärmer und Mystiker erklärt? Ist denn die Kirche keine Macht mehr, sondern, wie ein Rheinischer Bundesstaat, nur ein Außenwerk einer andern Macht? Ich glaube, die ganze Geschichte bietet kein zweites

Beispiel einer solchen scheinbar offnen und redlichen Unredlichkeit dar. Ihr sagt zwar: wir geben zu, daß Jesus Gottes Sohn war, und dergl., da Ihr doch das grade Gegentheil lehrt, und Euch nur hinter Worte versteckt. Mein Sohn, löse mir doch diese Zweifel. Durch solches Drehen und Wenden macht Ihr ja viele wackre Leute irre, die dann meinen, es werde nur um Worte gestritten, und wir seyen Zionswächter und Zeloten, da wir doch so gern in Friede lebten. Sprecht Euch doch nur offen aus, bemächtigt Euch immerhin der Kirchen, und laßt uns nur hie und da, aber ungestört, ein Kirchlein oder eine Kapelle zu unserem, wenn Ihr wollt, thörichten Gottesdienste. Dann würde es sich bald ausweisen, wessen Lehre von Gott ist, und welche zu ihm führt u. s. w.

Darin liegt in der That manches Wahre, und man kann es nur mit Gründen widerlegen, die manchem Einwurf Raum lassen. Doch das verwundete mich jetzt weniger, als die treue Liebe und Besorgniß meines guten Vaters, die hier aus jeder Zeile spricht. Ich verdiente sie nicht; aber was mehr sagen will, ich hatte geraume Zeit aufgehört sie zu erwiedern. So tief war ich gesunken. O es ist etwas herrliches um die Liebe! Ein Mörder, ein

Straßenräuber, der noch lieben kann, ist tugendhaft zu nennen gegen einen äußerlich nicht strafbaren Menschen, der nicht mehr liebt.

Dies Abgestorbenseyn meines Herzens, diese Siberische Steppe meines Gemüths, das grade ist es auch, was mir jede Hoffnung benimmt. Ich kannte einen Jüngling, der sich fest eingeredet hatte, das fünf und zwanzigste Jahr sey der Kulminationspunkt der menschlichen Entwickelung, und von dieser Epoche an schreite der Mensch bergab. Auf diese Art habe ich lange schon mein Stufenjahr erlebt. Ich stehe einsam in der Welt, wie die Bildsäule eines Königs aus alter Zeit auf einem Marktplatze voll Menschen. Klopf' an meine Brust, Erz tönt Dir entgegen. Ich selbst finde mich nicht mehr darin. Man sagt, wenn man in stiller Mitternacht dreimal seinen eignen Namen ruft, so erscheint man sich selbst. Ich rufe bei Tage und bei Nacht, einsam und in Gesellschaft, mit Thränen und mit Lachen, aber nichts erscheint als das schale abgestandene Ich, was so gern ein neues kräftiges Ingrediens zu dem widerlichen Gebräu gießen möchte, um sich einmal selbst wieder pikant zu schmecken.

Sag' nicht wie ein gewöhnlicher Sittenprediger, ich solle hingehen und mich bessern. Kein Gott vermag ein zerknicktes Rohr wieder aufzurich-

ten. Kann Gott dein Unrecht vertilgen, daß seine Stätte nicht mehr gefunden werde? Kann ich wieder gut machen, was ich verschuldet habe, kann ich Aennchens gemordeten Geist wieder lebendig machen, Dir Miranda wieder zuführen, meinen Vater ins Leben zurückrufen, Antonien ihre vergiftete Unschuld wiedergeben, und so manche ähnliche Handlung ungeschehen machen, die mit unauslöschlicher Schrift in dem dicken Memorandumbuche meines Gewissens geschrieben steht? Das ist es gerade, was der vermeintlich christlichen Versöhnungslehre von jeher so viele Anhänger verschafft hat, daß sie, wenn der Mensch nun gar nicht mehr aus noch ein weiß, dazwischentritt und die Sündenlast von dem geängstigten Herzen abwälzt. Die Sache wäre wohl so uneben nicht; schade nur, daß das Alles eine bloße Erfindung ist, von der sich Christus und die Apostel wohl nie etwas träumen ließen, eine Selbsttäuschung wie alles Andre, die Dir statt eines vollen lebenswarmen Antlitzes, das Du an deinen Busen ziehen willst, mit einem gespensterhaften Todtenkopf entgegen grins't.

Nein, mein Freund, ich will nicht länger in dieser verzehrenden Ungewißheit leben. Es kann nicht mehr Ewigkeit in der Ewigkeit seyn als in der Zeit ist. Ich kann dort nicht mehr und nicht

weniger Gnade finden als hier. Wenn Du diese Zeilen liesest, so ist das Vergängliche an mir schon dem Grabe anheim gefallen, und mein Geist steht vor seinem Richter.

Die Gewohnheit des Lebens ist süß, und keiner von all' den gestrengen Herren, die den Selbstmord verdammen, weiß etwas davon, wie schwer der Kampf ist, ehe ein solcher Entschluß gefaßt wird. Glaubt Ihr denn, Ihr Splitterrichter, daß nur der Todesangst empfindet und bittern Todesschweiß vergießt, der in seinem Bette an einer Krankheit stirbt, dem ein Pastor etwas vorbetet was er nicht mehr versteht, dem der Doktor noch etwas verschreibt das er nicht mehr hinunterbringen kann, um den ein Weib die Hände ringt und Kinder heulen?

Grade dies aber ist es auch, was mich in diesem Entschluß bestärkt hat. Ich sterbe nicht wie ein gemeiner Verbrecher, der sich tödtet, um der Schande und der Strafe zu entgehen. Ich halte über mich selbst hochnothpeinliches Halsgericht und verurtheile mich zum Tode. Ist denn die Strafe, die man sich selbst auflegt, etwa weniger Strafe, als die uns von Anderen zuerkannt wird, und habe ich weniger Rechte über mein eignes Leben als Ihr über das Leben Anderer?

Und daher fühle ich auch in dem Gedanken an diesen Tod ungleich mehr Beruhigung als in einem fortgesetzten Leben ohne Zweck und Beruf. Ich habe meine Strafe in diesem Leben dann erduldet; was jenseits liegt, würde ich früher oder später doch haben kennen lernen müssen.

Lebwohl!

Wilhelm S."

Dannau, den 5. Januar.

Daß ein Deutscher Jüngling schreibend untergeht, ist in der Ordnung, aber doch wohl noch zur Zeit nicht, daß er sich gegen sich selbst waffnet, und seine Hand zur Bundesgenossin seines Willens macht, um das Sakrament der Ehe zwischen Leib und Seele gewaltsam zu trennen. Ich könnte fast Bitterkeit gegen Wilhelm empfinden, wenn ich nicht selbst vor wenig Wochen noch in dem Gedanken gänzlicher Vernichtung durch den Tod geschwelgt hätte. Das war eine Art Selbstmord.

Ich bin durch diese Begebenheit mehr erschüttert als ich mir selbst bewußt bin, möchte ich sagen. Mir ist, als habe der Blitz neben mir eingeschlagen und mich allein aus vielen Umstehenden verschont. Ich athme ängstlich auf, beinah verwundert, daß mir der Athem nicht versetzt ist. Ich mag den

Gedanken nicht ganz durchdenken, was ich in Sanne's Stelle vorgenommen hätte. Ich sage mir: Alles, nur nicht was er that, — aber diese Antwort hat wie ein Januskopf zwei Gesichter, und dreht mir zuweilen das finstre Greisesantlitz zu, in welchem ich einen höhnischen Zug zu entdecken glaube.

In Dannau fühlt man den Tod des Alten tiefer. Man denkt nicht mehr an die angefangene Unterhaltung. Alles ist verstört und zerrissen, ein Theil der Gesellschaft hat sich entfernt, der Familienkreis wird enger, und ich empfinde bisweilen, daß ich als Fremder allein dastehe, so sehr auch Heinrich mir jeden Augenblick schenkt, den er nicht Klotilden widmet.

Das ist ein Zeichen zum Aufbruch. Aber wohin?

Den 6. Januar.

Mein Vater schreibt mir, daß ein neuer Krieg mit Frankreich allgemein vermuthet werde. In den will ich ziehen. Ich sehne mich nach Thaten, die mir die Anwartschaft geben sollen auf einen neuen Schwung meines innern Lebens. Denn da, da muß es anders werden. Und das kann der Jüngling nur erlangen, wenn er ins Leben hinaustritt

und sich da versucht, und dann zurückkehrt in sich selbst. Dem Manne, der schon Thaten aufzuweisen hat, mag Beschaulichkeit geziemen; das innere Leben des Jünglings aber ist nur eine durchsichtige Scheibe, die erst zum Spiegel wird, wenn die Folie vollbrachter Thaten daran gelegt werden kann. So denke und fühle ich wenigstens jetzt, und glaube nicht zu irren. Heinrich billigt ganz meinen Entschluß.

Und nun vor allen Dingen zurück nach Göttingen, um jede Stunde zur Vorbereitung auf den neuen Stand zu verwenden.

Doch ehe ich für diesmal und vielleicht für immer mein Tagebuch schließe, sey diesen Blättern noch eine geheime unaussprechlich süße Hoffnung — ich darf wohl kaum mehr als Ahndung sagen — anvertrauet. Mein Vater schreibt von einer langen Unterredung, die er mit Mirandens Mutter meinetwegen gehabt hat. Er scheint es nicht für unmöglich zu halten, daß sich mit der Zeit Mirandens Gesinnungen gegen mich wieder ändern könnten, wenn ich, jetzt ein gährender Sauerteig, dereinst als gutes gares Brot mit der nöthigen Weltrinde versehen, aus dem Backofen der Universität wieder herauskomme. Er schreibt das nun freilich etwas anders, aber so ungefähr ist es gemeint.

Und wenn ich nun aus Freiheitsschlachten, zum Mann gereift — überaus sanft und fest — und gottesfürchtig — und ganz gemeißelt und abgeschliffen — und dennoch rein und keusch wie eine Jungfrau — ein Kind im Herzen, ein Mann am Geist (ach wie Vieles von all' diesem muß ich noch erst werden!) wieder vor sie hintrete, und gar nicht werbe und nichts verlange, auch nicht einmal daß sie mein Innres kennen lerne; warum sollte denn nicht endlich eine Zeit kommen können — mit der Zeit — wo die alte Jugendliebe noch einmal meine Brautwerberin bei ihr wird, und ein spätes aber sichres Ja überbringt?

Berichtigungen.

S. 8, Z. 2. st. Gewaltige l. Gewaltiger
— 22. — 7. v. u. st. furchtbarer l. fruchtbarer
— 26. — 11. st. verschmachtenden l. vor schmachtenden
— 61. — 4. st. dem l. den
— 75. — 6. v. u. st. um l. um Dir
— 87. — 7. st. aufgebracht l. nun gebracht
— 93. — 9. st. Dann l. Denn
— — — 2. v. u. st. zephyrslinden l. Zephyrs linden
— 134. — 3. v. u. st. Wehet l. Wehrt
— 141. — 13. st. eurigen l. eurige
— 171. — 2. v. u. st. sinkt l. hinkt
— 183. — 15. st. noch l. nach
— 244. — 15. st. infortürten l. infortiirten
— 261. — 14. st. machen kann l. zu machen suche
— 292. — 1. st. Geißel l. Geißeln
— 304. — 6. v. u. st. Ideen l. Idee
— 305. — 14. st. kannte l. kennte
— 369. — 4. v. u. st. ja l. je

Einige kleinere Fehler, z. B. S. 165. Z. 3. Plessa st. Plesse, S. 379. Z. 9. Gabor st. Gebor, wird der Leser selbst leicht verbessern können.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.

Anzeigen
von Büchern, welche in demselben Verlage erschienen sind.

Um Denen entgegen zu kommen, welche, durch die Titel dieser Bücher aufmerksam gemacht, über den Gegenstand oder die Behandlung eine vorläufige nähere Auskunft wünschen, verweisen wir bei den meisten auf die in kritischen Blättern erschienenen Würdigungen derselben, so weit sie uns bekannt geworden sind, oder für die Charakteristik jedes Buchs erheblich schienen.

Duncker und Humblot.

Schriften von Washingt. Irving,

in deutscher Uebersetzung von S. H. Spiker. gr. 12. geh. 1823 — 25.

Skizzenbuch von Gottfried Crayon. 2 Bände 3 Rthlr.

Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. 2 Bände . . . . 3 Rthlr.

Erzählungen eines Reisenden. 2 Bände 3 Rthlr.

Für die Anerkennung, welche Washingt. Irving seit Erscheinung des Bracebridge-Hall in Deutschland allgemein zu Theil geworden, findet sich der kürzeste Ausdruck in folgenden Worten, womit das Allgem. Repertorium d. Lit. (1825. Nr. 7.) die Erzählungen eines Reisenden anzeigt: „Wir finden in diesen Erzählungen ganz den Verf. von Bracebridge-Hall und des Skizzenbuchs wieder, ganz den feinen Sitten- und Naturmaler, den liebenswürdigen Humoristen, den neuen Classiker im Styl, dessen zarteste Eigenthümlichkeiten die Feder des kenntniß- und geschmackreichen Uebersetzers treu nachgebildet hat, so daß wir ein vortrefflich geschriebenes Deutsches Original zu lesen glauben." — Indem wir in Betreff der vielfachen anderen Beurtheilungen bemerken, daß die Liebe und der Fleiß, welchen Deutsche Kritiker an die Beschäftigung mit diesem Schriftsteller gewendet haben, es wohl verdienen, daß die Verehrer desselben, wenn sie sich von dem Genuß, den er ihnen gewährt hat, Rechenschaft geben wollen, auf diese Beur-

theilungen (z. B. Leipz. Lit. Zeit. 1824. Nr. 271. — Jenaisch. Lit. Zeit. 1823. Nr. 138. — Abendzeitung 1823. Wegweis. Nr. 7. — Allgem. Repert. d. Lit. 1825. Nr. 9. — Hallische Lit. Zeit. 1824. Nr. 39. u. 248. — Hermes 1824. St. 3.) zurückgehen, geben wir hier bloß eine Uebersicht des Inhalts der obigen drei Werke, aus welcher die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Ausstattung hervorgehen wird.

1) **Skizzenbuch.** Inhalt: Band 1. Des Verfassers Auskunft von sich selbst. — Die Seereise. — Roscoe. — Das Weib. — Rip van Winkle. — Englische Schriftsteller über Amerika. — Landleben in England. — Das gebrochene Herz. — Die Buchmacherkunst. — Der königliche Dichter. — Die Dorfkirche. — Die Wittwe und ihr Sohn. — Die Schenke zum Eberkopfe in Eastcheap. — Die Wandelbarkeit der Literatur. — Begräbnisse auf dem Lande. — Die Gasthofsküche. — Die Geisterbraut. — Die Westminster-Abtei.

Band 2. Weihnachten. — Die Landkutsche. — Weihnachtsheiligabend. — Der Weihnachtsfeiertag. — Das Weihnachtsmittagsessen. — Klein Britannien. — Stratfort am Avon. — Züge aus dem Charakter der Indianer. — Philipp von Pokanoket. — John Bull. — Der Stolz des Dorfes. — Der Angler. — Die Sage von der schläfrigen Schlucht. — Die Zuschrift.

2) **Bracebridge-Hall.** Inhalt: Band 1. Der Verfasser. — Die Halle. — Der geschäftige Mann. — Alte Diener. — Die Wittwe. — Die Liebenden. — Familien-Reliquien. — Der alte Soldat. — Das Gefolge der Wittwe. — Hans Baargeld. — Alte Junggesellen. — Weiber. — Geschichten-Erzählen. — Der dicke Herr. — Bäume des Waldes. — Ein literarischer Alterthumsforscher. — Das Pächterhaus. — Reitkunst. — Liebesanzeichen. — Falknerei. — Die Falkenjagd. — St. Marcus-Abend. — Lebensart. — Wahrsagen. — Liebeszauber. — Die Bibliothek. — Der Student von Salamanca.

Band 2. Englische Landgutsbesitzer. — Bekenntnisse eines alten Junggesellen. — Englischer Ernst. — Zigeuner — Maitagsgebräuche. — Die Angesehensten im Dorfe. — Der Schulmeister. — Die Schule. — Ein Dorfpolitiker. — Der Rabenhorst. — Der Maitag. — Die Handschrift. — Annette Delarbre. — Reisen. — Volksaberglauben. — Der Verbrecher. — Familienunglück. — Liebeskummer. — Der Geschichtschreiber. — Das Spukhaus. — Dolph Heyliger. — Das Sturmschiff. — Die Hochzeit. — Des Verfassers Abschied.

3) **Erzählungen eines Reisenden.** Inhalt: Abtheil. 1. Seltsame Geschichten von einem ner-

denschwachen Herrn. Der große Unkannte. — Die Jagdmahlzeit. — Meines Oheims Abenteuer. — Das Abenteuer meiner Base. — Der kecke Dragoner. — Das Abenteuer des Deutschen Studenten. — Das Abenteuer mit dem geheimnißvollen Bilde. — Das Abenteuer mit dem geheimnißvollen Fremden. — Geschichte des jungen Italiäners.

Abtheil. 2. Buckthorne und seine Freunde: Gelehrten-Leben. — Ein gelehrtes Mittagsessen. — Der Clubb der närrischen Leute. — Der arme Teufel von Schriftsteller. — Berühmtheit. — Der praktische Philosoph. — Der junge Mann von großen Aussichten. — Ernste Bemerkungen eines Getäuschten. — Der alberne Squire. — Der wandernde Schauspieldirektor.

Abtheil. 3. Die Italiänischen Banditen. Das Gasthaus von Terracina. — Das Abenteuer des kleinen Alterthumsforschers. — Die verspäteten Reisenden. — Das Abenteuer der Familie Popkins. — Das Abenteuer des Malers. — Die Geschichte des Banditen-Häuptlings. — Die Geschichte des jungen Räubers. — Das Abenteuer des Engländers.

Abtheil. 4. Die Schatzgräber. Das Höllenthor. — Kidd, der Pirat. — Der Teufel und Tom Walker. — Wolfert Webber, oder die goldenen Träume. — Das Abenteuer des schwarzen Fischers.

Die Geächteten.

Novelle, von Willibald Alexis.

12. 1825. Preis: $1\frac{2}{3}$ Rthlr.

„Der gegenwärtigen Novelle" lies't man im Literar. Conversationsblatt 1825. Nr. 181. „liegt eine Ansicht dieser Gattung, so wie der Poesie überhaupt, zum Grunde, nach deren Quelle und Vorbild Niemand, der in unserer neuesten Literatur nicht ein völliger Fremdling ist, lange suchen wird. Denn man sieht: es sind die Novellen, durch deren Mittheilung Tieck seit einigen Jahren alle verständige Freunde der Dichtkunst zum lebhaftesten Danke verpflichtet, die dem Verf. als Muster vorschwebten." — Für gleich verdienstlich wird die Wahl des, der Geschichte entnommenen, Stoffs erklärt. Es ist eine Begebenheit unserer Tage, welche in dieser Erzählung das Interesse des Lesers in Anspruch nimmt, nämlich der durch ein so unglückliches Ende bezeichnete Zug Schill's und seiner Gefährten im J. 1809., und die Realität dieses historischen Hintergrundes gewinnt noch an individuellem Leben durch die bestimmte Zeichnung der Localitäten, ganz besonders der vielfältig gepriesenen Insel Rügen, nach

welcher, im Verfolg der Erzählung, der dem Untergang in Stralsund Entronnene hinüberflieht; „und hier besonders beginnt," nach obigem Referenten, „eine Reihe anziehender Natur- und Sittenschilderungen, die den Stempel des lebendigen Eindrucks tragen, welchen das romantische Eiland einst auf den Dichter gemacht haben muß."

Ferner verweisen wir auf: Gesellschafter 1825. Nr. 104. — Berl. Nachrichten 1825. Nr. 150. — Zeit. f. d. eleg. Welt 1825. Nr. 126. — Weimar. Jour. f. Lit. 1825. Beibl. Nr. 6.

Caribert, der Bärenjäger.

Vom Verfasser der „Heer und Querstraßen."

Aus dem Engl. übersetzt, von Willibald Alexis.

12. 1825. Preis: 1⅓ Rthlr.

In dieser Erzählung erscheint der Verfasser der unter dem Titel Heer- und Querstraßen erschienenen, und mit so vielem Beifall aufgenommenen Erzählungen, als ein noch ausgezeichneterer Natur- und Sittenmaler. Nach allem, was darüber geurtheilt worden, kann man sie nicht lesen, ohne tief ergriffen zu werden. — Aus der Anzeige im Weimar. Journal f. Lit. und Kunst (1825. Beibl. Nr. 7.) führen wir Folgendes an: „Das Glück der Liebe und ihre Leiden, dieses unerschöpfliche und ewige Thema, ist auch der Hauptgegenstand dieses Romans, der ungemein viel Anziehendes hat, und dadurch einen eigenthümlichen Reiz gewinnt, daß der Schauplatz desselben die herrlichen Berge und Hügel, Schluchten und Thäler der Pyrenäen sind, von welchen das kürzlich erschienene Werk von Lüdemann: „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen" eine so lebendige Schilderung enthält. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. selbst die paradiesischen Gegenden durchwandert und den Stoff zu seiner Erzählung hier gesammelt hat; seine malerischen Beschreibungen der Gebirgslandschaften, und seine Schilderungen ihrer Bewohner, in der Gegend von Bagnères, stimmen mit den Lüdemannischen Darstellungen genau überein." Der Referent in der Abendzeitung (1825. Wegweis. Nr. 69.) sagt: „Wahrheit vereinigt sich hier mit Dichtung zu einem höchst anziehenden Ganzen. Die Hauptcharactere, welche in diesem Roman auftreten, besonders aber der durch innere Vorwürfe dem Wahnsinn verfallene Caribert, sind mit

einer Lebendigkeit ergriffen, und in so neue und erschütternde Beziehungen gestellt, daß man sich unwillkührlich von ihnen fortgerissen fühlt, und diese Scenen ihres Lebens mit ihnen gleichsam selbst durchlebt. Trefflich ist Grund und Boden benutzt, und die streng beobachtete Localität zeigt, wie vertraut der Dichter mit den Pyrenäen gewesen seyn muß." — Gleich günstige Urtheile fällen: die Zeitung für die eleg. Welt 1825. Nr. 160., und der Gesellschafter 1825. Nr. 134.

Felicitas.

Ein Roman, von der Verfasserin der Erna.

12. 1825. Preis: 1 ½ Rthlr.

„Die bereits rühmlich bekannte Verfasserin hat durch diese vortreffliche Darstellung des Kampfes und Sieges einer schönen und schuldlosen Seele die gerechtesten Ansprüche auf den Dank aller Leserinnen, welche die Reinheit der Seele für das höchste Gut des Lebens, und deren Erhaltung für die erste Pflicht erkennen. Ref. kann nicht leugnen, daß ihn seit langer Zeit keine Lectüre so angesprochen und angezogen hat, als diese Schilderung des Gemüthlebens Einer der Würdigsten ihres Geschlechts. Es zeichnet sich aber diese Schilderung, außer ihrer moralischen Tiefe, auch noch einerseits durch zarte psychologische Charakteristik, andererseits durch einen ungekünstelten und doch kunstvollen Styl und eine reine, anmuthige Sprache aus. Nicht selten ist Ref. auf Stellen gestoßen, welche den Charakter Goethischer Klarheit und Lebendigkeit an sich tragen." (Allgem. Repertorium d. Lit. 1825. Nr. 9.)

Memoiren des Grafen Alexander von T—.

Aus der Französischen Handschrift übersetzt. Erster Band.

12. 1825. Preis: geh. 2 Rthlr.

„Memoiren, welche, in der Absicht ihres Verfassers, mehr dessen Selbstbiographie als Beiträge zur Geschichte und Politik seiner Zeit enthalten, müssen, wenn sie den Leser anziehen und unterhalten sollen, einen kleinen Anstrich vom Romanleben haben, und Göthe's Motto an der Stirn führen: „Wahrheit und Dichtung." In den Erzählungen finde man Ausschmückung und Colorit;

in den Bekenntnissen und Reflexionen, Offenherzigkeit und Treue. Beides zeigt sich in den vorliegenden Memoiren eines Hof-, Welt- und Lebemannes, welcher, in der Gewißheit, erst nach 20 Jahren, und lange nach seinem Tode gelesen zu werden, schrieb wie er dachte, und wir würden zusetzen sine ira et studio, wenn es möglich wäre, in Werken dieser Art, sich und die menschliche Natur ganz zu verläugnen. Man würde aber sehr irren, wenn man, nach dem leichtsinnigen Charakter des Verfassers zu schließen, diese Schrift für ein leichtsinniges, oberflächliches, höchstens zeitverkürzendes, wohl gar zeitverderbendes Buch halten wollte. Die äußere Physiognomie trügt hier mehr, als man glaubt. Wer den Grafen von T— anfangs streng zu richten geneigt wäre, wird sich bei näherer Bekanntschaft zu ihm hinneigen, ihn kennen, bedauern, lieben lernen. Er wird ihm, seinen Anlagen, Talenten ein besseres Loos wünschen, mehr den mißgeleiteten Verführten, als den von Natur aus Verderbten und Verwahrlosten in ihm finden. Man sieht und hört es ihm an, daß er nicht schrieb, um sich, wie Rousseau, zu entschuldigen, sondern um sich der Nachwelt in seinen Blättern zu zeigen, wie er sich der Mitwelt in seiner Jugend gezeigt hatte. In dieser Hinsicht ist diese Biographie, zwar nicht der Nachahmung, wohl aber dem Nachdenken, mitunter als Warnungstafel, zu empfehlen. — Was das nicht geringe Verdienst der Darstellung, die eingeschalteten historischen (oft geheimen) Nachrichten, die literarischen Einstreuungen und Anekdoten, die Schilderungen der höchsten und vornehmsten Personen des Französischen Hofes vor und während der Revolution, und dann noch das Gefällige des Vortrags und des Aeußern u. s. w. betrifft, so mag das Werk selbst Zeugniß ablegen und sich empfehlen. — Hr. von T., mit dem 14ten Jahre Page bei der Königin Marie Antoinette, stammte aus einer Familie, welche mit den ersten des Landes in enger Verbindung stand, trat in Militairdienste, ging auf Reisen, und ist — am Schlusse dieses Bandes neunzehn Jahr alt." (Berlin. Zeitung 1825. Nr. 257.).

Man sehe auch: Literar. Conversationsblatt 1825. Nr. 263. — Abendzeitung 1825. (Wegweis. Nr. 91.).

Geschichte unserer Zeit,

seit dem Tode Friedrich's II.; von K. A. Menzel.

2 Bände. 8. 1824. 25. Preis: 4⅔ Rthlr.

Dieses Werk umfaßt die inhaltreiche und verhängnißvolle Zeit, welche die lebende Generation an sich vorüber gehen sah, deren Ereignisse Jedem in Fragmenten noch mehr oder weniger gegenwärtig sind, und die hier als Ganzes vor uns tritt. Von überraschender Wirkung wird Vielen das einzeln Erlebte in dem Zusammenhange seyn, worin es hier als berichtigte, von allem Zusatz der Parteisucht, der Liebe und des Hasses gereinigte Thatsache erscheint.

„Die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben, (sagt die Hallische A. Lit. Zeit. 1824. Ergänz. Bl. Nr. 140.) kann nur Männern von großer Einsicht und festem Charakter gelingen. Denn ohne Einsicht in die mannigfaltigen Ursachen, welche Begebenheiten herbeiführen und ihren Charakter bestimmen; ohne Kenntniß der Charaktere, welche handelnd auftraten, und ohne klare und bestimmte Weltansicht kann das Urtheil über die dargestellten Begebenheiten eben so wenig als die Zusammenstellung derselben selbst bestimmt und einleuchtend seyn. Und hierin liegt zugleich die zweite Bedingung: daß der Geschichtschreiber Charakter besitzen müsse, eingeschlossen. Die Begebenheiten interessiren zwar durch sich selbst nach ihrer Wichtigkeit und ihrem Einflusse auf den Gang der Zeit. Allein je größer der Künstler ist, der sie zu einem Gemälde verwebt, je richtiger er Licht und Schatten in seiner Darstellung vertheilt, je kräftiger er seinen Stoff beherrscht, desto leichter muß er das Urtheil seiner Leser leiten, desto lebendiger sie interessiren und desto sicherer sie belehren und bessern. So haben die Alten ihre Geschichten geschrieben; und wenn sie dadurch allen Jahrhunderten Lehrer der Weisheit und Tugend geworden sind, so müssen wir diesen Erfolg ihrer Bemühungen aus ihrem Charakter herleiten. — Wir würden uns diese Ansichten hier auszusprechen nicht erlaubt haben," fährt dasselbe Blatt fort: „wenn nicht das anzuzeigende Werk zu denjenigen gehörte, welche ohne Ansprüche auftretend, dennoch den Beifall der Meisten zu gewinnen geeignet sind. Der durch seine Geschichte der Deutschen hinreichend bekannte Verf. vereinigt Einsicht und Charakter, um die inhaltschwere Geschichte

unsrer Zeiten mit Glück zu erzählen. Und darum gewährt das Lesen seines Werkes hohen Genuß *)."

Man sehe ferner: Leipz. Lit. Zeit. 1823. Nr. 328. — Lit. Conversationsbl. 1824. Nr. 46. — Morgenblatt 1824. (Literaturbl. Nr. 20.) — Schles. Provinzialblätt. 1824. Aug.

Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen;

im J. 1822. unternommen und beschrieben von W. v. Lüdemann.

8. Mit 2 Karten, 1825. Preis: 1⅔ Rthlr.

So neu dieses Werk noch ist, so hat doch, wie es scheint, der Umstand, daß man endlich in demselben eine anschauliche Beschreibung der Pyrenäen erwarten durfte, nachdem so viele andere Gegenden Europa's zum Ueberfluß geschildert sind, schon Mehrere veranlaßt, sich mit der Würdigung des Buches zu beschäftigen. „Diese Reise über den bekannten Pyrenäenkamm und dessen Thäler," sagen die Allgem. geograph. Ephemeriden (1825. Bd. XVI. St. 4.) „gewährt gewiß eine höchst interessante Schilderung des Gebirgs, selbst dem, der Ramond's und Dralet's (franz.) Schriften dabei zur Hand nimmt. Sie ist, nach des Verf. eigenen Worten bestimmt, dem Besuche Deutscher Reisenden, ein fast noch unempfohlenes Land, das mit den reichsten Gaben einer zur Bewunderung hinreißenden Natur prangt, zu öffnen, und Denen, die der Einladung folgen, als Wegweiser und Führer zu dienen. Beide Zwecke erfüllt das Werk; der Verf. hat mit Liebe und Begeisterung sein Thema behandelt." — Ferner sagt das Weimarische Journ. f. Kunst und Lit. 1825. Beibl. Nr. 4.: „Ein solches Werk giebt

---

*) Die Geschichte unserer Zeit, von Menzel, bildet zugleich die Fortsetzung und den Schluß (oder den 11. und 12ten Band) von Becker's Weltgeschichte. Von der neuen vollständigen Ausgabe dieses Werks, welche wir jetzt zu einem wohlfeilen Pränumerationspreise veranstalten, sind drei Lieferungen (Bd. 1—3. Die Alte Geschichte. Bd. 4. 5. Die Mittlere Geschichte. Bd. 6. 7. der Neueren Gesch. (Erster Zeitr.) bereits erschienen. Die vierte Lief. folgt zur Ostermesse 1826. Für Diejenigen, welche auf das Ganze pränumeriren, finden noch folgende Preise statt:

Ausgabe in 8., auf gutem weißen Druckpap. 12½ Rthlr.

Ausgabe in gr. 8., auf feinem Papier . . 16⅔ Rthlr.

es im Deutschen noch nicht, und von den Französischen Werken über die Pyrenäen verdienen nur die von Ramond und von Dralet empfohlen zu werden. Wir können versichern, daß jeder Leser, insbesondere aber der, welcher — wie der Verf. dieser Anzeige — das Glück hat, wenigstens den höchst anmuthigen Badeort Bagnères und das durch Jean Paul verherrlichte Campaner Thal aus eigner Anschauung zu kennen, in diesem Buche viel Unterhaltendes und Belehrendes finden wird. Es giebt hier keine trockene Beschreibungen, sondern lebendige Schilderungen alles dessen, was der Reisende auf seiner, mit jugendlichem Enthusiasmus unternommenen und ausgeführten Wanderung geschauet und erlebt hat; und diesen anschaulichen Schilderungen sind interessante und zum Theil eigenthümliche Bemerkungen und Ansichten beigemischt."

Ueber

Glauben und Wissen in der Philosophie,

von Fr. Ancillon.

gr. 8. Preis: geh. 20 Sgr.

Der wichtige Gegenstand dieser Schrift, und die Behandlung, die er hier gefunden, ist durch mehrere Recensionen, — namentlich in der Leipziger Lit. Zeitung (1824. Nr. 240.) Theolog. Literaturblatt zur Kirchenzeitung (1824. Nr. 5.) Literar. Conversationsblatt (1824. Nr. 137.) Morgenblatt 1824. (Literaturbl. Nr. 96.) Heidelb. Jahrbücher 1825. März ꝛc. — in's Licht gesetzt, und dieselbe der Aufmerksamkeit des Publikums empfohlen worden. Folgende Stelle aus einer dieser Recensionen wird den Charakter der Schrift näher bezeichnen: „Dem Glauben wird hier seine wahre Bedeutung vindicirt, nach welcher nicht etwa ein unsicheres, unbegründetes Fürwahrhalten, sondern das Wissen selbst in seiner höchsten Potenz und Gewißheit, unter diesem Ausdruck verstanden werden muß. Mit einem schnellen und sichern Ueberblick der vornehmsten philosophischen Systeme — deren Mängel daraus hergeleitet werden, daß der sichere Boden ihnen fehlt, den der Verf. durch jene ursprünglichen Vernunftanschauungen der Philosophie anweisen will; — mit großer Gewandtheit in den Gedanken und im Ausdruck, in einer Sprache, die klassisch zu nennen ist, werden hier diese Behauptungen vorgetragen, denen nur zu wünschen ist, daß sie zur allgemeinen Ueber-

Bayerische Staatsbibliothek München

zeugung werden, und alle heilsamen Früchte tragen mögen, die von ihrer weitern Entwickelung und Anwendung zu erwarten sind."

Die Lehre vom göttlichen Reiche,

dargestellt von Fr. Theremin.

gr. 8. Preis: geh. 1 Rthl.

Inhalt. Buch I. Von der Idee des göttlichen Reiches im Allgemeinen. Kap. 1. Einleitung. Kap. 2. Bestätigung der Idee des göttlichen Reiches aus der heiligen Schrift. Kap. 3. Von den göttlichen Eigenschaften und von der Natur des Menschen. Kap. 4. Von der Erlösung. Buch II. Von der Tugend. Kap. 1. Von der Tugend im Allgemeinen. Kap. 2. Vom Glück. Kap. 3. Von der Frömmigkeit. Kap. 4. Vom Vertrauen. Kap. 5. Von der Nächstenliebe. Kap. 6. Von der Mäßigung. Buch III. Von den Verhältnissen. Kap. 1. Von der Kirche. Kap. 2. Von der Familie. Kap. 3. Vom Staat. Buch IV. Von der Wissenschaft und der Kunst in Beziehung auf das göttliche Reich. Kap. 1. Von der Wissenschaft. Kap. 2. Von der Kunst. Buch V. Von den Pflichten.

Ueber Schleiermachers Glaubenslehre;

ein kritischer Versuch von C. J. Braniß.

gr. 8. 1824. Preis: geh. 25 Sgr.

Dem Scharfsinn, womit der Verfasser die Schwierigkeiten, welche das Schleiermachersche Werk darbietet, beleuchtet, ist in öffentlichen Beurtheilungen Gerechtigkeit widerfahren, indem unter andern (Leipz. Lit. Zeit. 1825 No. 218.) gesagt worden: „Man muß dem Verf. das Zeugniß geben, daß seine Darstellung des Schleiermacherschen Systems kurz und doch genügend sey." Desgleichen: „Die Klarheit und Besonnenheit der Darstellung und der darin sich entwickelnde Scharfsinn werden jedem Leser dieser Schrift, wenn er in der philosophischen Abstraction hinlänglich geübt ist, eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewähren."

Bayerische
Staatsbibliothek
München

L. Mz. 37.